

Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.)
Geschlecht Macht Arbeit

ARBEIT – DEMOKRATIE – GESCHLECHT

herausgegeben von Ingrid Kurz-Scherf

Band 7

Redaktion: Lena Correll, Stefanie Janczyk, Julia Lepperhoff, Anja Lieb,
Clarissa Rudolph und Alexandra Scheele

Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.)

Geschlecht Macht Arbeit

Interdisziplinäre Perspektiven und
politische Intervention

Das Marburger Gender-Kolleg ist ein Interdisziplinäres Graduiertenkolleg der Hans-Böckler-Stiftung an der Philipps-Universität Marburg. An den Instituten für Soziologie, Politikwissenschaft und Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft wird seit Oktober 2004 zum Wandel von „Geschlechterverhältnissen im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“ geforscht. Weitere Informationen finden sich im Netz unter <http://www.uni-marburg.de/fb03/genderkolleg>.

WESTFÄLISCHES DAMPFBOOT

Inhalt

<i>Maria Funder/Ingrid Kurz-Scherf/Ina Merkel/Clarissa Rudolph</i> Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur	7
Kapitel 1: Leitbilder und Geschlechterkonstruktionen	
<i>Lena Correll/Patrick Ehnis/Stefanie Janczyk/Ulrike A. Richter</i> Leitbilder und Geschlechterkonstruktionen	20
<i>Irene Dölling</i> 'Eva-Prinzip'? 'Neuer Feminismus'? Aktuelle Verschiebungen in Geschlechterbildern im Kontext gesellschaftlicher Umbruchsprozesse	24
<i>Lena Correll</i> Jenseits der „Behaglichkeit“ Lebensentwürfe von Frauen und die Geschlechterkonstruktionen in der Familienpolitik	42
<i>Patrick Ehnis</i> Hegemoniale Mütterlichkeit Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes	56
<i>Stefanie Janczyk</i> 'Vereinbarkeit von Beruf und Familie' und Work-Life-Balance: Über Verengungen und Ausblendungen in einer Debatte	70
<i>Ulrike A. Richter</i> Sein und Schein von Arbeitsorganisationen Ein Diskussionsbeitrag zum Gleichheitspostulat	85
Kapitel 2: Re- und Dekonstruktionen von Geschlecht	
<i>Almut Sülzle/Karen Wagels</i> Re- und Dekonstruktionen von Geschlecht	102
<i>Sylka Scholz</i> Männlichkeit und Erwerbsarbeit Eine unendliche Geschichte?	107

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2008 Verlag Westfälisches Dampfboot

1. Auflage Münster 2008

Alle Rechte vorbehalten

Umschlag: Lütke · Fahle · Seifert, Münster

Druck: Rosch-Buch Druckerei, Scheßlitz

ISBN 978-3-89691-740-9

<i>Almut Sülzle</i>	
Vom Fußball fürs Leben lernen?	
Anmerkungen zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit aus ethnographischer Perspektive	121
<i>Karen Wagens</i>	
„Der hatte ‘ne Position – und ich hatte keine“.	
Regulierungsweisen von Geschlecht in Erwerbsarbeitskontexten	136
<i>Mechthild Bereswill</i>	
Männlichkeit als Taktgeber?	
Kommentar zu Grenzverschiebungen und Grenzziehungen im symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit	152
Kapitel 3: Politisches Handeln in geschlechtlich strukturierten Erwerbsfeldern	
<i>Simone Mazari/Heidi Schroth/Agnieszka Zimowska</i>	
Politisches Handeln in geschlechtlich strukturierten Erwerbsfeldern	160
<i>Brigitta Kuster</i>	
Bilder der Prekarität – prekäre Bildproduktion	163
<i>Agnieszka Zimowska</i>	
Eigensinnige Risse in der Klammer der Erfahrung	
Identitätspolitische Ambivalenzen bei der Organisation migrantischer Sexarbeiterinnen	179
<i>Heidi Schroth</i>	
Transversale Billigjobber/innen?	
Dimensionen von Macht und Widerstand im prekären Dienstleistungssektor	197
<i>Simone Mazari</i>	
Vernetzung: ja – Gewerkschaft: nein!?	
Von vernetzten Kulturselbstständigen und Herausforderungen bei der Interessensvertretung <i>neuer</i> Selbstständiger	211
<i>Bettina Roß</i>	
Soziale Ungleichheit und politisches Handeln	
Solidarität und Differenz in der internationalen Textilindustrie	226
Hinweise zu den Autorinnen und Autoren sowie den Mitgliedern des Gender-Kollegs	243

Maria Funder/Ingrid Kurz-Scherf/Ina Merkel/Clarissa Rudolph

Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur

Zukunft der Arbeit und Geschlechterverhältnisse

In den letzten Jahrzehnten hat sich in den modernen Gesellschaften ebenso wie im globalen Maßstab ein beachtlicher Wandel der Geschlechterverhältnisse vollzogen. Er ist auf vielfältige Weise verknüpft mit sozialen, politischen und kulturellen Transformationsprozessen, denen vielfach eine geradezu zivilisationsgeschichtliche Qualität beigemessen wird: die Industriegesellschaft wandelt sich in eine Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft; das „Projekt der Moderne“ verschiebt sich in die neue Perspektive der Post-Moderne oder es erneuert sich im Kontext einer „anderen Moderne“; fordistische Arrangements zwischen „Kapital“ und „Arbeit“ lösen sich auf in postfordistischen Projekten der Privatisierung, Deregulierung und Flexibilisierung; im Mehr-Ebenen-System der Weltgesellschaft erfährt der Nationalstaat einen weitreichenden Bedeutungswandel; aus der Gleichzeitigkeit von Individualisierung auf der einen und Globalisierung auf der anderen Seite ergeben sich neue Herausforderungen der Re-Konstruktion und Re-Vision der sozialen Qualität von Gesellschaft, Demokratie und Ökonomie, die die bislang geltenden Koordinaten politischen Denkens und Handelns grundlegend in Frage stellen. Dazu gehört nicht zuletzt der in diesem politischen Denken und Handeln tief verwurzelte Androzentrismus mit seiner permanenten Reproduktion von Geschlechterstereotypen und Geschlechterhierarchien, die nun aber durch den sich in einigen Feldern bereits abzeichnenden realen Wandel der Geschlechterverhältnisse und durch die feministische Kritik an der sozialen Konstruktion von Geschlecht nach dem Modell „hegemonialer Männlichkeit“ sowohl praktisch wie auch theoretisch ins Wanken geraten sind.

Einer der Knotenpunkte der Verknüpfung des Wandels der Geschlechterverhältnisse mit anderen Dimensionen des Wandels der Lebensweise und der Lebensverhältnisse in den modernen Gesellschaften und im globalen Maßstab ist die Frage nach der Zukunft der Arbeit. Die diesbezügliche Debatte ist seit

langem gekennzeichnet durch sehr unterschiedliche und zum Teil völlig widersprüchliche Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsprognosen. In den 1980er Jahren konstatierten namhafte Sozialwissenschaftler das „Entschwinden der Arbeitsgesellschaft“ (Dahrendorf 1980) und einen rasanten „Bedeutungsverlust der Arbeit“ (Offe 1983). Dieser von Anfang an strittigen These wurde in den 1990er Jahren der Befund entgegen gehalten: „Das Ende der Arbeit hat nicht stattgefunden“ (Baethge u.a. 1994: 1), vielmehr sei ein „Siegesszug gerade der kapitalistischen Arbeit“ (Hondrich 1996) zu erkennen. Neuere Untersuchungen werfen die Frage auf, ob wir es nicht sogar mit der Herausbildung einer „Hyperarbeitsgesellschaft“ (Voß 2001) zu tun haben.

Von welcher Gegenwartsdiagnose auch immer ausgegangen wird, weitgehend Konsens ist wohl mittlerweile, dass Arbeit immer noch ein zentrales Medium der Vergesellschaftung darstellt. Unter Arbeit wird längst nicht mehr nur Erwerbsarbeit verstanden. Hierzu hat vor allem die Frauen- und Geschlechterforschung beigetragen, die schon früh die verengte Sicht auf Arbeit (gleich Erwerbsarbeit) kritisiert und die Entwicklung eines erweiterten Arbeitsbegriffs eingefordert hat. Nur so ist es möglich, die Verknüpfung von Produktions- und Reproduktionsarbeit bzw. die ganze Komplexität der Vergesellschaftung durch Arbeit in den Blick zu bekommen und die Interdependenzen und Widersprüche zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen und Arbeitsformen zu untersuchen (vgl. u.a. Becker-Schmidt 2007; Kurz-Scherf 2007). Dabei zeigt sich allerdings immer noch, dass es eine ungleiche Verteilung von und Teilhabe an Haus-, Familien- Sorge- und Erwerbsarbeit zwischen den Geschlechtern gibt. Ob der viel diskutierte Epochenbruch – etwa im Sinn eines „Gestaltwandels der Moderne“ (Beck) – und der sich in diesem Kontext vollziehende Wandel der Geschlechterverhältnisse letztendlich auf eine Überwindung der asymmetrischen Geschlechterordnung der Industriegesellschaft hinauslaufen oder nur neue Varianten tradierter Geschlechterhierarchien hervorbringen wird, ist bislang noch eine offene Frage.

Die soziale Realität von Arbeit in den dem eigenen Selbstverständnis nach ‘modernen’ Gesellschaften und erst recht im globalen Maßstab erweist sich bei näherem Hinsehen als dermaßen komplex, dass sich kaum klare Trends herausarbeiten lassen. Übereinstimmung ist noch am ehesten dahingehend zu erzielen, dass durch die Vielzahl und die Reichweite von Wandlungsprozessen sowohl hinsichtlich der Arbeits- und Lebensverhältnisse als auch der Geschlechterverhältnisse zentrale Basisinstitutionen des industriekapitalistischen Gesellschaftsmodells verstärkt unter Druck geraten sind.

Die real ablaufenden Veränderungsprozesse tangieren nicht nur die Konstitution des modernen Subjekts mit seiner beruflichen Identität, sondern zugleich auch

die Bestands- und Funktionsbedingungen sowie die Existenz- und Funktionsweise von „Gesellschaft“ und „Demokratie“ in ihrer spezifisch modernen Prägung. Der Umbauprozess in den westlichen Industrienationen betrifft letztendlich alle zentralen Institutionen, Arbeits- und Lebenssphären, im Besonderen aber die Arrangements der Geschlechter sowie die Kompatibilität und den Zusammenhang von Arbeit und Leben. In einer Gesellschaft, die mit einem immer geringeren Volumen ausgerechnet der Art und der Form von Arbeit auskommt, die ihr als Prototyp von Arbeit schlechthin gilt – also Erwerbsarbeit –, müssen daher nicht nur Zusammenhänge zwischen Arbeit und Existenzsicherung, Arbeit und der lebenslangen Ausübung eines Berufs neu gedeutet werden. „Erwerb“ und „Beruf“ können nicht länger als einzige oder vorrangig maßgebliche Instanzen der Sinnstiftung individuellen und gesellschaftlichen Lebens betrachtet werden. Ebenso wenig lassen sich die Kreativität und Qualität von Arbeit auf Produktivität reduzieren und allein nach ökonomisch-technischen Maßstäben bemessen. Damit können sich auch kulturelle Momente mehr und mehr Geltung verschaffen; zumal Arbeit bei den nachwachsenden Generationen unter einem hohen Erwartungsdruck steht. Arbeit soll der Vergewisserung der eigenen Identität dienen, soziale Zusammenhänge stiften und zu sozialer Anerkennung (vgl. Holtgrewe u.a. 2000) beitragen. Von einem Bedeutungsverlust der Arbeit in der Form von Berufs- und Erwerbstätigkeit kann daher gerade bei den Jüngeren nicht die Rede sein. Konfrontiert werden sie jedoch mit einer steigenden Verunstetigung von Erwerbsarbeitsverhältnissen und einem wachsenden Anteil nur noch geringfügiger, befristeter und diskontinuierlicher Beschäftigungsverhältnisse. Alternative Optionen sind unter den Bedingungen hoher Erwerbslosigkeit rar, stattdessen ist eine zunehmende Prekarisierung der Arbeits- und Lebensverhältnisse und eine allgemeine Verunsicherung von Erwerbsbiographien zu beobachten. Dementsprechend wird es immer schwieriger, auch nur in die Nähe des Ideals befriedigender und vor allem freier, selbstbestimmter Arbeit zu gelangen.

In diesem Umbruchprozess machen sich aus der Geschlechterperspektive höchst widersprüchliche Entwicklungen geltend: Zum einen erodiert in Anbetracht der anhaltenden Probleme auf den Arbeitsmärkten in Verbindung mit der zunehmenden Verbreitung geringfügiger und diskontinuierlicher Beschäftigung das männliche Normalarbeitsverhältnis. Gleichzeitig steigt zum anderen das Ausmaß an Überstunden und es kommt zu einer zunehmenden Flexibilisierung der Arbeitszeiten, was das nach wie vor ungelöste Problem mangelnder Vereinbarkeit von Familie und Beruf wie auch die Auflösung traditioneller Geschlechterarrangements nicht gerade einfacher macht. Auszumachen sind zudem Tendenzen einer zunehmenden Ökonomisierung des Sozialen sowie eine fortschreitende

Vermarktlichung bzw. „Kommodifizierung“ von Arbeit. Sie gehen einher mit Prozessen der Entgrenzung von Arbeit und Arbeitszeit, der De- und Rezentralisierung von Arbeitsorganisationen sowie einer weiteren „Tertiarisierung“ der Beschäftigungsstruktur, die keineswegs – wie die Rede von der sich ausbildenden Wissensgesellschaft suggeriert – von einem Prozess der generellen Höherqualifizierung begleitet wird.

Eine Momentaufnahme der gegenwärtigen Situation unter geschlechterpolitischen Gesichtspunkten ergibt folgendes Bild: Die modernen Arbeits- und Lebenswelten sind immer noch durch erhebliche Defizite an Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen – nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen fortgeschrittenen Industrieländern – geprägt. Zu nennen ist hier etwa die Segregation von Frauen- und Männerarbeitsmärkten, die ausgesprochen große Beharrungskraft der Geschlechterstypik von Berufen, die Unterrepräsentanz von Frauen in Führungspositionen (Stichwort „glass-ceiling“), die Einkommensspreizung zwischen Frauen- und Männerlöhnen sowie die Überantwortung der Hauptlast der Haus- und Beziehungsarbeit an Frauen. Gleichwohl gibt es aber auch einen Trend in Richtung Aufhebung institutioneller geschlechtsspezifischer Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt und in einzelnen Berufsfeldern (z.B. durch das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz – AGG) sowie Bestrebungen, die auf eine Abkehr von tradierten Geschlechterstereotypen hinweisen bzw. hinarbeiten. Es hat sich somit durchaus etwas getan in Sachen Gleichberechtigung. Gleichwohl vollzieht sich weiterhin eine teils offene, teils verdeckte strukturalisierte Reproduktion geschlechtlicher Diskriminierungen, die allerdings nur allzu oft durch eine gelungene De-Thematisierung der Geschlechterdifferenz verborgen bleibt (vgl. u.a. Wetterer 2003; Dölling 2007; Funder u.a. 2006). Zu konstatieren sind somit äußerst widersprüchliche Prozesse der Erosion und gleichzeitigen Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen (vgl. u.a. Gildemeister/Wetterer 2007; Rudolph 2007).

In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob mit der Erosion des männlichen Normalarbeitsverhältnisses Konzepte von Männlichkeit (Hierarchisierung in der Arbeit, Statuskämpfe, Erwerbsmodell usw.) in Frage gestellt sind und weibliche Lebensmuster sich als kompatibler, gewissermaßen auf die neuen gebrochenen Arbeitsverhältnisse „vorbereiteter“ erweisen könnten. So wird etwa behauptet, dass weibliche Lebensmuster, wie sie sich gerade auch im Zuge der Emanzipation von tradierten Geschlechterstereotypen herausgebildet haben – mit ihrer einer „Dienstleistungsgesellschaft“ schon sehr viel näheren Arbeitsstruktur und -kultur, mit typischerweise dynamischeren Berufsverläufen, mit abwechselnder Prioritätensetzung auf soziale Beziehungen usw. – nicht nur besser

auf diese neue Situation vorbereitet sind, sondern sogar formbildend wirken können. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass unter den Vorzeichen der wachsenden Entsicherung von Arbeits- und Lebensverhältnissen zum Teil sogar verstärkt auf symbolische Geschlechterordnungen zurückgegriffen und „männliche Herrschaft“ eher stabilisiert denn aufgelöst wird (vgl. u.a. Dörre 2007). Diesbezügliche Befunde dürfen jedoch nicht über Gebühr generalisiert werden; vielmehr gibt es auch Indizien für „widerständige Praxen“, die einmal mehr auf die Widersprüchlichkeit der derzeitigen Entwicklungen verweisen. Betrachtet man etwa die gegenwärtigen Transformationsprozesse, zeigt sich einerseits, dass es qualifizierten ostdeutschen Frauen durchaus gelungen ist, sich trotz massiver Deindustrialisierungsprozesse auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten und sogar gegenüber ostdeutschen Männern Entwicklungsvorteile zu erobern. Andererseits werden aber auch Prozesse der Retraditionalisierung der Lebensführung konstatiert (vgl. u.a. Völker 2003). Traditionelle Geschlechterarrangements erweisen sich offenbar als weitaus resistenter gegen Veränderungen als vielfach behauptet. Noch ist die bereits angekündigte „Geschlechterrevolution“ (vgl. Beck u.a. 2001) ausgeblieben; was nicht bedeutet, dass es keine widerspenstigen Praktiken oder gar Tendenzen der Subversion gibt.

Verknüpfung der Diskurse über Arbeit, Geschlecht und Teilhabe

Der Umbau der westlichen Arbeitsgesellschaften wirkt sich ganz unmittelbar auf die Lebensverhältnisse aus und berührt die Geschlechterverhältnisse im Besonderen. Bisher werden die Debatten über die Zukunft der Arbeit noch allzu oft – so etwa im arbeits- und industriesoziologischen Mainstream – weitgehend ohne Berücksichtigung der Geschlechterproblematik geführt. Dabei wird gerade im Zusammenhang mit Globalisierungsprozessen deutlich, dass die Neustrukturierung der Arbeitsmärkte zu neuen Formen der Differenzierung, der Ungleichheit und Ungerechtigkeit führt – und zwar sowohl nach Geschlecht wie auch nach Alter und ethnischer Zugehörigkeit (vgl. hierzu die Debatte über „Achsen der Differenz“). Wenn die hier grob skizzierte Entwicklung nicht in eine umfassende Prekarisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen – nun nicht mehr nur von Frauen, sondern auch von Männern – und in eine immer tiefere soziale Spaltung sowohl zwischen Männern und Frauen wie aber auch unter Frauen und unter Männern führen soll, dann bedarf es eines sehr viel grundlegenden Perspektiv- und Paradigmenwechsels in Arbeitsorganisation, Arbeitspolitik und Arbeitskultur als des bislang angedachten. Auch umgekehrt gilt: Für die Untersuchung des sich derzeit vollziehenden Wandels der Geschlechterverhältnisse

in modernen Gesellschaften ist die Frage nach der Zukunft der Arbeit zentral. Zum einen, weil die Erwerbsarbeit von Frauen der paradigmatische Ausgangspunkt weiblicher Emanzipations- und Partizipationsbestrebungen im vergangenen Jahrhundert war, sich mittlerweile jedoch erwiesen hat, dass dies zwar eine notwendige, aber keineswegs eine hinreichende Bedingung für Gleichberechtigung, Gleichstellung oder Geschlechterdemokratie ist. Zum anderen, weil in der feministischen Wissenschaft der Zusammenhang zwischen der sozialen Organisation von Arbeit und der sozialen Konstruktion der Geschlechterverhältnisse traditionell einen zentralen Stellenwert hat und auch weiterhin haben muss; was in jüngerer Zeit vor allem in der Theoriebildung feministischer Wissenschaft im Zuge der Dominanz eher identitätstheoretischer und weniger interessenpolitischer Fragestellungen teilweise in Vergessenheit geraten ist. So besteht die Gefahr, dass mit der zunehmenden Distanz zu den realen Problemlagen einer geschlechtshierarchisch strukturierten Arbeits- und Lebenswelt und den sich darin nicht zuletzt im Zuge des Wandels der Geschlechterverhältnisse vollziehenden Transformationsprozessen auch eine Tendenz zur Entpolitisierung feministischer Wissenschaft im Sinn einer thematischen Abkehr nicht nur von der Arbeit, sondern auch von der Politik einher geht. Insofern erscheint es nicht nur politisch bedeutsam, sondern auch erkenntnistheoretisch notwendig, die wissenschaftlichen Diskurse über Arbeit und Geschlecht aufeinander zu beziehen und sie miteinander zu verknüpfen. Es gilt, die hier skizzierten Veränderungen zu interpretieren, sie auf ihre geschlechtsspezifischen Strukturen hin zu untersuchen und danach zu fragen, wie unter diesen neuen Bedingungen Geschlecht konstruiert wird. Die Genderperspektive bietet die Chance, die Felder Arbeit, Politik und Kultur als etwas immanent Zusammengehöriges zu betrachten und die geschlechtsspezifischen Dimensionen und Komponenten des Wandels der Arbeit sowie die damit verbundenen (Neu-)Strukturierungen der Geschlechterbeziehungen in den Blick zu nehmen und genauer zu untersuchen, um am Ende Potentiale, die zur Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen beitragen können (oder diese verhindern), zu identifizieren.

Die Verschränkung der Frage nach der Zukunft der Arbeit mit der nach dem Wandel der Geschlechterverhältnisse in modernen Gesellschaften verweist zudem auf aktuelle Diskurse über Gerechtigkeit und Anerkennung sowie die Verteilung von Ressourcen und Partizipationschancen. In dieser Perspektive verknüpfen sich Geschlechter- und Arbeitsdiskurse dann auch mit Fragen der Teilhabe und Demokratie. An diesem Knotenpunkt aktueller Gegenwartsdebatten und Zukunftsdiskurse ist das Konzept der Geschlechterdemokratie angesiedelt, das immer mehr zu einem Leitbild für eine emanzipatorische Gesellschaftsverände-

rung avanciert. Demokratie soll dabei nicht nur als politisches System, sondern als eine politische Lebenskultur begriffen werden.

Das Problem zunehmender sozialer Ungleichheit mit den darin enthaltenen Demokratiedefiziten bildet auch den Bezugspunkt der seit einigen Jahren anhaltenden Debatte über eine gerechte Umverteilung gesellschaftlicher Arbeit, von Einkommen und Macht sowie auch der Anerkennung von Differenz: „Gerechtigkeit (erfordert) heute *sowohl* Umverteilung *als auch* Anerkennung“ (Fraser 2001, 24).

Eine Gesellschaft, die Integration anstrebt, muss demnach sowohl gegen ökonomische als auch kulturell-symbolische Ungerechtigkeiten vorgehen. Doch hier besteht ein schwerwiegendes Dilemma: Während Ansprüche auf Anerkennung oft so geltend gemacht werden, dass sie mit der Hervorhebung der Besonderheiten einer Gruppe einhergehen und somit zur Förderung von Gruppendifferenzen beitragen, zielen Maßnahmen zur Umverteilung demgegenüber darauf ab, Regelungen zu schaffen, die auf eine Entdifferenzierung von Gruppen hinauslaufen sollen; kurzum, es liegt ein Umverteilungs-Anerkennungs-Dilemma vor. Dieses entsteht, wenn Menschen, die sowohl von kultureller als auch von ökonomischer Ungerechtigkeit betroffen sind, einerseits ihre Besonderheiten geltend machen und sie andererseits verleugnen. Die Gender-Problematik ist dafür ein geradezu typisches Beispiel, denn Gender besitzt sowohl eine politisch-ökonomische Seite, die auf Umverteilung anspricht, als auch eine kulturell-symbolische Seite, für die der Bereich der Anerkennung von Relevanz ist: „Während die Logik der Umverteilung darin besteht, Gender als solches überflüssig zu machen, besteht die Logik der Anerkennung darin, die geschlechtsspezifische Besonderheit aufzuwerten“ (Fraser 2001, 42). Anzeichen für eine Auflösung des Dilemmas sind bislang allerdings kaum zu erkennen; stattdessen befinden wir uns gegenwärtig in einem Teufelskreis sich gegenseitig verstärkender kultureller und ökonomischer Ungerechtigkeiten, aus dem der liberale Wohlfahrtsstaat keinen Ausweg zu bieten scheint.

Setzt man zur Erreichung der Zielvision Geschlechterdemokratie auf materielle Umverteilung und sozial-kulturelle Anerkennung, kommt man nicht umhin, sich mit den Produktions- und Reproduktionsverhältnissen von Industriegesellschaften und ihrer aktuellen Transformation auseinander zusetzen, und zwar nicht nur mit Fragen der Exklusion/Inklusion von Frauen/Männern in den Arbeitsmarkt, sondern auch mit ihrer Positionierung in Organisationen, der Bewertung von Arbeit, die ja bekanntlich sehr stark differiert, also mit all den derzeit praktizierten Organisations-, Verteilungs- und Anerkennungsmodi von Arbeit, die sowohl Fragen von „Ökonomie“ und „Gesellschaft“ wie Fragen von „Politik“, „Kultur“ und „Subjektivität“ berühren.

Bislang konzentriert sich die Arbeitsforschung primär auf rationales Interessenhandeln, d.h. es ging um „das *bargaining* zwischen unterschiedlichen Interessen sowie die Entwicklung struktureller Rahmenbedingungen wie Qualifikations- und Autonomiepotenziale oder Arbeitsmarktstrukturen“ (Holtgrewe u.a. 2000, 19). Hierbei wurde aber oft übersehen, dass Arbeit nicht allein dem Erwerb von Einkommen dient und gesellschaftliche Teilhabe gewährleistet, mithin ein Medium sozialer Inklusion wie auch von Prozessen sozialer Marginalisierung und Exklusion darstellt, sondern stets auch ein Medium sozialer und kultureller Anerkennung ist, welches nun aber in der aktuellen „Ära der Transformation“ oder auch im Übergang in eine andere oder „zweite Moderne“ einem grundlegenden Bedeutungswandel unterliegt. So lassen sich gerade im Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert tiefgreifende Veränderungsprozesse im Hinblick auf die ökonomischen Rahmenbedingungen, die Unternehmensstrukturen und die Arbeitsorganisation bis hin zur Kultur der Arbeitswelt erkennen, die sich auch in einem Wandel der Anerkennungsmodi widerspiegeln, bislang aber noch nicht eingehend untersucht worden sind, erst recht nicht aus einer Genderperspektive.

Unter den Bedingungen von Globalisierung, Migration, Deindustrialisierungs- und Transformationsprozessen gestaltet sich auch der Zusammenhang von Arbeit und Leben grundlegend neu. Er muss deshalb mit neuen Konzepten begriffen und auf neuen Feldern untersucht werden. Es geht darum, ein Bild über die gegenwärtige Umstrukturierung der „Arbeitsgesellschaft“ aus einer Genderperspektive zu bereichern und auch zu korrigieren.

Von besonderem Interesse könnten dabei transitorische Konstellationen sein, also Situationen oder Konflikte, in denen gesellschaftliche Widersprüche auf ganz unmittelbare Weise ausgetragen werden. Sie finden sich immer dort, wo traditionelle Lebensweisen aufgegeben, Neues ausprobiert, Grenzen getestet werden, sich die neuen Strategien aber noch nicht wieder als Handlungsmuster eingeschliffen haben. Umbruchprozesse, wie sie etwa im Umfeld der Globalisierung stattfinden, so vor allem die Migration von Menschen, der beschleunigte Austausch von Dingen, kulturellen Artefakten und Imaginationen, Pendlerexistenzen usw., können ebenso wie Arbeitslosigkeit, unfreiwilliges Unternehmertum, prekäre Beschäftigung oder Zweifel an der Geschlechtsidentität als Auslöser für Transformationsprozesse der Arbeits- und Lebenswelt sowie auch des eigenen Lebens fungieren.

Richtet sich der Blick auf die Subjekte, so bergen transitorische Situationen ein hohes Maß an Verunsicherung für die Beteiligten. Orientierungen gehen verloren, Routinen müssen aufgegeben, vertraute Orte und Beziehungen verlassen werden,

erprobte Handlungsmuster werden disfunktional. In solchen Phasen erweisen sich Geschlecht und Ethnizität als bevorzugte Rückzugsfelder für die Sicherung der eigenen kulturellen Identität, sie werden deshalb auch als Momente von Identitätspolitik aufgefasst. Geschlecht ist in diesem Sinne keine Strukturkategorie per se, mit der schon alles gesagt ist und Handlungsoptionen, Ressourcen, Chancen, Anerkennung usw. verteilt sind, sondern Geschlecht ist etwas, das in je neuen Konstellationen auch immer wieder neu hergestellt, konstruiert und mit symbolischen Bedeutungen aufgeladen wird. Wie dies geschieht, welche Strategien die Individuen entwickeln, sich an gesellschaftlichen Fremdzuschreibungen zu reiben und welche kulturellen Praxen sie dabei erfinden, steht im Focus aktueller Debatten. Hierbei darf die Frage nach Herrschaftsverhältnissen jedoch genauso wenig ausgeblendet werden wie die nach „widerständigen Praktiken“ (Fraser 1996), ihrem Zusammenwirken und den darin enthaltenen Handlungsoptionen und Veränderungsperspektiven.

Geschlecht Macht Arbeit

Mit den hier knapp beschriebenen tiefgreifenden Veränderungsprozessen der Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert sind Transformationen des Zusammenhangs von Geschlecht, Macht und Arbeit verbunden. Ziel der diesem Sammelband zugrunde liegenden Tagung war es, in diesen aktuellen Wandlungsprozessen Machtverhältnisse auszuloten und politische Gestaltungsspielräume zu identifizieren und aufzuzeigen.

Der Sammelband beinhaltet Analysen, kritische Reflexionen und Forschungsergebnisse, die im interdisziplinären Promotionskolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“ der Hans-Böckler-Stiftung an der Philipps-Universität Marburg und von weiteren Expertinnen aus Wissenschaft und Kunst (Irene Dölling, Mechthild Bereswill, Brigitta Kuster und Sylka Scholz) erarbeitet wurden.

Die Kernfragen dabei lauten: Welche Handlungsspielräume eröffnen Aushandlungsprozesse um Geschlechterkonstruktionen und -leitbilder? Welche Effekte haben (widerständige) Geschlechterpraxen? Welche politischen Interventionspraxen erarbeiten sich AkteurInnen in geschlechtlich strukturierten Erwerbsfeldern? Daraus ergeben sich drei Analyseebenen, die sich in den drei Kapiteln des Bandes widerspiegeln:

Das erste Kapitel beschäftigt sich folglich mit *Leitbildern und Geschlechterkonstruktionen*, die Handlungen, Wahrnehmungen und Interpretationen prägen und zugleich durch diese geprägt werden. Selten sind sie homogen, sie müssen

immer wieder neu legitimiert und durchgesetzt werden und sind somit veränderbar. Anhand verschiedener Kontexte – Politikgestaltung, Arbeitsforschung und Arbeitsorganisation – werden Prozesse der Entstehung von Leitbildern und Geschlechterkonstruktionen sowie deren Wirkmächtigkeit diskutiert. Wichtige Fragen lauten: Welches Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit wird im Zusammenhang von Vereinbarkeit, Reproduktion, Rationalität konstruiert? Welche Schlussfolgerungen für politische bzw. wissenschaftliche Umgangsweisen lassen sich daraus ziehen? Damit soll ein Beitrag zum Zusammenhang von Politik, Macht und Geschlecht geleistet werden, der die Rahmung für die folgende Analyse von alltäglichen Geschlechterpraxen darstellt.

Im zweiten Kapitel wird den *Re- und Dekonstruktionen von Geschlecht* in unterschiedlichen alltäglichen Kontexten nachgegangen. Erst kulturelles Wissen um Geschlechterkonstruktionen und um die Existenz zweier Geschlechter strukturiert individuelles Denken und Handeln und bewirkt eine hierarchische Konstituierung sozialer Räume. Zugleich ist die darunter liegende Vorstellung einer Dichotomie zweier Geschlechter Ausgangspunkt und Anreiz vielfältiger Überschreitungen. Dieses Kapitel untersucht alltägliche Geschlechterpraxen und deren geschlechterpolitische Wirkungen in Erwerbsarbeitsräumen und Sportarenen. Die Fragen heißen: Welche Arten von geschlechtlicher Arbeit werden geleistet? Welche Formen des Grenzregimes und -widerstands lassen sich aufzeigen, und inwieweit kommt es zu Veränderungen um das Wissen von Geschlecht, das sicht- und spürbare Effekte zeitigt? Damit soll ein Beitrag zum Zusammenhang von Wissen, Macht und Politik geleistet werden. Angeregt wird hier die Diskussion um die Notwendigkeit neuer politischer Interventionen angesichts der sich verändernden Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse, die im folgenden Kapitel weiter ausdifferenziert wird.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit *politischen Handlungsoptionen und Interventionen in geschlechtlich strukturierten Erwerbsfeldern*, die auf eine Verbesserung von Lebens- und Arbeitsbedingungen abzielen. Diskutiert werden subjektive Deutungsmuster, kollektive Formen politischen Handelns sowie Ein- und Ausschlüsse von Solidarierungsprozessen. All diese Aspekte werden aus internationaler und transnationaler Perspektive in Erwerbskontexten wie Sexarbeit, Wissensarbeit, Reinigungsgewerbe und Textilindustrie, die größtenteils prekariert, entgrenzt und geschlechtlich-ethnisch hierarchisiert sind, genauer untersucht. Gefragt wird: Wie können die veränderten Machtverhältnisse in Dienstleistungssektoren treffend erfasst werden? Wie situieren sich AkteurInnen in den jeweiligen Machtverhältnissen? Welche neuen Formen und Strategien politischen Ausdrucks können über klassische Gewerkschaftsvertretung hinaus entwickelt werden?

Arbeitskontexte sind Arenen, in denen Geschlecht hergestellt und verhandelt wird, gleichzeitig wird über Geschlecht festgelegt, was (keine) Arbeit ist. Sowohl in Geschlechter- als auch Arbeitsverhältnissen wirkt Macht konstituierend. Neben den Analysen gegenwärtiger Machtkonstellationen im Feld der Arbeit waren die darin angelegten Widerstandsmöglichkeiten von besonderem Interesse. Dabei wurden sowohl politische Interventionen als auch subversive Effekte als widerständig betrachtet. Darin liegen – so unser Fazit – Ausgangspunkte für weitere Forschungs- und Themenstellungen.

Der Verlauf der Tagung, die vorgestellten Papiere, die anregende Diskussion haben dieses Konzept erst zur Entfaltung gebracht. Dafür gilt unser Dank allen Beteiligten, in besonderem Maße aber der Koordinatorin des Promotionskollegs Bettina Roß und der Hans-Böckler-Stiftung.

Last but not least gilt es an dieser Stelle hervorzuheben, dass es sich bei dieser Tagung um die Abschlussveranstaltung eines von der Hans Böckler Stiftung finanzierten Promotionskollegs handelte, an dessen Zustandekommen und Betreuung Kolleginnen und Kollegen aus drei Instituten – Europäische Ethnologie, Politikwissenschaft und Soziologie – des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften und Philosophie der Philipps-Universität Marburg mitgewirkt haben. Im Einzelnen handelt es sich hierbei – außer um uns – um Karl Braun, Franziska Becker, Leo Kißler und Theo Schiller.

Literatur

- Baethge, Martin/Mückenberger, Ulrich/u.a., 1994: Regulierung und Restrukturierung der Arbeit in den Spannungsfeldern von Globalisierung und Dezentralisierung. Antrag an die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Einrichtung eines Forschungsschwerpunktes (hekt. Manuskript). Göttingen.
- Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph, 2001: Theorien reflexiver Modernisierung. Fragestellungen, Hypothesen, Forschungsstrategien. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt/Main, 11-59.
- Becker-Schmidt, Regine, 2007: Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden, 250-268.
- Dahrendorf, Ralf, 1980: Im Entschwinden der Arbeitsgesellschaft. Wandlungen in der Konstruktion menschlichen Lebens. In: Merkur. 34. Jg., Heft 8, 749-760.
- Dölling, Irene, 2007: 'Geschlechter-Wissen' – ein nützlicher Begriff für die 'verstehende' Analyse von Vergesellschaftungsprozessen? In: Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (Hg.): Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen. Münster, 19-31.

- Dörre, Klaus, 2007: Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden, 285-302.
- Fraser, Nancy, 1996: Widerspenstige Praktiken: Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt/Main.
- Fraser, Nancy, 2001: Das halbierte Geschlecht. Frankfurt/Main.
- Funder, Maria/Dörhöfer, Steffen/Rauch, Christian, 2006: Geschlechteregalität – mehr Schein als Sein. Geschlecht, Arbeit und Interessenvertretung in der Informations- und Telekommunikationsindustrie. Berlin.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (Hg.), 2007: Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen. Münster.
- Holtgrewe, Ursula/Voswinkel, Stephan/Wagner, Gabriele (Hg.), 2000: Anerkennung und Arbeit. Konstanz.
- Hondrich, Karl Otto, 1996: Die Mär vom Ende der Arbeit. In: Die Zeit. 4.10.1996.
- Kurz-Scherf, Ingrid, 2007: Soziabilität – auf der Suche nach neuen Leitbildern der Arbeits- und Geschlechterpolitik. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden, S. 269-284.
- Offe, Claus, 1983: Arbeit als soziologische Schlüsselkategorie? In: Matthes, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt/New York, 38-65.
- Rudolph, Clarissa, 2007: Gleichstellungspolitik als Luxus – Wandel und Persistenz von Geschlechterverhältnissen bei der Hartz IV-Umsetzung, in: Rudolph, Clarissa/Niekant, Renate (Hg.): Hartz IV. Zwischenbilanz und Perspektiven, Münster, 110-134.
- Völker, Susanne, 2003: Gesellschaftliche Transformation und betriebliche Reorganisation – Erwerbsorientierungen ostdeutscher Frauen als praktische Stellungnahmen. In: Kuhlmann, Ellen/Betzelt, Sigrid (Hg.): Geschlechterverhältnisse im Dienstleistungssektor. Dynamiken, Differenzierungen und neue Horizonte. Baden-Baden, 37-50.
- Voß, G. Günter, 2001: Auf dem Wege zum Individualberuf? Zur Beruflichkeit des Arbeitskraftunternehmers. In: Kurtz, Thomas (Hg.): Aspekte des Berufs in der Moderne. Opladen, 287-314.
- Wetterer, Angelika, 2003: Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster, 286-319.

Kapitel 1: Leitbilder und Geschlechterkonstruktionen

Lena Correll/Patrick Ehnis/Stefanie Janczyk/Ulrike A. Richter

Leitbilder und Geschlechterkonstruktionen

Gesellschaftliche Leitbilder und Geschlechterkonstruktionen prägen sowohl individuelle Entscheidungen und Handlungen als auch die Gestaltung ökonomischer und sozialer Rahmenbedingungen. Gleichzeitig haben Veränderungen individueller Verhaltensmuster oder der sozio-ökonomischen Bedingungen auch Rückwirkungen auf gesellschaftliche Leitbilder. Leitbilder sind also nicht feststehend, sondern unterliegen einem (permanenten) Wandel; sie sind selten konkurrenzlos und häufig 'umkämpft'. Letzteres sind sie deshalb, weil es bei Leitbilddebatten gerade auch um die Frage geht, wie sich gesellschaftliche Realität entwickeln soll, wie (knappe) Ressourcen zu verteilen sind oder welche rechtlichen und faktischen Entfaltungsmöglichkeiten konkreten Gruppen und Individuen eingeräumt werden.

In diesem Kapitel sind Beiträge versammelt, die sich dieser Frage von Leitbildern und prägenden Perspektiven im Feld von Geschlecht, Politik und Arbeit widmen. Die Beiträge nehmen dabei unterschiedliche Fokussierungen vor. In der Zusammenschau lassen sie sich als Bestandsaufnahme historischer und/oder aktueller Leitbilder lesen. In den Blick genommen werden Vorstellungen über Frauen und Männer, über Familie bzw. Vereinbarkeit von Beruf und anderen Lebensbereichen sowie über die Gleichheitsnorm. Die Beiträge eint, dass sie vorrangig auf Persistenzen und problematische Entwicklungen in den jeweiligen Kontexten fokussieren. Die Aufsätze geben Anstöße zur Erklärung dieser Befunde; zugleich ermöglichen sie eine Diskussion darüber, welche emanzipatorischen Impulse die beschriebenen Entwicklungen bereithalten:

Irene Dölling betrachtet in ihrem Beitrag den aktuellen Diskurs um Geschlechterleitbilder, wie er in den Medien, insbesondere in den Feuilletons der Zeitungen, geführt wird. Dölling geht davon aus, dass dieser Diskurs aufgrund seiner Vehemenz über die Medienöffentlichkeit hinaus wirksam wird, vor allem deshalb, weil er sich mit neoliberalen Bestrebungen und individualisierender, entsolidarisierender Politik trifft. Auch wenn sich die konservative und die moderne Strömung des medialen Geschlechterdiskurses auf den ersten Blick diametral gegenüberstehen, bescheinigt Dölling beiden einen Anti-Feminismus:

Sie arbeitet heraus, dass beide Richtungen in der ressentimentgeladenen Abwertung des 'alten Feminismus' einig sind, was letztlich zu einer „diskursiven Ent-eignung des (gesellschafts-)kritischen Feminismus“ führt. Beide Richtungen stehen zudem einem „neoliberal geprägten Gesellschaftsdiskurs“ nahe, dessen Kennzeichen es ist, die individuelle Leistungsfähigkeit und Verantwortung für das eigene Fortkommen zu betonen sowie den Sozialstaat als überkommenes Relikt zu delegitimieren.

Die nachfolgenden Aufsätze von Lena Correll und von Patrick Ehnis arbeiten heraus, wie gesellschaftliche Diskurse über Leitbilder in die Lebensrealität einzelner Subjekte hineinwirken. Sie verdeutlichen eindringlich, wie schwierig es ist, sich diesen zu entziehen, gerade auch wenn ein anderes als das hegemoniale Modell gelebt wird. *Lena Correll* zeigt das am Beispiel von Frauen, die sich dafür entschieden haben, keine eigenen Kinder zu bekommen. Dabei rekonstruiert Correll die Leitbilder und Geschlechterkonstruktionen familienpolitischer Diskurse der 1950er/60er und 1980er/90er Jahre und fragt anhand von Interviewmaterial danach, wie diese Diskurse auf die Subjekte wirken bzw. von ihnen aufgegriffen werden. Es zeigt sich, dass die diskursiven Konstruktionen in die Selbstthematisierungen der Frauen hineinwirken, z.B. indem kinderlose Frauen einen starken Legitimierungsdruck ihres Lebensentwurfes jenseits der vorherrschenden Leitbilder verspüren. Gleichzeitig nutzen die Subjekte ihren Spielraum, z.B. indem sie die Normen umdeuten.

Patrick Ehnis führt in seinem Beitrag „hegemoniale Mütterlichkeit“ als eine Erklärung für das Beharrungsvermögen der traditionellen Arbeitsteilung ein. Darunter fasst er die Formen geschlechtsbezogener Praktiken und Zuschreibungen, welche die Präsenz von Müttern (statt von Vätern) bei der Kinderbetreuung legitimieren. Anhand von Interviewpassagen mit Vätern, die Erziehungszeit übernommen haben, stellt er dar, wie wirkmächtig die Annahme differenter Fähigkeiten und Zuständigkeiten von Vätern und Müttern ist. Hierdurch wird auch ein „selbstverständliches Einverständnis“ junger Eltern in eine geschlechtstypische Arbeitsteilung hergestellt. Als wesentliche Elemente des „zwanglosen Zwangs“, eine traditionelle Arbeitsteilung zu verfolgen, nennt Ehnis die häufig am Stillen festgemachten Diskurse um Kindesgesundheit und Betreuungskompetenz sowie die Vaterselbstbilder und gesellschaftliche, geschlechterstereotype Ansprachen bezüglich der Arbeitsteilung von Vätern und Müttern.

Beide Aufsätze kommen – unabhängig voneinander – zu folgender übereinstimmender Diagnose: Die Leitkategorie der heterosexuellen Kleinfamilie erfuhr in den vergangenen Jahrzehnten kaum eine Veränderung, lediglich die Bindekraft der Norm ist mittlerweile nicht mehr so stark.

Stefanie Janczyks Beitrag bietet eine kritische Bestandsaufnahme der wissenschaftlichen Debatten um die 'Vereinbarkeit von Familie und Beruf' bzw. 'Work-Life-Balance'. Ihr Augenmerk liegt dabei auf den leitenden Perspektiven, die diese Debatten insgesamt prägen. Sie arbeitet heraus, dass das Vereinbarkeitsthema in der Vergangenheit weitgehend als *zeitliches* Problem der Vereinbarkeit von Familie und Beruf für *Frauen* verstanden und damit zu eng gefasst wurde. Für die Gegenwart konstatiert Janczyk, dass sich vermehrt Perspektiv-erweiterungen feststellen lassen, die diese Engführung überwinden. Zugleich identifiziert sie weitere Problemlagen in der aktuellen wissenschaftlichen Debatte. Für relevante Teile der Forschung macht sie die Tendenz aus, dass diese von einer Harmonisierbarkeit der verschiedenen Lebensbereiche sowie von der Möglichkeit der Herstellung einer 'win-win-Situation' zwischen den Beteiligten ausgehen. Janczyk zeigt exemplarisch, dass in diesen Ansätzen existierende Widersprüchlichkeiten zwischen den verschiedenen Lebensbereichen, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sowie Interessen- und Machtunterschiede zwischen Beschäftigten und Arbeitgebern ausgeblendet werden und in der Konsequenz unbearbeitet bleiben.

Ulrike A. Richter diskutiert in ihrem Beitrag die Frage, ob das Gleichheitspostulat – die Selbstauskunft von Arbeitsorganisationen, das Leistungsprinzip sei der einzige gültige Maßstab für die Platzierung der Organisationsangehörigen innerhalb der betrieblichen Hierarchie sowie für deren Entlohnung – als Gleichstellungshindernis zu gelten hat. Sie schlägt vor, diese Frage zu verneinen und den Blick weg von Legitimationspraktiken hin zu impliziten Leitbildern zu lenken, zuvorderst auf das Rationalitäts- bzw. das Objektivitätsparadigma, das das Selbstverständnis von Arbeitsorganisationen grundlegend prägt. Richter rekonstruiert anhand von Interviewmaterial mit einem Unternehmensberater, der den Betriebsrat eines mittelständischen Unternehmens während eines betrieblichen Reorganisationsprozesses beriet, dass mit den Rekursen auf das Rationale und Objektive gesellschaftlich bestehende Hierarchien reproduziert werden, die nach Klassen- wie nach Geschlechtszugehörigkeit strukturiert sind.

In der Gesamtschau verdeutlichen die fünf Beiträge, dass Leitbilder immer dann besonders wirkmächtig sind, wenn sie selbstverständlich und unhinterfragt gelten. Unabhängig davon, in welchem spezifischen Kontext sie ihre Wirkung entfalten – in Politik, Privatleben, Wissenschaft oder Arbeitsorganisationen – ist ihnen ein Effekt gemeinsam, nämlich die Verschleierung gesellschaftlicher Machtverhältnisse bzw. die Ausblendung sozialer Ungleichheit, die Reproduktion von Geschlechterungleichheit sowie die Abwehr von

Herrschaftskritik. Damit werden implizit geltende Leitbilder zur Zielscheibe feministischer Herrschaftskritik – es gilt, scheinbar Unverrückbares und Unangreifbares in Zweifel zu ziehen und auf die Bandbreite von Lebensrealitäten jenseits hegemonialer Diskurse aufmerksam zu machen.

Irene Dölling

'Eva-Prinzip'? 'Neuer Feminismus'? Aktuelle Verschiebungen in Geschlechterbildern im Kontext gesellschaftlicher Umbruchsprozesse

1. Geschlechterdiskurs – Gesellschaftsdiskurs

Es gehört zu den Merkmalen moderner Gesellschaften, dass die Bedingungen und Konstellationen in ihren verschiedenen Teilsystemen sich beständig verändern und ihre Institutionen und Organisationsformen fähig sind, sich diesen Veränderungen bei Wahrung ihrer strukturellen Stabilität (mehr oder weniger) erfolgreich anzupassen. Dazu gehört, dass mittels der kulturellen Produktion vielfältiger, sich permanent 'modernisierender' Frauen- und Männerbilder Deutungs- und Sinnangebote für die Individuen gemacht werden, die es ihnen ermöglichen (sollen), sich zu diesen Veränderungen so ins Verhältnis zu setzen, dass sie ihren praktischen Lebensäußerungen Sichtweisen, Normen und Werte zugrunde legen, die (tendenziell) mit den aktuell hegemonialen Deutungen und Normierungen ökonomischer, politischer und sozialer Verhältnisse korrespondieren (vgl. auch Correll in diesem Band). Die Geschichte moderner Gesellschaften zeigt auch, dass Geschlechterdiskurse eine wichtige, weil die Individuen und ihre unmittelbaren Beziehungen direkt ansprechende Form des Verhandels über die Gesellschaft, ihr Selbstverständnis, die Legitimierung von In- und Exklusionen, Ungleichheiten usw. darstellen.

Dies trifft zu auf die diskursive Auseinandersetzung um die 'richtige', 'bürgerliche', 'kultivierte' Weiblichkeit und Männlichkeit, um „Geschlechtscharaktere“ in der Phase der politischen Konstituierung der Moderne am Ende des 18. Jahrhunderts (vgl. Bublitz u.a. 2000, 12). Auch die Herausbildung der „organisierten Moderne“ (Wagner 1995), d.h. der am Erwerbsarbeitsparadigma orientierten, wohlfahrtsstaatlichen Moderne im 20. Jahrhundert war mit einer Diskursivierung von 'Geschlechterrollen' und der Kulturaufgabe von Mann und Frau verbunden, in und mittels der zugleich über wesentliche Strukturen und normative Paradigmen der industriegesellschaftlichen Moderne verhandelt wurde (vgl. Dölling 2003). Letztere geraten seit einigen Jahr-

zehnten zunehmend unter Druck: ökonomisch durch einen global agierenden Kapitalismus auf liberalisierten Märkten sowie durch einen technologischen Fortschritt, der die Grundlage für einen neuen Typus von Arbeitsorganisation und Arbeitskraft bildet; politisch durch das Ende der Systemkonkurrenz und den Bedeutungsverlust von Nationalstaaten und der durch sie gerahmten Wohlfahrtssysteme; sozial durch neue/veränderte Grenzziehungen und Ungleichheiten sowie durch „Entsicherungen“ (Völker 2007) institutionalisierter Formen praktischer Lebensführung, die Verunsicherungen mit sich bringen, aber auch neue Handlungsoptionen bieten (können). In diesen Kontexten werden auch die Geschlechterarrangements und ihre Institutionalisierungen brüchig, die den Produktions- und Austauschprozessen der „organisierten Moderne“ entsprachen und diese reproduzierten: das 'männliche' Normalarbeitsverhältnis und das mit ihm korrespondierende Konstrukt von Familienernährer und (teilzeitarbeitender) Hausfrau erscheint in dem Maße veraltet, wie prekäre Beschäftigungsformen entstehen, die weder einen existenzsichernden Familienlohn garantieren noch eine sichere Basis für bisherige Formen langfristiger Familienplanung und geschlechtlicher Arbeitsteilungen abgeben. Neue Weisen der Arbeitsorganisation und Anforderungen an die Arbeitskraft unterlaufen die 'gewohnten', institutionalisierten Abgrenzungen von 'privat' und 'öffentlich', Arbeit und Freizeit sowie die Verausgabung von Arbeitskraft und Persönlichkeitsentwicklung (vgl. auch Janczyk in diesem Band). Diese erzeugen neuartige Ambivalenzen zwischen 'produktiven' und 'reproduktiven' Tätigkeiten in der praktischen Lebensführung, die die bisherige Anerkennung individueller Bedürfnisbefriedigung jenseits der Erfordernisse der Erwerbsarbeit und für Familienleben in Frage stellen. Absicherungen gegen die Risiken moderner Gesellschaften wie Krankheit und insbesondere Pflege im Alter werden vom Sozialstaat tendenziell in die Familie bzw. auf (weibliche) Angehörige verlagert, von denen gleichzeitig erwartet wird, dass sie durch Erwerbsarbeit für ihre Existenzsicherung sorgen. Ausgehend von der Annahme, dass wir uns im Übergang zu einer neuen Phase der Moderne und in entsprechend grundlegenden institutionellen und organisatorischen Umbauprozessen befinden, möchte ich im Folgenden zeigen, dass und wie in aktuellen Auseinandersetzungen um Geschlechterbilder, im Reden um die Rolle und Aufgaben 'der Frau' bzw. um einen 'neuen Feminismus' auch und zugleich über Werte, Klassifikationen und Grenzziehungen verhandelt wird, die wesentliche Konfigurationen dieser sich abzeichnenden nachindustriellen Moderne normieren und normalisieren. Ich möchte zeigen, dass die im Geschlechterdiskurs ins Spiel gebrachten Konstrukte und Normative Sinn und Bedeutung erst vor dem Hintergrund von und

in Homologie zu Klassifizierungen und Sichtweisen erhalten, die in Gesellschaftsdiskursen im Umlauf sind.

2. 'Biedermeierkomplott' und 'neuer Feminismus' – zwei unterschiedliche und doch verwandte Stränge im aktuellen Geschlechterdiskurs¹

Gegenwärtig lassen sich in Deutschland grob zwei Richtungen ausmachen, die den Geschlechterdiskurs bestimmen²: Das ist zum einen die eher konservative Richtung, die das Bild der Familienidylle, die auf klaren Geschlechterrollen beruht, zeichnet. Das ist zum anderen die eher 'modernisierte' Richtung, die qualifizierte Berufstätigkeit von Frauen als historische Errungenschaft, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als unabdingbar und gleichberechtigte Partnerschaft als unverzichtbar ansieht. Protagonisten dieser Kämpfe im kulturellen Feld sind JournalistInnen, insbesondere LeiterInnen des Feuilletons großer Zeitungen, FernsehmoderatorInnen, sowie WissenschaftlerInnen und PolitikerInnen, die mit deren Vorstellungen konform gehen, denen daher die Feuilletonseiten bzw. Talkshows offen stehen und deren Bücher in großen Auflagen von Verlagen publiziert werden. Andere Meinungen, gar der (wissenschaftliche) feministische Gegendiskurs, haben kaum Chancen, sich in diesen Medien zur Sprache zu bringen³.

2.1 Die konservative Richtung

Argumentationsrahmen für die konservative Richtung (HauptvertreterInnen sind: Eva Herman, Frank Schirrmacher, Matthias Matussek, Norbert Bolz) ist ein Krisenszenario: der Rückgang der Geburtenrate bedroht die Existenz 'der Deutschen', während die 'Fremden' im Innern und in islamisch geprägten Ländern durch hohe Geburtenraten und ihre islamistisch-terroristische Ideologie zur Gefahr für die westlich-moderne Lebensweise werden; hohe Scheidungsraten haben zum Niedergang der Familie und zum Verlust sozialer Bindungsfähigkeit geführt; der 'Materialismus' der kapitalistischen Welt hat auch die Frauen ergriffen, die Erwerbstätigkeit und Karriere (wie die Männer) der Mutterschaft und Familienarbeit vorziehen usw. Angesichts dieser krisenhaften Zustände verstehen sich die ProtagonistInnen der konservativen Richtung dezidiert als „TabubrecherInnen“ (vgl. Herman 2006a, 117). Sie haben – so ihr Selbstverständnis – den 'Mut', die aktuelle Misere und ihre Langzeitfolgen nicht nur deutlich auszusprechen, sondern vor allem mit der Rückbesinnung auf verlo-

ren gegangene Werte und Lebensformen gegen die vorherrschenden 'politisch korrekten' Vorstellungen von Emanzipation, Gleichberechtigung oder Selbstverwirklichung anzugehen, die – primär verursacht durch die Frauenbewegung – zu den derzeitigen Zuständen geführt haben. Erhöhte Aufmerksamkeit ist garantiert, wenn die 'Tabus' von Frauen gebrochen werden, die bisher eine diesem Zeitgeist entsprechende Lebensführung praktiziert haben. Wenn Eva Herman als erfolgreiche Karrierefrau und Mutter mit Scheidungserfahrung vom „Heer strukturell überforderter Frauen“ (Herman 2006a, 115) spricht, die wegen ihrer permanenten Überforderung „im beruflichen Kampf gegen die Männer“ „ausgelaugt und müde“ sind und „nicht selten suizidale Fantasien“ entwickeln (Herman 2006a, 114), dann bekommen 'Tabubruch', Situationsinschätzung und Schlussfolgerungen ein anderes, quasi 'erfahrungsgesättigtes' Gewicht, auch wenn letztere sich inhaltlich von denen eines Frank Schirrmacher, Norbert Bolz oder Matthias Matussek kaum unterscheiden.

Grob zusammengefasst lautet die Argumentation der konservativen Richtung wie folgt:

- Die Ursachen für die aktuellen desaströsen Zustände liegen in der Frauenbewegung mit ihren in die Irre führenden, weil die Grundlagen der sozialen Ordnung gefährdenden Emanzipationsansprüchen. Der Feminismus hat Frauen ein „männliches Rollenbild aufzwingen wollen“ (Herman 2006b, 26), seine Parole war: „Werdet die perfekten Egoistinnen“ (ebd.), die über ihrer 'Selbstverwirklichung' die „wahre Bestimmung der Weiblichkeit“ (Herman 2006b, 30) vergessen. Mit der Orientierung auf Erwerbstätigkeit hat die „Politik der Frauenemanzipation“ die nichterwerbstätige Mutter abgewertet und „die Folgen des Zerfalls der Familie bagatellisiert“ (Bolz 2006, 19).
- Grundlage individuellen Glücks wie einer stabilen sozialen Ordnung ist die heterosexuelle Kleinfamilie mit ihren klaren Arbeitsteilungen zwischen Mann und Frau. Die „klassische Rollenteilung“ (Bolz 2006, 19), nach der „die Frau die emotionale Führung, der Mann die instrumentale“ (ebd.) übernimmt, und die „soziale Intelligenz“ (Schirrmacher 2006, 134) der Frauen, die Familie und Gemeinschaft zusammenhält, sind die Voraussetzung dafür, dass die Einzelnen wie die (deutsche) Gesellschaft in den „größten Verteilungskonflikten der Zukunft“ (Bolz 2006, 21) eine Überlebenschance haben.
- Die klassische Rollenverteilung und insbesondere die Eignung der Frau dafür, „ein warmes Nest (zu) bauen, Netzwerke an(zu)legen, einen Schutzraum (zu) bieten in einer rücksichtsloser werdenden Welt“ (Herman 2006b, 31) gründet auf 'Naturgesetzen': die Schöpfung, die Gene und darauf ruhende Langzeitwirkungen des Patriarchats.

- Frauen haben unter dem Einfluss des Feminismus ihre ‘natürliche’ Bestimmung vernachlässigt, und es ist an der Zeit, „die wahre Bestimmung der Weiblichkeit zu erkennen und in unserer Gesellschaft zu installieren, um uns zu retten“ (Herman 2006b, 30). Im Vordergrund steht eine Fehlersuche bei den Frauen; eine Analyse gesellschaftlicher Bedingungen und Prozesse wird explizit als unnötig bzw. falsch angesehen.
- Frauen tragen die Hauptverantwortung für die Zukunft der (deutschen) Gesellschaft – vor allem, indem sie sich wieder auf ihre Bestimmung als Mutter und als Familienbewahrerin besinnen. Allerdings kann das Rad der Geschichte nicht in die Zeiten angeblich biedermeierlicher Familienidylle zurückgedreht werden. Für Eva Herman sollen Frauen weiterhin auch – aber in Maßen – erwerbstätig sein (vgl. Herman 2006a, 116). Die männlichen Protagonisten der konservativen Richtung gehen in der Zuschreibung von Verantwortung der Frauen für die Zukunft ein ganzes Stück weiter: Für Schirmmacher werden „Frauen händeringend als qualifizierte Arbeitskräfte gesucht werden“, die neben ihrer Aufgabe als Familienmutter auch noch „dank ihrer sozialen Kompetenz eine wirkliche Marktlücke in einer Welt, der es an Familie mangelt, füllen“ (Schirmmacher 2006, 141), d.h. die Pflege der (kinderlosen) Alten übernehmen. Norbert Bolz sieht mit vergleichbaren Argumenten, dass „das 21. Jahrhundert das Zeitalter der Frauen sein wird“ (Bolz 2006, 97), weil nur Frauen – von Natur aus – den Anforderungen einer Welt, die soziale Kompetenz ins Zentrum rückt, gerecht werden. Für Männer und ihre Männlichkeit („die Welt der erfolgreichen Aggression“ – ebd.), wird „unsere Kultur“ mehr denn je Asyle, „Naturschutzparks des Männlichen einrichten müssen“ (ebd.).

Das Frauenbild⁴ (und darüber indirekt die Geschlechterbilder), das von der konservativen Richtung als Rettungsanker entworfen wird, erscheint auf den ersten Blick mit seinen altbekannten Stereotypen und Biologismen als Griff in die Mottenkiste. Die Beschwörung des Heils, das aus der ‘traditionellen’ Familie kommen soll, wirkt angesichts heutiger Bedingungen und der Lebensorientierungen/Wünsche vor allem von Frauen als so veraltet und aussichtslos, dass es nahe liegt, die Wirksamkeit solcher Verlautbarungen zu bezweifeln und es als Zeitverschwendung abzutun, sie zu beachten bzw. sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ein zweiter Blick offenbart allerdings diskursive Verknüpfungen, die Zweifel an der Wirkungslosigkeit der konservativen Richtung aufkommen lassen. Bevor ich darauf eingehe, soll zunächst die zweite, ‘modernisierte’ Richtung charakterisiert werden.

2.2 Die modernisierte Richtung

Protagonistinnen dieser Richtung sind Politikerinnen wie Silvana Koch-Mehrin oder die Autorin Thea Dorn⁵. Erstere plädiert für einen „neuen Feminismus“ bzw. ein „neues weibliches Rollenverständnis“ (Koch-Mehrin 2007), letztere stellt in Interviews „elf meinungsmachende Frauen“ (Klappentext) vor, die sie als „Germanys next Rolemodels“ (Dorn 2007, 38) und als Repräsentantinnen einer „neuen F-Klasse“ ausmacht. Ähnlich wie Eva Herman gehören Koch-Mehrin und Dorn der Generation der heute 35- bis 45-Jährigen an, die – hoch qualifiziert, beruflich erfolgreich, finanziell unabhängig – die Vereinbarkeit von Beruf/Karriere und Mutterschaft praktiziert. Aber anders als Eva Herman sehen sie einen „Retro-Trend in den Geschlechterverhältnissen“ (Koch-Mehrin 2007, 7), finden sie sich „in einem miefig-moralisierenden Klima wieder, das an die fünfziger Jahre erinnert“ (ebd.). Für sie waren bis vor kurzem die „großen juristisch-politischen Gleichstellungskämpfe um Abtreibung, Arbeit und Ehe (...) ausgefochten“ (Dorn 2007, 35). Gleichberechtigung war für sie und die Frauen ihrer Umgebung „nie ein ‘Problem’“ (Koch-Mehrin, 2007, 7). Erst mit der aufkommenden Debatte um die ‘demografische Krise’ (ab 2003 etwa), in der die „Retro-Apostel“ (Koch-Mehrin 2007, 12) den Ton angeben und „regelrechte Panik“ (ebd.) schüren, hat sich das geändert. Nun fühlen sie sich, ihre Lebensorientierung und praktische Lebensführung durch die Parolen des konservativen Diskurses in Frage gestellt. Was sie erreicht und bislang als selbstverständlich genommen haben, sehen sie nun gefährdet. Ihr genuines Interesse an einer Abwehr solcher Gefahren schärft ihren Blick für bestehende Geschlechterungleichheiten und insbesondere für Normative und ‘weibliche Geschlechterrollen’, die vor allem in Deutschland nach wie vor virulent sind und sich u.a. in der Abwertung der kinderlosen Frau als Karrieristin, der Karrierefrau mit Kindern als ‘Rabennutter’ und der Glorifizierung der Mutter und Hausfrau kundtun. Anknüpfend an Forderungen des ‘alten Feminismus’ – etwa nach ‘Selbstverwirklichung’ der Frau, nach selbstverständlicher (qualifizierter) Erwerbsarbeit und nach guten Bedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie – setzen sie der konservativen Denkrichtung ihr Plädoyer für einen ‘neuen Feminismus’ entgegen, der sich für ein modernes Frauenbild und weibliches ‘Rollen’verständnis stark macht. Der ‘neue Feminismus’ als Label der modernisierten Richtung des aktuellen Geschlechterdiskurses zeichnet sich durch folgende Merkmale aus:

- Er bezieht eine strikte Gegenposition zu den „Ewiggestrigen“ (Koch-Mehrin 2007, 13), die in Zeiten der Verunsicherung Bedürfnisse einer „Retro-Sehn-

sucht“ nach „vermeintlich guten alten Zeiten, als Müttern noch fürs traute Heim und Vater für das nötige Kleingeld sorgte,“ (Koch-Mehrin 2007, 12) bedienen und „auf diese Weise die Errungenschaften einer aufgeklärten Gesellschaft bedrohen: Die Freiheit, sein Leben nach eigenen Vorstellungen zu leben“ (Koch-Mehrin 2007, 13). Ein ‚neuer Feminismus‘ ist notwendig, weil diese Gefahr vor allem die Frauen trifft: sie werden „wieder über ihre Gebärmutter definiert“ und sie gelten als Verursacherinnen der demografischen Krise (vgl. ebd.). Die Konfliktlinie verläuft heute nicht mehr zwischen den Geschlechtern, sondern „ganz unabhängig von Geschlecht zwischen denjenigen, die eine Gesellschaft wollen, in denen sich Männer und Frauen auf Augenhöhe begegnen, und denen, die an vorgefestigten Rollenbildern kleben“ (Koch-Mehrin 2007,16).

- Er zeichnet ein Frauenbild, das die Stärke und Selbständigkeit von Frauen, gegründet auf ökonomischer Unabhängigkeit durch Erwerbsarbeit, betont und auf die Gleichrangigkeit von Beruf und Mutterschaft in einem modernisierten weiblichen Rollenverständnis setzt: „Ich bin eine Rabenmutter. Und das sehr gerne!“ schreibt Koch-Mehrin und plädiert dafür, in die Offensive zu gehen und diesen Begriff positiv zu besetzen (vgl. Koch-Mehrin 2007, 27). Damit verbunden ist eine Ablehnung aller biologistisch oder religiös fundierten Konzepte, die den Mythos von der ‚natürlichen‘, instinkthaften ‚Mütterlichkeit‘ bedienen und auf diese Weise außerfamiliäre Kinderbetreuung oder eine partnerschaftlich geteilte Verantwortung für die Betreuung gemeinsamer Kinder diskreditieren. Dazu gehört auch, dass in diesem Frauenbild Frausein nicht mit Muttersein gleichgesetzt wird. „Zur Freiheit von Frauen gehört, sich gegen Kinder zu entscheiden“ (Koch-Mehrin 2007, 21).
- Er betont die individuelle Wahlfreiheit: „Jeder soll nach seiner Vorstellung glücklich werden“ (Koch-Mehrin 2007, 23). Wenn Frauen Hausfrauen sein wollen, sei ihnen dies unbenommen. Aber der Staat soll nicht weiterhin über Ehegattensplitting, über Familien- und Steuerpolitik die Hausfrau subventionieren und die „herrschenden Vorurteile gegenüber berufstätigen Müttern“ (Koch-Mehrin 2007, 19) befestigen. Dies ist ein „Luxusphänomen“ (ebd.), das sich ohnehin nur Deutschland leistet, und der entscheidende Grund dafür, „weshalb so wenige Frauen in angemessen bezahlten Berufen und noch viel weniger Frauen in hochdotierten Spitzenjobs zu finden sind“ (ebd.).
- Die wichtigsten Ziele des neuen Feminismus sind eine „professionelle Kinderbetreuung“, die eine Infrastruktur und eine Betreuungsqualität aufweist, die mit Ländern wie Schweden oder Frankreich vergleichbar ist, „steuerlich absetzbare Kosten für die Kinderbetreuung“, die Abschaffung des Ehegat-

tenssplittings, eine Familienpolitik, die ins Arbeits- und ins Finanzministerium gehört sowie „schlagkräftige Frauennetzwerke“, wie sie in der Unternehmerinnen-Organisation „Globewomen“, die auch das „Davos der Frauen“ (Koch-Mehrin 2007, 193) genannt wird, praktiziert werden.

2.3 *Gemeinsamkeiten der konservativen und der modernisierten Richtung*

Diese beiden Stränge des aktuellen hegemonialen Geschlechterdiskurses scheinen auf den ersten Blick gegensätzlich zu sein – der ‚neue Feminismus‘, der sprachlich vielfach direkt an Kritik und Forderungen der Frauenbewegung ansetzt, positioniert sich mit seinem Frauenbild offensiv als Abwehr veralteter und restaurativer Rollenklischees. Dennoch weisen beide Diskursstränge Gemeinsamkeiten auf, die in einem homologen Verhältnis zu Verschiebungen in Werten und Normativen stehen, wie sie den aktuellen, tendenziell neoliberal geprägten Gesellschaftsdiskurs kennzeichnen. Solche Gemeinsamkeiten sind:

Erstens: Betont wird die individuelle Verantwortung der Frauen für die notwendigen Veränderungen. Ähnlich wie Eva Herman („Nicht das System muss überprüft werden“) argumentiert auch Koch-Mehrin: „dass man nicht erst die Strukturen ändern muss, bevor der Einzelne etwas bewegen kann. Der Staat, die Gesellschaft, die Wirtschaft – das sind immer die anderen“ (Koch-Mehrin 2007, 15). Nicht kritik- und veränderungswürdige Bedingungen stehen im Mittelpunkt, sondern der Appell an die Bereitschaft der Frauen, sich auf ihre ‚eigentliche‘ Bestimmung zu besinnen und entsprechend ihr Verhalten zu verändern (konservative Richtung) bzw. sich nicht als Opfer diskriminierender Umstände zu begreifen und „die Mitleidsnummer“ (Koch-Mehrin 2007, 11) abzuziehen, sondern auf erfahrene Diskriminierungen sportlich-offensiv zu reagieren, Unsicherheit und Risiken des modernen Lebens als unvermeidbare Begleiter individueller Freiheit anzunehmen und eigenverantwortlich Vorsorge gegen sie zu treffen (‚neuer Feminismus‘). In beiden Diskurssträngen finden sich Homologien zur Betonung individueller Verantwortung, Autonomie und Freiheit, die die Diskurse über wesentliche Werte der nachindustriegesellschaftlichen Moderne bestimmen (sei es die individuelle Vorsorge für Gesundheit und Absicherung im Alter oder die Betonung der Autonomie der Arbeitskraft in Arbeitsprozessen oder des Erhalts der ‚Employability‘).

Zweitens: Gemeinsam ist beiden Richtungen auch die Abwertung des Sozialstaats mit seinen Orientierungen auf soziale Gleichheit und kollektive Interessen. Hand in Hand mit der Frauenbewegung habe, so etwa Matthias Matussek, das

„Treibhaus Sozialstaat“ (Matussek 2006, 15), das wesentlich von Frauen bewohnt wird, dazu beigetragen, dass die 'klassische Familie' im Niedergang begriffen und die Angleichung der Frauen an die 'männliche Rolle' durch Erwerbsarbeit und Karriereansprüche befördert worden sei. Der 'neue Feminismus' kritisiert den (deutschen) Sozialstaat hingegen dafür, dass durch Subventionierung der Hausfrauenehe normativ wie praktisch der Ausbau umfassender und qualifizierter Kinderbetreuung verhindert wird, was – und dies ist das starke Argument – die individuelle Wahlfreiheit von Frauen hinsichtlich der Vereinbarung von Beruf und Mutterschaft beeinträchtigt. Auch hier treffen sich beide Richtungen mit Wahrnehmungs- und Deutungsmustern des Gesellschaftsdiskurses, wonach der Sozialstaat eine übertriebene Ausgestaltung erfahren, die Individuen an den „Tropf staatlicher Segnungen und Zuwendungen“ (Nolte 2006, 137) gehängt und den einzelnen unfähig gemacht habe, individuelle Verantwortung „für seine materielle Lebensführung“ (ebd.) zu übernehmen.

Drittens: Tendenziell gemeinsam sind beiden Richtungen auch Grenzziehungen zwischen denen, die den neuen Anforderungen an die 'weibliche Rolle' – sei diese 'klassisch' oder 'modernisiert' verstanden – gerecht werden bzw. diese 'Rolle' freiwillig wählen können und denjenigen (Frauen), die objektiv gezwungen sind, erwerbstätig zu sein bzw. vom Sozialstaat alimentiert zu werden. Dies zeigt sich etwa, wenn Eva Herman betont, dass für diejenigen Frauen, „die aus purer Überlebensnot berufstätig sein müssen“ (Herman 2006b, 53), „die Politik sich Gedanken machen muss“ (ebd.), diesen Frauen „Mutterschaft auch unter extremen Bedingungen bezahlbar zu machen“ (ebd.). Die geforderte Rückbesinnung der Frauen auf ihre 'wahre Weiblichkeit' ist in erster Linie an diejenigen gerichtet, die die individuelle Wahlfreiheit dank eines gut verdienenden Ehemannes haben bzw. über eigenes ökonomisches und kulturelles Kapital verfügen. Deutlicher wird im 'neuen Feminismus' ausgesprochen, dass es um eine bestimmte Gruppe von Frauen geht. Thea Dorn formuliert es am präzisesten: es geht um die neue F-Klasse (was sicher nicht unbeabsichtigt die Mercedes S-Klasse assoziiert), d.h. nicht „um Frauensolidarität um jeden Preis, sondern um eine bestimmte Klasse von Frauen, die sich allerdings nicht durch privilegierte Herkunft definiert, sondern einzig und allein durch das individuell von ihr Erreichte und Gelebte“ (Dorn 2007, 37). Frauen der F-Klasse agieren international, sie denken kaum im Rahmen des Nationalstaates. Sie gehören eher zur „globalen Klasse“ (Dahrendorf 2000), zu denen, die „Exit-Optionen“ (Lesse-nich/Nullmeier 2006, 11) haben und die nicht – wie dies die alternativlos Zurückbleibenden und Verlierer wollen bzw. müssen – an Einheitsvorstellungen und an „patriotisch-solidarischer Gesinnung“ (ebd.) festhalten.

Die Nähe zu aktuellen Deutungsmustern im Gesellschaftsdiskurs, wonach individuelle Leistung entscheidend ist für soziale Positionierung und unterschieden wird zwischen denjenigen, die (unabhängig von Geschlecht) zu den Gewinnern und zur Elite gehören, die leistungsfähig und auf den National-/Sozialstaat im Prinzip nicht angewiesen sind, und denjenigen, die – aus welchen Gründen auch immer – diesen Kriterien nicht genügen, also tendenziell zu den 'Überflüssigen' und Alimentierten gehören, ist ganz sicher nicht zufällig.⁶

Beide Richtungen vertragen sich in wesentlichen Punkten gut mit Gesellschaftskonzepten, die gemeinhin als neoliberal bezeichnet werden (vgl. auch Pinl 2007).

Viertens: Gemeinsam ist beiden Richtungen schließlich die Abwertung des 'alten' Feminismus. An der Art und Weise, wie die Thematisierung des 'alten' Feminismus eingebettet ist in ein Netz von Wörtern und Metaphern, die an (unbewusste) Tiefenstrukturen des Alltagswissen rühren, lässt sich besonders eindrücklich ablesen, wie in den skizzierten Richtungen des aktuellen Geschlechterdiskurses einerseits 'veraltete' Denkmuster und Normative der industriegesellschaftlichen Moderne abgewertet, delegitimiert und andererseits altbekannte Denkmuster der modernen Geschlechterordnung beim Entwerfen von Geschlechterbeziehungen der 'postindustriellen Moderne' reproduziert werden.

3. Die Diskriminierung des 'alten' Feminismus – die 'Normalisierung' von alten/neuen Grenzziehungen

Entgegen der (noch vorherrschenden) 'political correctness' gehört es seit langem zum Spiel, in (medialen) Verlautbarungen zur 'Frauenfrage', zum erreichten Stand der Emanzipation und zu nach wie vor bestehenden Geschlechterungleichheiten einen Seitenhieb gegen den 'radikalen Feminismus' und die 'Emanzen in den lila Latzhosen' der 1970er und 1980er Jahre auszuteilen und die Frauenbewegung als veraltet lächerlich zu machen. In den Aussagen der beiden skizzierten Richtungen im aktuellen Geschlechterdiskurs finden sich Zuspitzungen, die als 'Tabubruch' neuer Qualität gelesen werden können. Dabei sind insbesondere Stimmen der konservativen Richtung 'Tabubrecher', aber auch in der modernisierten Richtung des 'neuen Feminismus' finden sich, wenn auch in abgeschwächter Form, die gleichen Denkmuster.⁷ In beiden Richtungen ist es der 'alte Feminismus', der als Haupt- bzw. als die einzige Ursache für die aktuellen krisenhaften Zustände verantwortlich gemacht wird. Bemühen sich Protagonistinnen der modernisierten Richtung wie etwa Susanne Gaschke,

Astrid von Friesen oder Thea Dorn darum, in historischen Rückblicken die positiven Potenziale und Ziele der Frauenbewegung hervorzuheben, um dann aber das Projekt für gescheitert zu erklären und sich von dieser Art Feminismus klar abzugrenzen, unterstellen VertreterInnen der konservativen Richtung wie Volker Zastrow, Eva Herman oder Matthias Matussek der Emanzipationsbewegung von Anfang an die verschwörerische Absicht, die bestehende soziale Ordnung umstürzen zu wollen. Diese Annahme wird nun keineswegs mit Argumenten und in argumentativer Auseinandersetzung mit Zielen und Resultaten der Frauenbewegung bzw. Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterforschung unterlegt und gestützt, sondern durch die Aneinanderreihung von Vor-Urteilen und Denkmustern des Alltagswissens, die – indem diese selbst wieder ‘selbstverständliche’ Vorannahmen⁸ voraussetzen und aktivieren – von den *Rezipienten* miteinander verknüpft werden und damit Wirkung erzielen (können).

Dabei werden Vor-Urteile und Denkmuster verschiedenster Art aneinandergereiht:

- Die Frauenbewegung wird als *Projekt von Homosexuellen/Lesben* dargestellt.⁹ Lesben, so die Vorannahme, haben kein Interesse an der Familie. Ihr (heimliches) Ziel ist deren Zerstörung und das Überflüssig-machen der Männer durch einen starken (Sozial-) Staat.¹⁰
- Die Frauenbewegung ist das Resultat einer *Verschwörung* und groß angelegten *Täuschung*: Unter dem Vorwand, für die Gleichberechtigung von Frauen, ihre Gleichstellung in allen Lebensbereichen, für eine selbstbestimmte weibliche Sexualität und gegen häusliche/sexuelle Gewalt zu kämpfen, haben Lesben die Frauen getäuscht und staatliche Institutionen und ihre Politik für ihre Zwecke vereinnahmt. Das heimliche Angriffsziel aber ist die ‘natürliche’ heterosexuelle Ordnung (und darüber vermittelt die gesamte soziale Ordnung). Für Volker Zastrow etwa sind es – namentlich genannte – Lesben in den Schaltzentralen der EU-Bürokratie und der Bundesregierung, die aktuell an der Realisierung dieses heimlichen Projektes mit Hilfe des Gender Mainstreaming arbeiten, indem sie die von Homosexuellen wie Foucault und Butler in die Welt gesetzten konstruktivistischen Theorien für eine ‘politische Geschlechtsumwandlung’ nutzen, d.h. letztlich für die Unterwanderung der von der Mehrheit der Menschen geteilten Überzeugung einsetzen, dass Heterosexualität ‘natürlich’ ist und dass Ehe und Familie die dieser entsprechenden Lebensformen sind. In „unreflektierter Emanzipationsgläubigkeit“ (Herman 2006a, 117) hat sich eine (heterosexuelle) Mehrheit von Frauen von einer homosexuellen Minderheit („mit schwarzen Kutten ge-

- tarnte Scharfmacherinnen“ – Herman 2006b, 22) täuschen und verführen lassen – mit den bekannten Folgen.
- Der genuin lesbische Feminismus ist *aggressiv-militant und intolerant*. Einst in der lila Latzhose, „der Uniform des Feminismus“ (Hermann 2006b, 181), heute eher „geschlechtsneutral“ gekleidet mit „Hosen, Anzüge(n), flache(n) Schuhe(n)“ (ebd.), aber wie eh und je mit dem „Kampfgeschrei der Einpeitscherinnen“ (Herman 2006b, 26), werden Frauen „zu vermännlichten ‘Soldaten’“ gemacht (Herman 2006b, 181), wird erbarmungslos gegen jede Abweichung vom Kodex, gegen ‘sexy’ Kleidung wie gegen heterosexuelle Beziehungen oder auch gegen Hausfrauen vorgegangen. Astrid von Friesen, eine Vertreterin des ‘neuen Feminismus’, verbindet in ihrem historischen Rückblick auf die Frauenbewegung die Schilderung der Intoleranz und Militanz mit dem Topos des Schmutzes. Freie Sexualität und antiautoritäre Umgangsformen wurden in „chaotischen und dreckigen Wohngemeinschaften entwickelt“, und die Frauen wurden mit Latzhose, „schmutzig-gräulichem Schlabberpullover (...) und dem Palästinensertuch“ „immer schmutziger“ (Friesen 2006, 22).
- Dieser Feminismus hat seine Wurzeln in der „radikalen Linken“ (Zastrow 2006) und weist entsprechend Züge des *Totalitären* auf: So wird von „linien-treuen Kadern“ in den Institutionen (von der ‘parteilichen Mädchenarbeit’ bis zu Gender Mainstreaming) nach den Prinzipien von Parteilichkeit und Zentralismus (top-down) an der Durchsetzung der ‘hidden agenda’ gearbeitet: die „Zerstörung der ‘traditionellen Geschlechterrollen’“ und die Schaffung eines „neuen Menschen“ (ebd.) durch Indoktrination und öffentliche Erziehung vom Krippenalter an.

Im Kontext eines Geschlechterdiskurses, der zugleich ein Verhandeln über grundlegende Werte der ‘nachindustriegesellschaftlichen Moderne’ ist, erfüllt die von beiden Richtungen vehement betriebene Abwehr des ‘alten Feminismus’ und Beschwörung seines Bedrohungspotenzials mehrfache Funktionen. *Zum einen* ist sie besonders dafür geeignet, implizit ‘veraltete’ gesellschaftliche Verhältnisse zu delegitimieren und neue zu legitimieren, ohne diese wie jene als Macht- und Herrschaftsverhältnisse kenntlich zu machen. Die Denkmuster und Vor-Urteile, die hier für die Diskriminierung des Feminismus aneinander gereiht werden, entfalten, wenn sie von LeserInnen miteinander verknüpft werden, ihre Wirkung, indem sie an (kollektiv-kulturelle) Ängste und Abwehrmechanismen rühren, die in der Tiefenstruktur des Alltagsbewusstseins ihre individuelle, inkorporierte Existenz gefunden haben. Diese beziehen sich auf: Ängste vor dem Ausgeliefertsein an eine bedrohliche, (verschwörerisch, mit

geheimen Zielen) agierende Macht; Ängste vor der Zerstörung des Gewohnten, mehr oder weniger Sicherheit Gebenden (wie die 'natürliche' Ordnung zwischen den Geschlechtern); Ängste vor totaler Kontrolle (durch den Staat) bzw. vor dem Verlust der eigenen (heterosexuellen) Identität; die Abwehr von Schmutz; den Ekel vor 'abnormen' sexuellen Praktiken und vor Minderheiten, die einer 'normalen' Mehrheit ihre Lebensform aufzwingen wollen. Indem in den Tiefenschichten des Alltagsbewusstseins verborgene Vorurteile und Denkmuster in den Auslassungen bekannter MedienvertreterInnen, PolitikerInnen und WissenschaftlerInnen angerufen und in renommierten Medien publiziert werden, gewinnen sie die Qualität öffentlich anerkannter Meinung (zurück). Dabei werden scheinbar vergessene und delegitimierte Grenzziehungen, Abwertungen und Ausschlüsse (wieder) dadurch 'salonfähig', dass Homophobie öffentlich geäußert werden kann (Zastrows namentliche Nennung von lesbischen Politikerinnen, die die 'hidden agenda' betreiben, kommt einem Appell gleich, 'den Feind' konkret, ad personam zu bekämpfen)¹¹. Die angerufenen homophoben Denkmuster stehen in Verbindung zu Worten wie totalitär, Kaderpolitik, radikale Linke, die ein starkes Bedrohungspotenzial für individuelle Freiheit und Privatheit assoziieren. Und indem Sozialdemokratie und Gewerkschaften als 'willige Helfer' des totalitären Feminismus gekennzeichnet werden, repräsentieren sie eine Gesellschaft, die sich durch einen 'starken' (Sozial-)Staat, durch das Primat kollektiver gegenüber individuellen Interessen, von sozialer Gleichheit gegenüber individueller Freiheit und Autonomie auszeichnet. Genau davon grenzen sich aktuelle neoliberale Gesellschaftsdiskurse ab, in denen Solidarität als Behinderung individueller Freiheit, das Vertreten von Gruppeninteressen als Kollektivismus und Gleichmacherei, der Sozialstaat als Beförderer individueller Verantwortungslosigkeit und Trägheit abgewertet werden. Worauf die Diskriminierung und Delegitimierung des 'alten' Feminismus zielt, wird erst in dieser Konfiguration, mit diesen Verknüpfungen, klar – mit dem auf diese Weise konstruierten Bedrohungspotenzial des Feminismus werden auch die Wertvorstellungen und Normative desavouiert, die den sozialen Konsens der industriegesellschaftlichen Moderne ausmachen.

Zum zweiten teilen die beiden Richtungen ihre Abneigung gegenüber dem 'alten Feminismus', sie erzielen ihre Wirkungen aber auf unterschiedliche Weise. Die Wirkung der konservativen Richtung im aktuellen Geschlechterdiskurs liegt nicht primär in der Wiederbelebung 'klassischer Geschlechterrollen'. Diese dürften von einer großen Mehrheit als veraltet und für die eigene Lebensorientierung unangemessen angesehen werden. Sie liegt vielmehr in der skizzierten, auf den ersten Blick 'irrationalen' Anrufung kollektiver wie individuell

inkorporierter Vorurteile, mit der zugleich die 'natürliche' heterosexuelle Ordnung der Geschlechter beschworen wird, die unverzichtbar ist für die Stabilität einer Gesellschaft, die aktuell in tiefgreifenden strukturellen Umbrüchen und einem Wertewandel begriffen ist. Dies beinhaltet die Hochschätzung der Familie, die für eine Mehrheit, die diese in ihren Beziehungen als fragil und als von außen, durch Ökonomisierung bedroht erfährt, zugleich von hohem Wert ist. Mit dem 'lesbischen' Feminismus ist der Feind ausgemacht, der diese Sicherheiten bedroht. So sind alle Herrschaftsverhältnisse und die Ursachen für wachsende soziale Polarisierung und für die soziale Akzeptanz 'leistungsabhängiger' sozialer Ungleichheiten verdeckt sowie soziale Ängste und Unzufriedenheit im Ressentiment gebunden und befriedet. Dagegen vermeidet die modernisierte Richtung das vordergründige Bedienen und Anrufen solcher Ressentiments und Assoziationen. Vielmehr verdecken vorrangig rationale Argumentationsweisen und die subtile Art, wie in positive Schilderungen des 'feministischen Aufbruchs' die aus der konservativen Richtung bekannten Diffamierungen des 'alten' Feminismus eingebaut sind, das Band, das beide Richtungen verbindet. Die modernisierte Richtung dürfte daher für viele (Jüngere, Frauen) attraktiver sein, weil sie besser mit deren eigenen Lebensorientierungen korrespondiert und zugleich die Normative der heterosexuellen Ordnung nicht in Frage stellt.¹² Dies erleichtert es auch, mit dem Wort 'Feminismus' eine positive Wertung zu verbinden, zumal der 'neue Feminismus' klare Abgrenzungen von allem macht, was die oben skizzierten Ängste auslöst, und die (heterosexuelle) eigene 'Identität' nicht verunsichert. Da dürfte weniger ins Gewicht fallen bzw. aus dem Blick geraten, dass der 'neue Feminismus' insofern mit der Zeit geht, als er – ganz unverhohlen – ausspricht, dass es ihm um die Interessen einer klar definierten Gruppe von Frauen (jung, gut qualifiziert, beruflich erfolgreich, karriere- und familienorientiert, ökonomisch unabhängig, international) geht und nicht um den Abbau struktureller Geschlechterungleichheiten, und dass dieser 'neue' Feminismus – ginge es um Faktisches, ginge es um sachliche Argumente und um 'Wahrhaftigkeit' – eigentlich schlicht 'Klientelpolitik' heißen müsste.¹³

Zum dritten verdeckt die ressentimentgeladene und auf Enthüllungsgesetzten fokussierte Abwehr des 'alten Feminismus', dass es um die Abwehr von Herrschaftskritik geht, für die dieser steht. Das macht sein eigentliches Bedrohungspotenzial aus. Dies ist die Ursache dafür, dass sich beide Richtungen in ihrem *Anti-Feminismus* einig sind. Der 'neue' Feminismus ist daher nicht nur Klientelpolitik, sondern eine besonders wirksame, weil 'moderne' Form des Antifeminismus, weil er Herrschaftsverhältnisse verschleiert und mit seiner Abwertung des 'alten Feminismus' Herrschaftskritik (nicht nur an einer hier-

archischen Geschlechterordnung) desavouiert. Es ist deshalb auch zu defensiv, wenn z.B. Vertreterinnen des 'alten Feminismus' Vorwürfe des 'neuen', Frauen würden immer nur als Opfer (von Verhältnissen) gesehen, mit dem Hinweis auf die Opfer-Täter-Diskussion der achtziger Jahre abweisen. Im Kontext der Diskursivierungen aktueller Umbrüche und ihrer Normierungen reicht dieses Argument nicht aus, weil es verkennt, was im 'neuen Feminismus' bzw. im beide Richtungen umfassenden Anti-Feminismus verhandelt wird: die „diskursive Enteignung“ (Müller 1999) des (gesellschafts-)kritischen Feminismus.

Anmerkungen

- 1 In die folgenden Ausführungen gehen Diskussionsergebnisse aus einem Seminar ein, das ich im Sommersemester 2007 im Studiengang Soziologie an der Universität Potsdam zu den aktuellen Debatten um „Eva-Prinzip“ und „Neuem Feminismus“ gehalten habe. Insbesondere möchte ich mich für Anregungen bei Julia Roßhart bedanken, die ich in der Diskussion der ersten Kapitel ihrer von mir betreuten Abschlussarbeit, insbesondere ihrer Analyse des Zastrow-Textes (Zastrow 2006), gewonnen habe.
- 2 Bestimmend sind sie zumindest in dem Sinne, dass sie Debatten in der (medialen) Öffentlichkeit provoziert haben (vgl. die ZEIT Nr. 35 vom 24.08.2006, die Zitierung und Fortführung des FAZ-Artikels von Volker Zastrow in der neonazistischen „Jungen Freiheit“ sowie die Veröffentlichung von zahlreichen Leserbriefen zum Thema).
- 3 Von den Feministinnen hat vor allem Alice Schwarzer die Chance, von den tonangebenden Medien zu einer Stellungnahme eingeladen zu werden (vgl. etwa die ZEIT Nr. 47 vom 16. 11.2006 und Nr. 23 vom 31.05.2007); Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechterforschung kommen hier selten zu Wort (etwa Barbara Holland-Cunz im Kontext der ZEIT-Umfrage „Brauchen wir einen neuen Feminismus?“ im Sommer 2006 oder Ute Gerhard in Die Wochenzeitung vom 03.03.2005). In aller Regel finden sich kritische Stellungnahmen von Wissenschaftlerinnen in 'linken', eher kleinen Blättern wie taz oder Freitag oder in Fachzeitschriften (vgl. die Artikel von Hark/Kerner (2007a; 2007b), Eckart und Gerhard in den Feministischen Studien (Heft 1/2007) bzw. von Geier in Literaturkritik (Nr. 7, 2006)).
- 4 Geht man mit Bublitz (Bublitz u.a. 2000) davon aus, dass 'die Frau' das Bedrohungs- und Produktivitätspotenzial der Moderne repräsentiert, dann liegt auf der Hand, dass auch in der konservativen Richtung im aktuellen Geschlechterdiskurs nur vom Frauenbild die Rede ist und nur indirekt, im Reden über das Frauenbild, von Geschlechterbildern. Das trifft tendenziell auch auf die 'modernisierte' Richtung (s.u.) zu, wenngleich hier zwar öfter von 'egalitären' Partnerbeziehungen die Rede ist, aber dennoch an klar unterscheidbaren Geschlechterrollen – von denen auch hier vornehmlich die (neue) weibliche thematisiert wird – festgehalten wird.
- 5 Tendenziell gehören dazu auch Susanne Gaschke und Astrid von Friesen (vgl. Gaschke 2006; von Friesen 2006).

- 6 Auch Susanne Gaschke (2006, 103) schließt an die Renaissance der 'Bürgerlichkeit' an, die im Gesellschaftsdiskurs seit einiger Zeit festzustellen ist und in der sich eine neue Abwertung und Abgrenzung von 'unteren' sozialen Schichten spiegelt, mit der diejenigen, die sich zur „Mittelschicht und zum Bürgertum zählen“ (Lessenich/Nullmeier 2006, 23), ihr Selbstverständnis in der sich abzeichnenden „Konkurrenzgesellschaft“ (Lessenich/Nullmeier 2006, 21) artikulieren.
- 7 Um diese 'Tabubrüche' deutlich zu machen, konzentriere ich mich im Folgenden insbesondere auf Texte der konservativen Richtung. Auf ähnliche, allerdings oftmals eher implizit formulierte Aussagen bei Vertreterinnen des 'neuen Feminismus' verweise ich in Fußnoten und in der Darstellung ihrer Sichtweisen im Kapitel 2.2.
- 8 Zu diesen Vorannahmen gehören beispielsweise, dass Zweigeschlechtlichkeit und dementsprechend Heterosexualität eine 'Naturtatsache' sind, Ehe und Familie die quasi selbstverständlich daraus resultierende Lebensform; dass Homosexualität eine Abweichung vom 'Natürlichen' ist, die in einer 'aufgeklärten Gesellschaft' bestenfalls toleriert, aber nicht gleichrangig zur Heterosexualität verstanden werden kann; dass Autonomie und Freiheit des Einzelnen bzw. die private Sphäre vor staatlichen Eingriffen und Kontrollen, nicht zuletzt wegen der Erfahrungen mit totalitären Systemen im 20. Jahrhundert, zu schützen sind; dass die Erziehung der Kinder primär eine Aufgabe der Familie und insbesondere der Mutter ist und von ideologischer Beeinflussung (durch den Staat oder andere Gruppeninteressen) frei sein sollte, usw.
- 9 „Der Zusammenhang von Feminismus und Lesbenbewegung wird öffentlich verbrämt, dabei ist er nachgerade zwingend“ (Zastrow 2006). Denn im Unterschied zum homosexuellen Mann hätten es homosexuelle Frauen wesentlich schwerer, beruflichen Aufstieg zu verwirklichen und als Alleinstehende und Kinderlose Anerkennung zu finden. „Der Zusammenhang zwischen Frauen- und Lesbenbewegung, der in der Politik der großen Koalition als Gleichstellungs- und Gleichbehandlungspolitik aufscheint, ist also durchweg biographischer Natur“ (ebd.).
- 10 „Das Erlösungsziel: Die vaterlose Gesellschaft. Das Erlösungsziel: die zertrümmerte Restfamilie, in der der Staat als ideeller Gesamtehemann für Versorgung, Begünstigung und Hilfe sorgt“ (Mattussek 2006, 21).
- 11 Damit korrespondieren die 'Enthüllungsgesten', mit denen in beiden Richtungen Feministinnen als an äußerlichen Zeichen erkennbare (gefährliche) Gruppe konstruiert werden – verwiesen sei etwa auf flache Schuhe und auf Anzüge als aktuelles 'Markenzeichen' (lesbischer) Feministinnen. Diese Methode ähnelt der, wonach Neonazis an äußeren Merkmalen erkennbar sein sollen. In beiden Fällen dient sie dazu, ein strukturelles und politisches Problem zu personalisieren.
- 12 Die ZEIT hat in ihrer Ausgabe Nr. 33 vom 9.08.2007 Ergebnisse einer Erhebung veröffentlicht, wonach „bis weit ins konservative Milieu hinein (...) klassisch linke Positionen inzwischen mehrheitsfähig“ sind (vgl. Aufmacher Seite 1). Dazu gehören z.B. Wohngemeinschaften, Patchworkfamilien, Erwerbstätigkeit der Frau und außerhäusige Kinderbetreuung. Das spricht dafür, dass die 'modernisierte' Richtung größere Akzeptanz erfahren dürfte und ist ein Beleg dafür, dass, wie Boltanski/Chiapello (2003) gezeigt haben, (kapitalismus-)kritische Positionen und Forderungen in den (neuen) 'Geist des Kapitalismus' integriert werden und – eingebettet in

veränderte Kontexte und gereinigt von 'Ideologie' – eine zugleich den Kapitalismus stabilisierende wie die individuelle Motivation und Leistungsbereitschaft stimulierende Wirkung entfalten können.

- 13 Sabine Hark und Ina Kerner gehören bisher – neben einigen Journalistinnen – zu den wenigen Wissenschaftlerinnen aus der Frauen- und Geschlechterforschung, die sich öffentlich zum 'neuen' Feminismus' kritisch geäußert haben. Ich teile die meisten ihrer Argumente und insbesondere auch ihre Schlussfolgerung, dass sich der (politische wie wissenschaftliche) Feminismus aktuell, im Kontext der hier nur skizzierten Transformationsprozesse, in einer neuen Phase der (globalisierten) Moderne neu definieren muss. Ich finde gerade deshalb den von ihnen gewählten Terminus des „Spartenfeminismus“ als Kennzeichen des 'neuen Feminismus' unglücklich und überdenkenswert – verwischt er m. E. doch die grundsätzliche Differenz zwischen dem 'alten' und dem 'neuen' Feminismus und verdeckt so die Strategie der Vereinnahmung und Neu-Deutung, die mit dem Begriff des 'neuen' Feminismus verbunden ist (vgl. Hark/Kerner 2007a, 2007 b).

Literatur

- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève, 2003: Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.
- Bolz, Norbert, 2006: Die Helden der Familie. München.
- Bublitz, Hannelore/Hanke, Christine/Seier, Andrea, 2000: Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900. Frankfurt/New York.
- Dahrendorf, Ralf, 2000: Die globale Klasse und die neue Ungleichheit. In: Merkur. 54. Jg. Heft 11, 1057-1068.
- Dölling, Irene, 2003: The 'New Woman' of the Weimar Republic: Visualization and Standardization of Modernization Processes. In: Blostein, David/Kleber, Pia (Hg.): Mirror or Mask? Self-Representation in the Modern Age. Berlin, 77-92.
- Dorn, Thea, 2007: Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird. München.
- Friesen, Astrid von, 2006: Schuld sind immer die anderen! Die Nachwehen des Feminismus: frustrierte Frauen und schweigende Männer. Hamburg.
- Gaschke, Susanne, 2006: Die Emanzipationsfalle. Karriere oder Kinder? Warum wir neue Rollenbilder brauchen. München.
- Hark, Sabine/Kerner, Ina, 2007a: Der neue Spartenfeminismus. In: Feministische Studien. 25. Jg. Heft 1/2007, 92-94.
- 2007b: Eine andere 'Frau' ist möglich. In: Freitag. Nr. 30 vom 27. Juli 2007, 17.
- Herman, Eva, 2006a: Die Emanzipation – ein Irrtum? In: cicero. 9. Jg. Heft 5/2006, 114-117.
- 2006b: Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit. München/Zürich.
- Koch-Mehrin, Silvana, 2007: Schwestern. Streitschrift für einen neuen Feminismus. Berlin.
- Lessenich, Stephan/Nullmeier, Frank (Hg.), 2006: Deutschland – eine gespaltene Gesellschaft. Frankfurt/New York.

- Matussek, Matthias, 2006: Die vaterlose Gesellschaft. Eine Polemik gegen die Abschaffung der Familie. Frankfurt/Main.
- Müller, Ursula, 1999: Geschlecht und Organisation. Traditionsreiche Debatten – aktuelle Tendenzen. In: Nickel, Hildegard-Maria/Völker, Susanne/Hüning, Hasko (Hg.): Transformationen – Unternehmensreorganisation – Geschlechterforschung. Opladen, 53-71.
- Nolte, Paul, 2006: Riskante Moderne. Die Deutschen und der neue Kapitalismus. München.
- Pinl, Claudia, 2007: Das Biedermeier-Komplott. Wie Neokonservative Deutschland retten wollen. Hamburg.
- Schirmacher, Frank, 2006: Minimum. Vom Vergehen und Neuentstehen unserer Gemeinschaft. München.
- Völker, Susanne, 2007: Prekäre Transformationen – herausgeforderte Lebensführungen. In: Bock, Ulla/Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Prekäre Transformationen. Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung. Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung. Bd. 12, 176-194.
- Wagner, Peter, 1995: Soziologie der Moderne. Freiheit und Disziplin. Frankfurt/New York.
- Zastrow, Volker, 2006: Politische Geschlechtsumwandlung. In: FAZ Nr. 139/ 19. Juni 2006, 8.

Lena Correll

Jenseits der „Behaglichkeit“ Lebensentwürfe von Frauen und die Geschlechterkonstruktionen in der Familienpolitik

Konrad Adenauer erklärt 1949 in seiner ersten Regierungserklärung den als Folge des Krieges eingetretenen Frauenüberschuss zum Problem (vgl. Adenauer 1949, 23). Es müsse darauf geachtet werden, dass den „notgedrungen ehelosen“ Frauen durch Erschließung neuer Berufe und Ausbildungsmöglichkeiten, aber auch durch den Wohnungsbau „wenigstens in etwa ein Ersatz für die fehlende häusliche Behaglichkeit geboten wird“ (Adenauer 1949, 8). Im familienpolitischen Diskurs der Aufbauphase der Bundesrepublik wird – hier am Beispiel unverheirateter Frauen – die Konstruktion spezifischer Subjektpositionen deutlich. Mit Vorstellungen wie dieser, dass der Staat sich um diese Frauen kümmern müsse, werden Lebensentwürfe von Subjekten normiert.¹ Denn wohlfahrtsstaatliche Steuerung verläuft über die Einrichtung von Anreiz- und Anrechtsstrukturen sowie über eine Forcierung von Diskursen, die mehr oder weniger direkt an die Bürger und Bürgerinnen gerichtet sind und zur Plausibilisierung und Legitimierung von Lebensstilen dienen (können). So hat die feministische Wohlfahrtsstaatsforschung gezeigt, wie institutionelle Arrangements, z.B. Ehegattensplitting, die Erwerbstätigkeit von Frauen behindern, indem sie das Modell der Zuverdienerhe steuerlich begünstigen (vgl. Holst/Maier 1998). Neben monetären Anreizen müssen auch Handlungsmotive auf der Ebene der Identitätskonstruktion, wie die Kompatibilität des eigenen Lebensentwurfes mit gesellschaftlichen Leitbildern, berücksichtigt werden. Solche Leitbilder lassen sich mittels diskursanalytischer Verfahren rekonstruieren: „Denn ein wesentliches Ziel der Diskursforschung ist ja gerade die Beantwortung der Frage, welches Wissen, welche Gegenstände, Zusammenhänge, Eigenschaften, Subjektpositionen usw. durch Diskurse als ‚wirklich‘ behauptet werden“ (Keller 2004, 68).

In diesem Beitrag geht es um familienpolitische Ordnungsvorstellungen im Verhältnis zu ihrer Widerspiegelung und Verarbeitung in biographischen Selbstthematizierungen. Am Beispiel von kinderlosen Frauen, deren Lebens-

entwürfe jenseits der postulierten Leitbilder stehen, werde ich folgende Fragen beantworten: Erstens, welche Geschlechterkonstruktionen und Subjektpositionen werden in familienpolitischen Diskursen entworfen? Ausgehend von den aus den Diskursen herausgearbeiteten Subjektpositionen werde ich zweitens beispielhaft rekonstruieren, welche Effekte für die Identitätsbildung von den Diskursen ausgehen (vgl. Tuider 2007, 35). Dazu frage ich, welche Geschlechterkonstruktionen und Subjektpositionen in den biographischen Selbstthematizierungen der Befragten reflektiert werden.²

1. Geschlechterkonstruktionen in der Familienpolitik

Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich mit der westdeutschen Familienpolitik³ sowie ihren Regulierungsversuchen generativer Reproduktion. Im Fokus stehen dabei zwei Phasen der westdeutschen Familienpolitik: die 1950er/60er Jahre und die 1980er/90er Jahre, die anhand von Regierungserklärungen untersucht werden.⁴ Die Diskurse dieser beiden Zeiträume sind für die Alterskohorte der von mir Befragten direkt bzw. indirekt über ihre Eltern von besonderer Bedeutung.⁵ Eine Analyse der Leitbilder der Nachkriegsdiskurse erscheint des Weiteren sinnvoll, weil diese prägend für die Gestalt der Familien- und Geschlechterpolitik in der Bundesrepublik waren und zudem in den Diskursen der 1980er/90er explizit als Referenz herangezogen werden.

1.1 „Häusliche Behaglichkeit“: Familienpolitik nach Ende des zweiten Weltkrieges

Die Familienpolitik der Nachkriegszeit steht im Zeichen des Wiederaufbaus und der Restauration der traditionellen Kleinfamilie nach dem Modell der Versorgerehe mit ungleichen Rechten für Ehefrau und -mann.⁶ Dabei geht es zunächst vor allem um die monetäre Unterstützung von kinderreichen Familien und den besonderen Schutz von Müttern (Mutterschutzgesetz 1952, Kindergeldgesetz 1955). Die wachsende Bedeutung der Familienpolitik zeigt sich auch darin, dass 1953 das Familienministerium begründet wurde. Die Familie gilt als Keimzelle der Gesellschaft (vgl. Joosten 1990, 33). Mit dem spezifischen Verständnis der Familie ist auch die Konstruktion geschlechtlicher Subjektpositionen verbunden.

Der als Folge des Krieges und der Verschleppung von Männern eingetretene Frauenüberschuss ist ein Problem, das unsere besondere Beachtung verdient. (*Zuruf von der KPD: Gab es denn keinen Krieg?*) Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß wir

fest und entschieden gegenüber allen entgegengesetzten Tendenzen auf dem Boden des Artikels 6 des Grundgesetzes stehen, indem es heißt: „Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung.“ (*Bravo!*) Das Problem des Frauenüberschusses erschöpft sich aber nicht in der Frage der notgedrungenen Ehelosigkeit eines großen Teiles der Frauen; es ist umfassender und weit reichender. Wir müssen den Frauen neue Berufe und Ausbildungsmöglichkeiten zu erschließen versuchen. Es wird – wenn es vielleicht zunächst auch nicht so wichtig aussieht – auch beim Wohnungsbau darauf geachtet werden müssen, daß den unverheiratet gebliebenen Frauen wenigstens in etwa ein Ersatz für die fehlende häusliche Behaglichkeit geboten wird (Adenauer 1949, 23).

In dem Textausschnitt wird das Leitbild der Ehe und Familie als vom Staat, z.B. durch Gesetze, schützenswert dargestellt. Unter Familie wird dabei in den familienpolitischen Diskursen, z.B. von Josef Wuermeling, dem ersten Familienminister von 1953 bis 1962, „die eheliche Lebensgemeinschaft von Mann und Frau mit ihren Kindern“ verstanden (Joosten 1990, 38). Damit wird Familie als heterosexuelle Kleinfamilie gefasst, in der die Subjektposition Frau = Ehefrau = Mutter konstruiert wird. Nach Kaufmann kann dies als familieninstitutionelle Argumentation bezeichnet werden, in der die Institution Ehe als Eigenwert entworfen wird (vgl. Kaufmann 1993, 143). Für Frauen wird außerdem noch eine zweite Subjektposition – die unverheiratete Frau – konstruiert, die jedoch nicht als zweites Leitbild eingeführt, sondern als Problem und nicht wünschenswerte Wahlmöglichkeit („notgedrungene Ehelosigkeit“) entworfen wird. Um die unverheirateten Frauen muss sich ‘Vater’ Staat kümmern und ihnen Ausbildung, Arbeit und eine adäquate Wohnung erschließen. Der Lebensentwurf der unverheirateten Frau steht jenseits der Norm und wird damit abgewertet. Dies zeigt sich an der Formulierung, diesen Frauen könne immer nur „in etwa ein Ersatz für die fehlende häusliche Behaglichkeit“ geboten werden. Besonders interessant erscheint hierbei die Verknüpfung des Leitbildes Ehe und Familie mit einer bildhaft gemachten Emotion: Behaglichkeit. Behagen bedeutet in seinem Wortursprung einerseits: *einrichten, sich wohl fühlen*, andererseits aber auch: *angemessen sein* (Zentralinstitut für Sprachwissenschaft 1995, 112). Neben dem Sicherheits- und Schutzraum, der im Textausschnitt vom Staat für Frauen ohne Familie über Ausbildung und Erwerbsarbeit sowie über staatliche Wohnungsbauprojekte hergestellt werden soll, bringt der Wortursprung noch eine moralische, disziplinierende Dimension mit ins Spiel. Mit der Diskurstechnik der Intertextualität⁷ wird über Behaglichkeit – eine innere Empfindung, die nicht objektiv messbar ist, aber doch etwas darstellt, das sich scheinbar jeder in seinem Leben wünscht, gerade nach den Kriegsjahren – an das universelle Wohl angeknüpft. Genau über diese Anknüpfung, so zeigen

Laclau und Mouffe (2001), funktioniert Hegemonie. So werden beispielsweise Diskurse als hegemonial „beschrieben, die dazu tendieren, umfassende Weltbilder zu entwickeln und darin alle sozialen Beziehungen in einer Gesamtstruktur einzuordnen“ (Keller 2005, 161).

Bei der Beschäftigung mit Leerstellen und Nicht-Gesagtem in diesem Diskursausschnitt fällt auf, dass Kinder noch keine Diskurssubjekte sind und keine Erwähnung finden, wie übrigens auch unverheiratete Männer. Während Ehefrauen als Mütter und Hausfrauen konstruiert werden und über den Ehemann als Familiernährer abgesichert sind, gelten unverheiratete Frauen unausgesprochen per se als kinderlos. Andere Lebensentwürfe, wie z.B. allein erziehende Mütter, tauchen neben der Norm Ehe und der Abweichung unverheiratete Frauen nicht auf. Behaglichkeit wird einzig in der Kleinfamilie, als einem schützenden Nest, verortet.

Ein zentraler Gegendiskurs dieser Zeit, neben den immer noch wirkmächtigen nationalsozialistischen Diskursen zu Familie und Bevölkerung, ist der sozialistische Diskurs der Politik in der Ostzone Deutschlands, der späteren DDR. Dies zeigt in dem längeren Textausschnitt von Adenauer der Zuruf der KPD und der Verweis auf die „entgegengesetzten Tendenzen“. Im Gegendiskurs werden teilweise andere geschlechtliche Subjektpositionen hergestellt, insbesondere wird Mutterschaft und Erwerbsarbeit als miteinander vereinbar konstruiert, während im westdeutschen Diskurs Müttererwerbstätigkeit als unvereinbar entworfen wird, denn es heißt, sie „zerstöre den Lebenskreis der Familie, gefährde die Stabilität einer Ehe und schränke die Kinderzahl ein“ (Wuermeling, zitiert nach Joosten 1990, 43). Bevölkerungspolitische Argumentationen sind damals sicher auch vor dem Hintergrund der Abgrenzung von nationalsozialistischer Bevölkerungspolitik nicht zentral. Höchstens, und das ist ein weiterer Hinweis auf die Bedeutsamkeit der sozialistischen Gegendiskurse, im Sinne einer quantitativen Nachwuchssicherung (vgl. Kaufmann 1993, 143), als Schutzwall gegen den Osten: „Millionen innerlich gesunder Familien mit einer gesunden Schar rechtschaffen erzogener Kinder sind als Sicherung gegen die drohende kommunistische Gefahr der kinderfreudigen Völker des Ostens mindestens so wichtig wie alle militärischen Sicherungen“ (Wuermeling, zitiert nach Joosten 1990, 39).

Eine historische Kontextualisierung der in den Diskursen entworfenen geschlechtlichen Subjektpositionen verdeutlicht, dass sie durch eine umfangreiche Infrastruktur, bestehend aus Gesetzen, staatlichen Medien etc. gestützt werden, die Normverhalten belohnt und Abweichung zum Teil stark sanktioniert. Wie stark die Norm der heterosexuellen Kleinfamilie nach dem zweiten Weltkrieg

bis in die Mitte der 1960er Jahre zur Lebensrealität (gemacht) wird, zeigen einige Daten: Der Anteil der Verheirateten steigt bis 1966 auf 52,1% für Männer und 47,1% für Frauen an (1. Familienbericht 1968, 23; 1910 z.B. sind 36,2% der Männer und 35,3% der Frauen verheiratet), in der gleichen Zeit ist ein kontinuierlicher Anstieg der Geburtenhäufigkeit zu verzeichnen (vgl. Schmidt 2002, 251). Die gewünschte Kinderzahl steigt von 2,2 1950 auf 2,6 1958 an (1.FB 1986, 166). 1950 liegt die Erwerbstätigenquote bei verheirateten Frauen bei 25% und die allgemeine Erwerbsbeteiligung von Frauen ist von 1950 bis 1970 leicht rückläufig (Schmidt 2002, 172).

1.2 *Das „menschliche Gesicht“: Familienpolitik und die geistig-moralische Wende*

In den Regierungserklärungen der 1980er Jahre wird an die Diskurse der 1950er Jahre explizit angeknüpft, es gilt, die (christlichen) Werte und Tugenden der Gründergeneration wiederaufleben zu lassen (vgl. Kohl 1983, 56). Es bedürfe einer geistigen Erneuerung, die in einer Rückbesinnung auf „menschliche Werte, auf Tugenden und Bindungen“ (Kohl 1982, 7225) bestehe, denn „viele Menschen leiden heute weniger an materieller Armut, sie leiden an Einsamkeit, Mangel an Geborgenheit und Mitmenschlichkeit“ (Kohl 1982, 7225). Dabei wird der Familie abermals eine zentrale Rolle zugeschrieben, jedoch werden keine Anforderungen an kollektive Akteure formuliert. Dies ist Teil der folgenden übergeordneten politischen Stoßrichtung: „Weg von mehr Staat, hin zu mehr Markt; weg von kollektiven Lasten, hin zu persönlicher Leistung; weg von verkrusteten Strukturen, hin zu mehr Beweglichkeit, Eigeninitiative und verstärkter Wettbewerbsfähigkeit“ (Kohl 1982, 7215). Denn es heißt: Wir haben „das Prinzip der Solidarität verwirklicht“ (Kohl 1982, 7216). Leistung wird in den Diskursen der 1980er/90er Jahre zum obersten Prinzip erhoben, verbunden mit einer Individualisierung von Verantwortung. Familie wird jenseits dieser Prinzipien konstruiert. „Das Fundament für eine Gesellschaft der Mitmenschlichkeit ist die Familie“ (Kohl 1983, 62). Hier „lernen die Menschen Tugenden und Verhaltensweisen, die unserer Gesellschaft ein menschliches Gesicht geben: Liebe und Vertrauen, Toleranz und Rücksichtnahme, Opferbereitschaft und Mitverantwortung“ (Kohl 1982, 7226 bzw. vgl. Kohl 1983, 62). In der Familie scheint das Leistungsprinzip außer Kraft zu sein und es gelten andere Werte wie Opferbereitschaft und Toleranz. Die Rolle der Familie wird überhöht: „Gerade im Zusammenstehen der Generationen, im Füreinander in Notsituationen, bei Krankheit und Pflegebedürftigkeit erweist sich die Kraft

der Lebensgemeinschaft Familie. Sie kann hier mehr leisten als jede staatliche, öffentliche Hilfe allein vermag“ (Kohl 1982, 7227). Hier wird ein vormodernes Familienmodell aufgerufen, das in Krisenrhetorik („Zusammenstehen“) verbunden mit religiös konnotiertem Vokabular („Kraft der Lebensgemeinschaft“) angepriesen wird. Die „Kraft der Lebensgemeinschaft“ ist hier ein Schlüsselbegriff, da er ein bestimmtes Verständnis von Leiblichkeit und Ganzheitlichkeit konstruiert. Es geht nicht um die individuelle, sondern um die Gesundheit des gesamten Volkes, um die Vorstellung, dass der Mensch diese Gesundheit nur in der Familie, sei es in einer Klein- oder noch besser einer Großfamilie findet. Unbenannt bleibt in diesem Textauszug, wie auch sonst in den politischen Diskursen, dass gerade die damit aufgerufenen Formen der Reproduktionsarbeit damals wie heute überwiegend von Frauen geleistet werden und dass diese von der zunehmenden Verlagerung solcher Aufgaben seit den 1980er Jahren vom Sozialstaat in die Familie besonders stark betroffen sind (vgl. Bothfeld u.a. 2005).⁸

Die Rolle der Familie wird sogar stärker überhöht als in den frühen Diskursen, indem ihr nun die Verantwortung für das Wohl der gesamten Gesellschaft zugeschrieben wird. Dies zeigt sich z.B. darin, dass statt Behaglichkeit Mitmenschlichkeit zu Felde geführt wird. Während im frühen Diskurs vor allem die familieninstitutionelle Argumentation bemüht wird, in der die Institution Ehe und Familie als Eigenwert (Behaglichkeit) entworfen wird, wird diese Argumentation im Diskurs der 1980/90er Jahre um die gesellschaftspolitische Argumentation (Mitmenschlichkeit) erweitert. Diese ist breiter angelegt und betont „den Beitrag familialer Leistungen für alle Gesellschaftsbereiche“ (Kaufmann 1993, 143). Anders als im frühen Diskurs, wo Ehe und Familie als durch Sanktionen unterstützte präskriptive Erfüllungsnorm (vgl. Link u.a. 2003, 7) entworfen wurde, bedarf es vor dem Hintergrund der Pluralisierung der Lebensformen und Normen jetzt einer inhaltlichen Erläuterung, weshalb der Familie ein zentraler Stellenwert zukommt. Dies wird von Link als „deskriptive Norm“ (ebd.) bezeichnet.

Auch was die Geschlechterkonstruktionen betrifft, lässt sich eine Abkehr von einer eindeutigen präskriptiven Erfüllungsnorm der 1950er/60er Jahre feststellen. „Unsere freiheitliche Gesellschaft (...) kennt kein bestimmtes Leitbild der Frau, weder das der Hausfrau noch das der berufstätigen Frau“ (Kohl 1982, 7226). Diese Anerkennung des gesellschaftlichen Wandels führt aber nicht zu einem neuen Leitbild oder gar zu einer Vervielfältigung der Leitbilder, denn das Leitbild der frühen Diskurse bleibt, etwas modernisiert, als Zuverdienerhe (Mann Vollzeit, Frau Teilzeit) erhalten. Das unbestimmte Leitbild ist dabei aber

kein weder-noch-Leitbild, sondern doch eher ein sowohl-als-auch-Leitbild, das Frauen per se eine Doppelorientierung auf Familie und Beruf zuschreibt (vgl. Becker-Schmidt 2003). Dazu gehört auch, dass die Geschlechterkonstruktion 'Ehefrau=Mutter=zuständig für die Reproduktionsarbeit' unverändert hergestellt wird. Dementsprechend stellen Vereinbarkeit und Teilzeitarbeit wichtige Gegenstände der Diskurse der 1980er/90er Jahre dar.

Bei der abweichenden Subjektposition (der unverheirateten Frau) des frühen Diskurses haben sich Veränderungen ergeben; sie wird im späteren Diskurs durch die alleinstehende Mutter ersetzt. Die Ähnlichkeit besteht darin, dass sich der Staat abermals um diese allein stehenden Frauen kümmern muss (vgl. Kohl 1983, 62) und die Ehe weiterhin als Normalitätsfolie dient, an der die Lebensrealität der Frauen gemessen wird. Ob sie tatsächlich allein leben, zählt vor diesem Hintergrund nicht. Andere Lebensentwürfe werden im Diskurs nicht erwähnt und damit implizit ausgeschlossen.

Zugleich wird Demographie als ökonomisches Problem zu einem Gegenstand des Diskurses, z.B. heißt es, durch eine sinkende Zahl der Kinder werde „die wirtschaftliche Leistungskraft der Familie geschwächt“ (Kohl 1982, 7219, Kohl 1983, 61). Wie im frühen Diskurs wird die bevölkerungspolitische Argumentation (vgl. Kaufmann 1993) im Sinne einer quantitativen Nachwuchssicherung erwähnt, erhält aber zunächst keine Schlüsselstellung. Erst in den 1990er Jahren rückt die wirtschaftspolitische Argumentation im Sinne einer qualitativen Nachwuchssicherung, in der die wirtschaftliche Leistung der Familie „für die Bildung und Regeneration von Humankapital durch die Erziehung von Kindern, Hausarbeit, Pflege von Familienangehörigen usw.“ (Kaufmann 1993, 143) betont wird, stärker in den Fokus des familienpolitischen Diskurses.⁹

Die Vervielfältigung der Lebensentwürfe wird zwar thematisiert, wozu insbesondere auch feministische Gegendiskurse beigetragen haben. Aber abgesehen von einer teilweise geschlechtsneutralen Rhetorik kommt es in der Familienpolitik lediglich zu einer geringfügigen Modernisierung der Geschlechterkonstruktionen. Alternative Lebensentwürfe stellen nach wie vor eine Leerstelle im Diskurs dar und werden als Abweichung von der Norm 'Kleinfamilie' diskursiv konstruiert. Damit verbunden ist eine institutionelle Stützung, während alternative Lebensentwürfe oftmals gegen institutionelle Widerstände umgesetzt werden müssen. Der realsozialistische Diskurs stellt in den 1980er Jahren keinen ernsthaften Gegendiskurs dar.

2. Geschlechterkonstruktionen in biographischen Selbstthematizierungen

Im Folgenden wird beispielhaft anhand von ausgewählten Interviewpassagen herausgearbeitet, welche Geschlechterkonstruktionen und Subjektpositionen in den biographischen Selbstthematizierungen der Befragten reflektiert werden und inwiefern sie sich als diskursive Effekte kennzeichnen lassen.

2.1 „Wenn's geht, keine Kinder“: Biographische Geschlechterkonstruktionen der Eltern der Befragten

Familienvorstellungen werden in hohem Maße durch die Herkunftsfamilie geprägt. Eltern tradieren durch Erziehung sowie durch ihre Lebensführung die eigenen Vorstellungen und geben zudem ihren Kindern implizit, teilweise aber auch explizit mit auf den Weg, welche Lebensentwürfe sie als wünschenswert erachten: „In der Tat ist das meiste Wissen, über das wir empirisch verfügen 'sozial abgeleitet'. (...) Wir haben es von unseren Eltern, unseren Lehrern, aus Büchern“ (Knoblauch 2005, 150).

Dervorher dargestellte Diskurs und auch die Lebensrealitäten der 1950er/60er Jahre (traditionelle Kleinfamilie) entsprechen in der Mehrheit den Lebensrealitäten in den Herkunftsfamilien der von mir Befragten. Wenn die Mütter der Befragten erwerbstätig sind, dann fast immer in Teilzeit und in so genannten klassischen Frauenberufen (Erzieherin etc.). Die Bedeutung der Werte, Normen und Geschlechterkonstruktionen der Eltern für die Selbstkonzepte der Befragten möchte ich im Folgenden kurz verdeutlichen. Viele Befragte berichten von geschlechtsspezifischer Erziehung, z.B. durften sie sich als Mädchen nicht schmutzig machen oder mussten wesentlich mehr im Haushalt helfen als ihre Brüder. Gleichzeitig wurde, oftmals anders als bei den Müttern der Befragten, großer Wert auf Bildung und Ausbildung gelegt. „Ausbildung war Voraussetzung“, sagt eine Befragte, und zwar nicht für eine Berufskarriere, sondern für Ehe und Elternschaft. Nur eine Mutter wünscht sich explizit einen anderen Lebensentwurf für ihre Tochter. So erzählt die Befragte Frau Frank¹⁰, ihre Mutter habe ihr immer gesagt, sie solle aus ihrem Leben „was Ordentliches“ machen:

Also eben nicht keine Ausbildung zu haben und (...) sie hat mir immer eingebläut: mach was aus deinem Leben, heirate bloß nicht (lacht dabei), wenn's geht, keine Kinder, pass bloß auf (lacht dabei). Das waren so die Sachen, die ich mitbekommen habe, erst mal also an sich selbst zu denken und darauf zu gucken, dass man ne ordentliche Ausbildung hat, am besten Studium, wenn's geht und hinterher 'nen ordentlichen Job zu haben, der einem auch Spaß macht (Interview Frank, 23-38).

In dieser Textpassage, die hier nicht im Detail interpretiert werden soll, erzählt Frau Frank, dass ihre Mutter, die selbst keine Ausbildung machen konnte, sich für ihre Tochter ein anderes Leben wünschte. Frau Frank soll nicht den Lebensentwurf der Ehefrau, Hausfrau und Mutter wiederholen, sondern, statt auf Schutz und Absicherung (Behaglichkeit) durch den Ehemann zu setzen, sich selbst über Bildung und einen „ordentlichen Job“ absichern. Sie soll zunächst an „sich selbst“ denken, statt an einen Ehemann oder an Kinder. Interessant ist, dass hier die zwei weiblichen Subjektpositionen aus dem frühen Diskurs – die sich aufopfernde, verheiratete Hausfrau und Mutter sowie die unverheiratete, erwerbstätige und kinderlose Frau – aufgegriffen werden. Andere Subjektpositionen und Lebensentwürfe, die Mutterschaft, Berufstätigkeit, Selbstständigkeit vereinbaren, scheinen der Befragten in den Aussagen ihrer Mutter nicht greifbar. Gleichzeitig werden in dem Textausschnitt die Subjektpositionen umgedeutet, auf der Basis der biographischen Erfahrungen der Mutter der Befragten (so konnte sie ihren Traum, Krankenschwester zu werden, nicht umsetzen), indem die diskursiv konstruierte Abweichung – die unverheiratete Frau – für die Tochter als Leitbild darstellt wird. Das ambivalente „wenn’s geht, keine Kinder“ deutet auf eine Schwierigkeit einer Umdeutung hin, nämlich, sich gegen gesellschaftliche Erwartungen zu wenden. Denn dem starken normativen Leitbild der Frau=Ehefrau=Hausfrau=Mutter wird hier nicht ein ebenso ungebrochenes, starkes Leitbild der Frau=Erwerbstätige=Nicht-Mutter entgegen gesetzt.

2.2 „Auf keinen Fall alleinerziehend“:

Biographische Geschlechterkonstruktionen der Befragten

Ein Lebensentwurf, der in den späteren Diskursen als Abweichung konstruiert und abgewertet wird, ist der einer alleinerziehenden Mutter. Diese Konstruktion wird in den biographischen Selbstthematizierungen der Mehrheit der befragten Frauen aufgegriffen.

So erklärt eine Mutter auf die Frage, ob sie sich hätte vorstellen können, alleinerziehend zu sein: „Nee, also ich hätte jetzt nicht irgendwie gesagt, ich will auf jeden Fall nen Kind, egal ob mit Mann oder ohne, nee“. Und eine andere Mutter sagt: „Finde ich nicht so toll, alleinerziehend, nö, mit nem Partner durchs Leben ist schon schöner, find’ ich“. Oder eine Frau, die Anfang 40 ist und keine Kinder hat, sagt: „Ich will jetzt auf keinen Fall alleinerziehend [sein, LC], das ist überhaupt kein Thema für mich. Wenn, dann möchte ich es mit ‘nem Partner teilen, so ‘ne Familie“. Eine andere Frau ohne Kinder bezeichnet alleinerziehend sein als „anstrengend“.

In den Diskursen findet sich in den biographischen Selbstthematizierungen der Befragten eine Abwertung dieses Lebensentwurfes. Zudem fehlen Erwähnungen alternativer alleinerziehender Lebensentwürfe, wie beispielsweise Wohngemeinschaften mit anderen Müttern. Dies entspricht den Leitbildern der 1980er/90er Jahre.

Ein weiterer weiblicher Lebensentwurf, der dem auch in den späten Diskursen immer noch vorherrschenden Leitbild von Ehe und Kindern nicht entspricht, und deshalb immer wieder einer Legitimierung bedarf, ist der kinderlose Lebensentwurf. Dies wird auch in den biographischen Selbstthematizierungen deutlich. Dabei ist der Legitimationsdruck für kinderlose Frauen sehr stark, während kinderlose Männer diesem Druck nicht in gleichem Maße ausgesetzt sind. Eine Befragte erzählt, nach einem Konflikt mit einem Freund, der es unmoralisch fand, dass sie keine Kinder wolle, nehme sie sich in der Öffentlichkeit, z.B. bei Partys, eher zurück und vertrete ihre gewollte Kinderlosigkeit nicht mehr offen.

Und dass ich mich dann auch eher so zurückgenommen habe. Und da habe ich dann schon in Gesprächen auch von Dritten oft mitgekriegt, also im Sinne von: die ist da ein bisschen komisch. Wie kann man sich als Frau keine Kinder wünschen. Also das ist so ein bisschen so ein Muster (...), was erst mal unterstellt wird, und wo jeder schief anguckt wird, wenn es denn nicht so ist (Interview Arndt, 528-538).

Die Befragte spricht hier von einem Musterlebensentwurf, der für Frauen als Norm gesetzt wird. Andere Lebensentwürfe wie der kinderlose Lebensentwurf der Befragten gelten als ein „bisschen komisch“ und werden abgewertet. Statt sich und ihre Lebensweise zu verteidigen, wählt die Befragte als Lösung aus dem Dilemma den Rückzug. Ein von den vorherrschenden diskursiven Geschlechterleitbildern abweichender Lebensentwurf bedarf, so lässt sich hier beispielhaft zeigen, ständiger Legitimation.

3. Diskurse und Biographien

Familienpolitische Diskurse, so konnte gezeigt werden, konstruieren geschlechtliche Subjektpositionen. Dabei unterscheiden sich die Geschlechterkonstruktionen in den frühen und späteren Diskursen nur leicht. Bestimmte Lebensentwürfe wie die heterosexuelle Kleinfamilie werden als „normal“ gekennzeichnet, andere explizit, wie die unverheirateten Frauen im 1950er Diskurs, oder implizit durch konsequente Auslassung abgewertet. Verändert hat sich jedoch die Konstruktionsform der Normen und ihre institutionelle Verankerung. Während in den 1950er/60er-Diskursen noch präskriptive Erfüllungsnormen formuliert

werden, die ein weit reichendes System von Sanktionen stützt, werden in den Diskursen der 1980er/90er deskriptive Normen gewissermaßen als Orientierungsmarke formuliert, die im Vergleich zu den früheren Diskursen von einem nicht so weit reichenden und weniger rigiden System gestützt werden.

Wie solche Macht-Wissens-Komplexe mit ihren Geschlechterkonstruktionen funktionieren und ihre Wirkmächtigkeit zeigen, habe ich in diesem Beitrag beispielhaft aufgezeigt, indem ich analysiert habe, wie die diskursiv konstruierten Subjektkonstruktionen in den Selbstthematizierungen der Subjekte aufgegriffen werden. Eine biographische Umdeutung ist nicht ausgeschlossen, die Subjekte haben die Möglichkeit, diskursive Normen für sich umzudeuten, wie die Lebensdeutungen und Lebensentwürfe der Befragten jenseits der Mütterlichkeit zeigen.

Biographische Umdeutungen sind zwar möglich, gelingen aber im dargelegten Beispiel zum frühen Diskurs nicht vollständig. Dies ist ein Beleg für die Wirkmächtigkeit der frühen Diskurse mit ihren Erfüllungsnormen und ihrem Sanktionsapparat. Auch die späteren Diskurse beeinflussen Selbstthematizierungen, indem z.B. der Lebensentwurf „alleinerziehend“ von den Befragten gleichermaßen abgewertet wird. Damit reagieren die Befragten auch darauf, dass Familie einerseits diskursiv überhöht wird, die Kosten und Risiken jedoch zunehmend individualisiert werden, was für Alleinerziehende verstärkt gilt (z.B. sind sie verstärkt von Armut betroffen).

Trotz der Vervielfältigung der Lebensformen wirkt die auch diskursiv hergestellte Norm Frau=Mutter weiterhin. Dies zeigt sich auch daran, dass kinderlose Frauen, deren Lebensentwürfe jenseits der „Behaglichkeit“ angesiedelt werden, sich nach wie vor einem starken Legitimierungsdruck ausgesetzt sehen. Der politische Diskurs mit seinen Geschlechterkonstruktionen beeinflusst, *wie* und *was* für Subjekte denkbar, sagbar und lebbar ist.

Anmerkungen

- 1 Selbstverständlich existiert immer ein komplexes Wechselspiel zwischen Subjekten und Diskursen, das allerdings an anderer Stelle ausformuliert werden muss.
- 2 Für das Dissertationsprojekt wurden insgesamt 31 Leitfadenterviews geführt, wovon acht Re-Interviews sind.
- 3 Im Zentrum dieses Beitrags stehen die westdeutschen Diskurse, da die von mir Befragten in Westdeutschland aufgewachsen sind und leben. Zu familienpolitischen Diskursen in der DDR siehe Beiträge im Sammelband von Helwig/Nickel 1993.
- 4 In den Regierungserklärungen umreißt der jeweils (neu) gewählte Bundeskanzler die politisch-programmatischen Leitlinien seiner Amtsperiode (vgl. Guggenberger

2003). Die Regierungserklärungen werden vor dem Deutschen Bundestag gehalten, wortgenau verschriftlicht und als Bundesdrucksache veröffentlicht. Sie sind einer weiten Öffentlichkeit zugänglich, da sie von der Presse aufgegriffen, zitiert und massenmedial vermittelt werden (vgl. Stüwe 2002, 33). Sie werden somit Teil des öffentlichen Diskurses, was sich z.B. auch daran zeigt, dass bestimmte Begriffe aus Regierungserklärungen, wie etwa Schröders „Neue Mitte“, in den Alltagsdiskurs übergehen (vgl. Stüwe 2002, 40).

- 5 Die zwischen 1962 und 1966 geborenen Frauen waren 1982 zu Beginn der Regierungszeit Kohls 16 (die Jüngste) bis 20 Jahre (die Älteste) bzw. 1998, am Ende seiner Regierungszeit, 32 bis 36 Jahre alt. In dieser Altersspanne, der späten Adoleszenz und Postadoleszenz entfalten die gesellschaftlichen Diskurse über Geschlechterkonstruktionen und Lebensentwürfe eine besonders große Wirkmächtigkeit (vgl. Herma 2007, Mannheim 1928), auch weil in dieser Lebensphase oftmals wichtige Entscheidungen bezüglich des Lebensentwurfes gefällt werden (Die Mehrzahl der Frauen derselben Alterskohorte bekommt in diesem Alter Kinder.). Familienvorstellungen und Geschlechterkonstruktionen werden auch über die Herkunftsfamilien tradiert. Um die gesellschaftlichen Hintergründe der Elternkohorten zu berücksichtigen, werden die politischen Diskurse der 1950er/60er Jahre in die Untersuchung einbezogen. Die Eltern der Befragten befanden sich genau zu dieser Zeit im Alter der eigenen Familiengründung.
- 6 So galt beispielsweise für die Ehe im Jahr 1957 BGB § 1356 (1): „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist“. Erst mit den Reformen des Ehe- und Familienrecht bis 1976 wird die rechtliche Ungleichbehandlung von Frauen und Männern weitgehend aufgehoben.
- 7 *Intertextualität* drückt aus, dass in einem Sachtext z.B. statt Argumenten und Zahlen Wörter aus anderen Textsorten verwendet werden
- 8 Die Bedeutung des Themas Pflege und Mehrgenerationenfamilie zeigt sich auch darin, dass der Vierte Familienbericht von 1986 den Schwerpunkt auf die „Situation der Familie mit alten Menschen“ legte (Vierter Familienbericht, 1986).
- 9 Ein Beispiel dafür ist der Fünfte Familienbericht von 1994, der auf Humankapital fokussiert (vgl. Fünfter Familienbericht 1994).
- 10 Namen der Interviewten geändert.

Literatur

- Adenauer, Konrad, 1949: Erste Regierungserklärung vom Bundeskanzler. 1. Deutscher
- Bundestag, Stenographisches Protokoll der 5. Sitzung. Bonn, In: Behn, Hans Ulrich (Hg.): Die Regierungserklärungen der Bundesrepublik Deutschland. München, 11-34.
- Becker-Schmidt, Regina, 2003: Zur doppelten Vergesellschaftung von Frauen. Soziologische Grundlegung, empirische Rekonstruktion. In: gender...politik...online. <http://web.fu-berlin.de/gpo/beckerschmidt.htm> (Download: 15.09.2007), 1-20.

- Bothfeld, Silke/Klammer, Ute/Klenner, Christina u.a., 2005: WSI-FrauenDatenReport 2005. Berlin.
- Bundesregierung (Hg.), 1968: Erster Familienbericht vom 25.1.1968. Bericht über die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland – Familienbericht. Drucksache 5/2532. Bonn.
- Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hg.), 1986: Vierter Familienbericht vom 13.10.1986. Die Situation der älteren Menschen in der Familie. Drucksache 10/6145. Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.), 1994: Fünfter Familienbericht vom 15.6.1994. Familien und Familienpolitik im geeinigten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens. Drucksache 12/7560. Bonn.
- Guggenberger, Bernd, 2003: Regierungserklärung. In: Andersen, Uwe/Woyke, Wichard (Hg.): Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland. Opladen.
- Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hg.), 1993: Frauen in Deutschland 1945-1992. Berlin.
- Herma, Holger, 2007: Romantische Liebe und biographische Selbstthematisierung. Generationswandel in einem modernen Kulturmuster. Manuskript der Dissertation. Berlin.
- Holst, Elke/Maier, Frederike, 1998: Normalarbeitsverhältnis und Geschlechterordnung. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Heft 3, 506-518.
- Joosten, Astrid, 1990: Die Frau, das „segenspendende Herz der Familie“. Familienpolitik als Frauenpolitik in der „Ära Adenauer“. Pfaffenweiler.
- Kaufmann, Franz-Xaver, 1993: Familienpolitik in Europa. In: Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.): 40 Jahre Familienpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Neuwied/Kriftel/Berlin, 141-168.
- Keller, Rainer, 2005: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden.
- 2004: Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden.
- Knoblauch, Hubert, 2005: Wissenssoziologie. Konstanz.
- Kohl, Helmut, 1982: Die Regierungserklärung des Bundeskanzlers, Plenarprotokoll 9/121. Bonn. Deutscher Bundestag, 7213-7229.
- 1983: Die Regierungserklärung des Bundeskanzlers, Plenarprotokoll 10/4. Bonn. Deutscher Bundestag, 56-74.
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal, 2001: Hegemony and Socialist Strategy – Towards a Radical Democratic Politics. London/New York.
- Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut, 2003: Zur Einleitung. In: Link, Jürgen/Loer, Thomas/Neuendorff, Hartmut (Hg.): 'Normalität' im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg, 7-22.

- Mannheim, Karl, 1928: Das Problem der Generationen. In: Kölner Vierteljahresschrift für Soziologie. Heft 2, 157-185 und Heft 3, 303-330.
- Schmidt, Uwe, 2002: Deutsche Familiensoziologie. Entwicklung nach dem zweiten Weltkrieg. Wiesbaden.
- Stüwe, Klaus, 2002: Das Wort hat der Herr Bundeskanzler! In: Stüwe, Klaus (Hg.): Die großen Regierungserklärungen der deutschen Bundeskanzler von Adenauer bis Schröder. Opladen, 9-30.
- Tuider, Elizabeth, 2007: Diskursanalyse und Biographieforschung: Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen [81 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8 (2). Art. 6. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-07/07-2-6-d.htm> (Download 10.10.2007).
- Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (Hg.), 1995: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. München, 112.

Patrick Ehnis

Hegemoniale Mütterlichkeit Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes

Die Geburt eines Kindes lässt sich als ein Ereignis beschreiben, durch das soziale Ungleichheiten in den Arbeits- und Lebensmöglichkeiten von Männern und Frauen hergestellt bzw. stabilisiert werden.¹ Der Übergang zur Elternschaft geht in der Regel mit einer (Re-)Traditionalisierung der Arbeitsteilung in Paararrangements einher (vgl. Fthenakis/Minsel 2001, Mühling u.a. 2006). Im aktuellen Gender-Datenreport der Bundesregierung heißt es hierzu lapidar: „Eine Familiengründung beeinträchtigt nur die Erwerbsbeteiligung von Müttern (in gar keiner Weise die von Vätern)“ (BMfFSFJ 2005a, 284). Besonders deutlich wird dieser ‘Gendereffekt’ der Geburt eines Kindes, wenn man die Statistiken der Erwerbsbeteiligung junger Mütter und Väter mit Kindern unter drei Jahren betrachtet. Lediglich etwa 27% dieser Mütter gehen in Westdeutschland überhaupt einer Berufstätigkeit aktiv nach – in Ostdeutschland sind es 32,4%. In der Regel arbeiten die Frauen dabei nicht Vollzeit. In Westdeutschland sind es lediglich 6,3 % der Mütter mit Kindern unter drei Jahren, die Vollzeit arbeiten, in Ostdeutschland 16,3% (vgl. BMfFSFJ 2005b, 12). Dagegen gilt, dass von allen Männern junge Väter im Durchschnitt die höchsten Erwerbsquoten und Arbeitszeiten haben (vgl. BMfFSFJ 2005a, 288 f.). Väter, die Elternzeiten nehmen oder Erwerbsarbeit für Kinderbetreuung reduzieren, sind rein quantitativ eine Ausnahme.² Die Zeitbudgetstudien von 1990/91 und 2000/2001 zeigen zudem, dass sich die geschlechtstypische Arbeitsteilung im Privaten wenig bis gar nicht geändert hat (vgl. BMfFSFJ 2003). Die Betreuung von Kleinkindern ist gesellschaftlich eindeutig ein Bereich, der von Frauen übernommen und/oder ihnen überlassen bzw. zugewiesen wird.

In meinem Beitrag werde ich mich mit zentralen kulturellen Gründen³ für die Persistenz traditioneller Arbeitsteilung beschäftigen. Die Überlegungen hierzu fußen auf einer von mir durchgeführten qualitativen Erhebung zu Vätern, die Elternzeit genommen oder ihre Arbeitszeit für die Kinderbetreuung

reduziert haben.⁴ Eine Untersuchung dieser Gruppe erwies sich in zweifacher Weise als gewinnbringend: Die unkonventionelle Praxis und die Perspektive von Vätern in Erziehungszeit hilft zum einen, gesellschaftlich übliche, geschlechtliche Zuschreibungsprozesse in den Blick zu nehmen, eben weil sie das ‘Normale’ unterläuft und irritiert. Diese Fokussierung zeigt zum anderen auch, wie wirksam bestimmte geschlechtstypische Annahmen, die eine traditionelle Arbeitsteilung nahe legen, auch in der Praxis dieser *modernen Väter*⁵ sind.

Die Beschreibung der empirischen Befunde (1) zeigt, wie geschlechtsbezogene Praktiken und (Selbst-)Zuschreibungen die Präsenz von Müttern (statt von Vätern) bei der Kinderbetreuung nahe legen und zu einer ‘selbstverständlichen Einwilligung’ von Frauen und Männern in eine traditionelle Arbeitsteilung beitragen. Für diese gesellschaftliche Normierung führe ich den Begriff *hegemoniale Mütterlichkeit* ein, welcher theoretisch innerhalb des Konzeptes „hegemonialer Männlichkeit“ (Connell 2000) verortet und diskutiert wird (2). Aus der konstatierten relativen Stabilität *hegemonialer Mütterlichkeit* ergibt sich auch eine kritische Perspektive auf die aktuellen familienpolitischen Maßnahmen, insbesondere auf das neue Elterngeldgesetz. Den Schluss des Beitrags bilden daher einige kurze Anmerkungen dazu, wie familienpolitische Maßnahmen dazu beitragen könnten, Erziehungszeiten von Vätern zu unterstützen (3).

1. Kulturelle Barrieren für Erziehungszeiten von Vätern

Die Analyse der Interviews offenbarte vier differierende, sehr wirksame kulturelle Barrieren für „väterliche Elternzeiten“, die im Folgenden beschrieben werden sollen. Hierzu zählen der Diskurs um die psychische und physische Gesundheit des Kindes, die Tatsache, dass die ‘natürliche’ Betreuungskompetenz für Kleinkinder der Mutter zugeschrieben wird, die Väter selbstbilder sowie geschlechterstereotype gesellschaftliche Ansprachen bezüglich der Arbeitsteilung von Vater und Mutter.

1.1 Die psychische und physische Gesundheit des Kindes

Die Schwangerschaft, die Vorbereitung der Geburt sowie die Geburt selbst werden von den befragten Vätern vor allem unter medizinischen Gesichtspunkten erzählt. In den Mittelpunkt der Sorgen und Ängste der Eltern rückt scheinbar zwangsläufig die Gesundheit des Neugeborenen. Wünsche bezüglich einer *egalitären* Arbeitsteilung treten demgegenüber in den Hintergrund. Im Hinblick auf die Arbeitsteilung sind die beiden folgenden medizinisch-psychologischen

Annahmen relevant: zum einen die Annahme, dass die Muttermilch einen wesentlichen Beitrag dazu leistet, das Kind vor Krankheiten wie Allergien und Entzündungen zu schützen.⁶ Zum anderen die Annahme, dass der intensive Mutter-Kind Kontakt beim Stillen für die psychische Stabilität des Kindes zentral ist. Gerade hier soll sich das Urvertrauen des Kindes in die Welt und das Gefühl von Geborgenheit herausbilden. Die Wichtigkeit des Diskurses um Muttermilch als psychische und physische Ressource des Kindes lässt sich am besten anhand eines Beispiels aus meinem Sample illustrieren, in dem die Mutter der eingeforderten Norm des Stillens nicht gerecht werden konnte, da das Stillen zu Komplikationen führte und nach etwa zwei Monaten nicht fortgesetzt werden konnte. Die Sorge der Eltern war, dass das Kind gesundheitliche Beeinträchtigungen davon trägt, wenn es nicht lange genug gestillt wird. Der durchgehaltene Zeitraum von zwei Monaten wird im Nachhinein als gerade noch akzeptabel interpretiert als der Zeitraum, den man mindestens stillen sollte. Das Stillen aufzugeben, war kein selbstverständlicher Akt, sondern ihm ging zunächst eine intensive medikamentöse Behandlung der Mutter voraus.

Wir haben ein Bild gemacht von den Medikamenten, die wir hatten, von homöopathischen Geschichten bis ich weiß nicht was. Es war noch die Hebamme häufiger mal da und dann waren wir noch im Krankenhaus zur Stillberatung. Noch eine zweite Hebamme und letztendlich hatten wir da an Cremes und Tabletten und Salben und was weiß ich 20 verschiedene Produkte. Und irgendwann waren wir dann so verunsichert, dass wir gesagt haben, Feierabend, so kann's nicht weitergehen (Eric, 123).⁷

Im Folgenden erzählte Eric, das Kind habe die Flasche sofort angenommen. Sowohl die Beziehungs- als auch die Betreuungssituation habe sich merklich entspannt, da der Stress um das Stillen weggefallen sei. Das Beispiel, in dem – trotz besserer Alternative für alle Beteiligten – zunächst an dem 'natürlichen' Stillen festgehalten wird, weil es als wichtig für die Gesundheit des Kindes erachtet wird, zeigt, wie etabliert die Norm der „stillenden Mutter“ im bundesdeutschen Gesundheitsdiskurs ist. Das Nichtstillen der Mutter wird – wie auch aus anderen Interviews deutlich wird – erst dann akzeptiert, wenn es als unfreiwilliger Akt der Mutter und aus der Not heraus geschieht. Erst dann werden Alternativen, wie zum Beispiel das liebevolle Halten beim Fläschchenstillen (zur Herausbildung des „Urvertrauens“), gut geheißenen. Mütter, die nicht stillen (können), werden in der Regel bedauert und getröstet. Eine freiwillige Entscheidung von Eltern, nicht die Mutter stillen zu lassen, scheint dagegen zurzeit gesellschaftlich kaum akzeptabel. Auch für die meisten hier befragten 'modernen' Paare gilt daher, dass die Verortung der ersten Phase als „Mutterzeit“ unhinterfragt

übernommen wird. Die Teilung von Elternzeiten dieser Paare bezieht sich in der Regel auf eine sequentielle Teilung in einem Zeitraum von zwei Jahren.⁸

1.2 Token man – Die Betreuungskompetenz

Während Frauen über das Stillen als die 'richtige' erste Bezugsperson für das Kind gekennzeichnet werden, machen Väter, die die erste Zeit nach der Geburt ihr Kind betreuen, starke Deplatzierungserfahrungen. Was dies bedeuten kann, soll anhand eines Beispiels illustriert werden.

Jörg stillt⁹ als Vater tagsüber selbst. Die Mutter pumpte die Muttermilch dafür am Abend vorher ab. Da Jörgs Partnerin frühzeitig nach der Geburt wieder arbeiten wollte, und er keine bezahlte Stelle hatte, stand für das Paar nie in Frage, dass sie ihr Kind auf diese Weise ernähren wollen. Die väterlichen Stillzeiten werden als etwas sehr Schönes und Intimes erzählt, das problemlos funktioniert hat. Das Stillen selbst war für Jörg nicht das Problem, sondern vielmehr das Gefühl, als 'Nicht-Natürlich Stillender' als unkompetente Betreuungsperson seines Kindes wahrgenommen zu werden. Dass seine Kompetenz als adäquate Betreuungsperson verhandelt und ihm in Teilen abgesprochen wurde, zeigt seine Erfahrungsschilderung so genannter Eltern-Kind-Gruppen, die de facto Mutter-Kind-Gruppen sind.

Ja und dann gibt's die andere Erfahrung, als Vater in traditionelle Frauenräume, Mutterräume zu gehen, [...]. Das war mit das Schwerste [...] Und das heißt, wenn die Kinder schreien, gibt es das wunderbare Allheilmittel, dann werden die Brüste ausgepackt und das Kind wird angelegt. Natürlich ein Allheilmittel, was ich einfach nicht bieten konnte. Und das war dadurch, unter anderem dadurch, sehr schwierig, also ich war der einzige Mann (Jörg, 315-330).

Jörg schildert hier, wie schwer es ihm gefallen ist, sich als Vater in „Mutterräumen“, zu bewegen. Zunächst fällt er schon deshalb auf, weil er der einzige Mann ist. Im Umgang mit dem Kind fühlt er sich dadurch auffällig, dass er nicht wie die Mütter im Raum dem Kind mit dem „Allheilmittel Brust anlegen“ dienen kann. Im Folgenden erzählt er dann, dass er selbstverständlich mit der „abgepumpten Muttermilch“ in der Lage war, sein Kind zu stillen. Dennoch hat er das Gefühl, dass ihm aufgrund seines Geschlechts permanent unterstellt wird, er könne nicht als kompetenter Betreuer seines Kindes auftreten.¹⁰

Zum Beispiel kamen solche Angebote von den Müttern, die daneben saßen, wenn Karla schrie in meinen Armen. 'Soll ich sie mal nehmen?', Ne, weißt Du? Von so einer barbusigen Mutter. Naja barbusig waren sie auch nicht immer, sie saßen da mit ihrem BH. Mit diesen strahlenden Augen und der Erwartung, dass es für sie

ganz klar war, dass sie dann aufhört zu schreien. Und das ist natürlich schwer. Und das hat natürlich auch nicht funktioniert. Das war mir auch völlig klar. Denn natürlich schreit das Kind noch mehr, wenn es zu jemandem Fremden gegeben wird (Jörg, 356-364).

Aus Jörgs Schilderung wird deutlich, dass die anwesenden Mütter selbstverständlich davon ausgehen, aufgrund ihres Körpers/des Frauseins, eher die Fähigkeit zu haben, ein Kind zu beruhigen, als der Vater des Kindes. Die Mütter reklamieren diese Fähigkeit unabhängig vom Stillen, denn sie bieten ja nicht an, dem fremden Kind die Brust zu geben. In seinen Rationalisierungen am Ende des Zitates ist Jörg zwar klar, dass das „natürlich nicht funktioniert“. Dennoch wird in der Erzählung selbst deutlich, dass er sich insbesondere durch die fehlende Brust in Frauenräumen als 'Mangelwesen' gekennzeichnet fühlt. Vereinfacht ist die Botschaft, die er wahrnimmt: Das Kind hört nicht auf zu schreien, weil der Vater (statt der Mutter) bei ihm ist.

Das hier beschriebene Phänomen des gleichzeitigen Über-Sichtbarseins und Unsichtbarmachens von Leistung kann gut anhand Rosabeth Moss Kanter's (1977) Konzept des *tokenism*¹¹ analysiert werden. Zunächst wird die Präsenz eines Vaters im Frauenraum bereits als ungewöhnlich wahrgenommen (*visibility*). Jörg fällt durch sein Geschlecht auf und es steht automatisch unter verstärkter Beobachtung, wie er mit dem Kind umgeht (*overobservation*). Schreit sein Kind, wird dies nicht nur als normales Verhalten des Kindes interpretiert, sondern es scheint immer auch grundsätzlich die Frage im Raum zu stehen, ob er als Mann die richtige Betreuungsperson für das Kind ist. Jörg steht stellvertretend für sein Geschlecht. Seine Handlungen/Fähigkeiten werden anhand der Folie gängiger Geschlechterstereotype wahrgenommen. Die Fähigkeit, das Kind zu beruhigen, wird als weiblich interpretiert (*polarization*). Jörg steht unter dem Druck, sich als besonders kompetent beweisen zu müssen, um überhaupt als kompetent wahrgenommen zu werden. Mütter interagieren dagegen wie selbstverständlich als kompetente Bezugsperson fürs Kind. Mit dem Verweis auf das 'richtige' Stillen wird nicht nur die Verantwortung der Mutter für die psychosoziale Gesundheit des Kindes festgelegt, sondern auch ihre grundsätzliche 'natürliche' Kompetenz für den richtigen Umgang mit dem Kleinkind.

Die Erfahrungen von Frauen in 'Männerberufen' und von Männern in diesem 'Frauenbereich' sind zwar beide gut mit dem token-Konzept beschreibbar, sie unterscheiden sich gleichwohl fundamental, wenn die Dimension der Macht einbezogen wird. So können Männer Frauen von beruflichen Positionen und Hierarchien ausschließen, während Frauen ein formal nicht-hierarchisch

gegliedertes Machtfeld ohne soziale Aufstiegschancen 'verteidigen'. Männern steht der Zugang zur Elternzeit formal jederzeit offen und sie können 'Frauenräumen' weitgehend aus dem Weg gehen, was viele der von mir befragten Väter auch machten. Sie können sich insofern dem Assimilationsdruck teilweise entziehen.

1.3 Das Selbstbild „aktiver Vaterschaft“

Als weiterer stabilisierender Faktor einer traditionellen Arbeitsteilung nach der Geburt ist anzuführen, dass Väter in der Regel ein höheres Eigeninteresse am Umgang mit älteren Kindern als mit Neugeborenen äußern. Auch hier wird implizit oder explizit darauf verwiesen, dass Frauen mit Säuglingen mehr anfangen können bzw. der Umgang mit Säuglingen für Väter wegen des Stillens schwerer ist. Es scheint ihnen deshalb im ersten Lebensjahr des Kindes kaum möglich, als gleichberechtigte Bezugsperson aufzutreten.

Als Vater hat man ja am Anfang irgendwie oder hatte ich zumindest ein bisschen, ein bisschen Schwierigkeiten da so 'nen Umgang mit zu finden, bei einer Mutter ist sofort der körperliche Kontakt übers Stillen da. Als Vater hast du das nicht. Du kriegst eher mit, wenn sie genervt ist oder kriegst sie so in die Hand gedrückt, ja, und irgendwann, irgendwann geht so diese stressige Zeit vorbei, die ersten Zähne sind da und das Kind fängt an sich zu artikulieren, fängt an mit Dir zu sprechen, so, sehr unbeholfen, aber plötzlich wirst Du als Vater ganz anders wahrgenommen und spielt auch eine ganz andere Rolle (Martin, 229-232).

„Am Anfang hat man es als Vater schwer“, wird argumentiert, weil man den körperlichen Kontakt zum Kind nicht in gleichem Maße habe wie die Mutter. Es wird angenommen, dass nicht nur der Vater mit dem Kind in der ersten Zeit nicht soviel anfangen könne, sondern auch das Kind den Vater nicht im gleichen Maße brauche wie die Mutter. Erst wenn eine verbale Kommunikation mit dem Kind möglich ist, wird die Wichtigkeit der eigenen Vaterrolle beschrieben. Was hier als Erfahrung geschildert wird, ist häufig ein bereits vor der Geburt des Kindes antizipiertes und idealisiertes Selbstbild. Eine exemplarische Antwort auf die Frage, was er gedacht habe, als er erfahren hat, dass er Vater wird, lautet:

Erst mal nur der Gedanke Vater zu werden oder ein Kind zu haben, also es war noch nicht so klar, was das bedeutet, klar hatte ich dann so Gedanken, ja, wenn sie größer wird, was man alles machen kann und veranstalten kann und so was (Gerd, 17).

Die Ausgestaltung der eigenen Vaterrolle scheint ihre Attraktivität erst bezogen auf ältere Kinder zu entfalten, mit denen man was „machen und veranstalten“

kann. Zentrale Kategorien des (imaginierten) Schönen am Vatersein sind dabei „unterwegs sein/draußen sein“, „spielen/toben“, „sprechen/erklären“. Vaterschaft wird in der Regel mit der Vorstellung des Vaters als Erzieher und nicht als Betreuer und Umsorger seines Kindes verbunden. Zur Erfüllung dieses Väterbildes bedürfte es nicht unbedingt einer zeitintensiven Phase mit Kleinkindern. In meinem ‘modernem Sample’ wird aber die Beobachtung und Begleitung der Entwicklungen des Kleinkindes durchaus als spannende Phase – auch für Väter – imaginiert und sich dadurch eine intensivere Beziehung zu dem Kind versprochen. Darüber hinaus gibt es einen starken Wunsch, eine gemeinsame Anfangszeit mit Kind und Partnerin unmittelbar nach der Geburt zu haben, um sich auf die neue Lebenssituation einzustellen.

1.4 Geschlechterstereotype gesellschaftliche Ansprachen bezüglich der Arbeitsteilung

Explizit wie implizit lässt sich aus den Interviewpassagen eine unterschiedliche gesellschaftliche Ansprache von Männern und Frauen herausarbeiten. Mütter werden subtil oder offen darauf verwiesen, bei ihrem Kind sein zu müssen, während Väter stärker über ihre Erwerbsarbeit definiert werden. Diese geschlechtstypischen Ansprachen werden mit relativer Selbstverständlichkeit von Männern, Frauen sowie staatlichen und betrieblichen Institutionen gleichermaßen geäußert. Einige Beispiele aus den Interviews können dies illustrieren: ein Vater ohne eigenes Einkommen sollte bei der Bank einen Kreditvertrag unterschreiben und nicht seine verdienende Partnerin; beim Sozialamt glaubte man nicht, dass die Frau der „Haushaltvorstand“ ist; die Ratgeberliteratur für junge Väter beschränkt sich darauf, ihnen Tipps zur Unterstützung ihrer Partnerin zu geben; ArbeitgeberInnen müssen häufig erst mal nachschauen, ob die Regelungen zur Elternzeit auch für Väter gelten etc.. In ihrer Summe verdeutlichen diese Erzählungen, dass ‘moderne’ Erziehungsarrangements gesellschaftlich subtil als unpassend deklariert werden, auch wenn diese nicht (mehr) sanktioniert werden. Für die eigene Arbeitsteilung relevant sind insbesondere die betrieblichen Reaktionen auf die Beantragung von Elternzeiten. Die Erzählung von Gerd kann hier als typisches Beispiel gelten:

Gerd: Es war z. B. so, dass Martinas Chef ihr gesagt hat, mhm, ein Jahr nur Elternzeit, dass ist eher zu wenig, wollen Sie nicht lieber noch mal ein bisschen länger machen. Aber das war so die Zeit, wo wir vorher gesagt haben, da wechseln wir das eben alles.

I: Wieso hat er das gesagt, aus organisatorischen Gründen oder wegen Mutter...?

Gerd: Nee, eher so im Sinne Mutterdasein. Muttergefühle und dann nach einem Jahr schon wieder zurück, äh, das sei aus seiner Erfahrung vermutlich heraus. Das ist ganz schön knapp.

I: Mhm

Gerd: Und das war auch so (Gerd, 45-58).

Die Partnerin von Gerd, die den gleichen Beruf wie er selbst ausübt, wird beim Beantragen der Erziehungszeit gefragt, ob sie sicher sei, dass ein Jahr „Mutterzeit“ reiche. Es wird implizit unterstellt, ein Jahr mit dem Kind sei für eine Mutter sehr wenig. Dies steht im direkten Kontrast zur Geschichte von Gerd, als dieser seine Elternzeit beantragte. Auf Gerd's Vorschlag, reduziert weiterzuarbeiten, wurde mit Begeisterung reagiert, ohne Bedenken zu äußern, ob das Kind nicht zu kurz käme. Bei Männern wird schlicht nicht die Frage gestellt, ob eine zu kurze Anwesenheit zuhause schlecht für den Vater oder das Kind sei. Es wird davon ausgegangen, dass die väterliche Erziehungsarbeit eine „Kann- oder Wunschleistung“ ist, deren Länge und Dauer verhandelbar ist, während bei der Mutter vorausgesetzt wird, dass es für sie und das Kind notwendig sei, eine gewisse Zeit zuhause bei ihrem Neugeborenen zu bleiben. Die Unterscheidung zwischen Wunschleistung (Väter) und Pflichtleistung (Mütter) ist m. E. die zentrale Basis des geschlechterdifferierten Umgangs von Betrieben mit Elternzeiten.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die erste Zeit nach der Geburt eines Kindes als „Mutterzeit“, zuhause normativ – sowohl subjektbezogen als auch gesellschaftlich – fest verankert ist. Die interviewten Väter erweisen sich insofern als ‘modern’, als dass sie die „Mutterzeiten“ eng mit den relativ kurzen Stillzeiten (bzw. dem ersten Jahr) koppeln. Nach Beendigung der Stillzeit wird prinzipiell die gleiche Möglichkeit der Betreuungsverantwortung von Vätern und Müttern behauptet und praktisch umgesetzt. Als wesentliche Elemente des „zwanglosen Zwangs“, eine geschlechtstypische Arbeitsteilung zu verfolgen, wurden die häufig am Thema Stillen festgemachten Diskurse um die psychische und physische Gesundheit des Kindes, die Betreuungskompetenz des Erwachsenen, die Väterelbstbilder und die typischen gesellschaftlichen Anrufungen dargestellt. Diese Aspekte legitimieren normalerweise – so die These – die Präsenz der Mutter beim Kind weit über die Stillzeit hinaus und bilden den kulturell recht stabilen Kern dessen, was ich unter dem Begriff *hegemonialer Mütterlichkeit* fassen möchte.

2. Hegemoniale Mütterlichkeit – Eine konzeptionelle Einordnung

Unter *hegemonialer Mütterlichkeit* verstehe ich grundsätzlich die Formen geschlechtsbezogener Praktiken und Zuschreibungen, welche die Präsenz von Müttern (statt von Vätern) bei der Kinderbetreuung sichern und für die Unterordnung und Hierarchisierung abweichender Erziehungspraktiken auch von anderen Frauen genutzt werden können.

Hegemoniale Mütterlichkeit sorgt in diesem Sinne auch für Ausschlüsse von Männern aus den „privaten Sorgearbeiten“. Dies lässt sich aber schwerlich als Teil eines gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisses von Frauen über Männer beschreiben und zwar in erster Linie deshalb, weil es schlicht die realen Machtverhältnisse zwischen „privat“ und „öffentlich“ in modernen Gesellschaften verkennen würde (vgl. Klinger 2000, 29) und es gar kein ernsthaftes Interesse von Männern zu geben scheint, in diese 'weibliche' Welt einzubrechen. Hegemoniale Mütterlichkeit kann also im Gegenteil auf gesellschaftlicher Ebene als Kehrseite „hegemonialer Männlichkeit“ beschrieben werden und dient letztlich der Stabilisierung männlicher Herrschaft.

Hegemoniale Männlichkeit stellt bei Connell die „Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis“ [dar, P.E.], welche die „momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 2000, 98). Hegemoniale Männlichkeit wird als eine historisch wandelbare Praxis eingeführt, die zwar von den meisten Männern nicht real gelebt, wohl aber von ihnen ideologisch verteidigt werde, weil sich auf diese Weise Statusgewinne gegenüber Frauen erzielen ließen. Sie dient vor allem auch als relationaler Bezug zur Hierarchisierung abweichender Männlichkeiten. Da Männlichkeit hier als eine Position im Geschlechterverhältnis (Connell 2000, 91) beschrieben wird, ist m. E. auch die Konstruktion bzw. Einbindung stabiler (hegemonialer) Weiblichkeitsentwürfe Bestandteil hegemonialer Männlichkeiten. Diese sichern gleichsam die 'freiwillige' Einwilligung von Frauen in die Dominanz von Männern und machen es für bestimmte Frauen attraktiv, männliche Herrschaft zu stabilisieren, weil damit Statusgewinne gegenüber anderen Frauen und abgewerteten Männlichkeiten gesichert werden können. Als *ein* weibliches Pendant hegemonialer Männlichkeit lässt sich in diesem Sinne *hegemoniale Mütterlichkeit* verstehen.

Hegemoniale Mütterlichkeit sorgt für das „selbstverständliche Einverständnis“ von Frauen und Männern in eine geschlechtstypische Arbeitsteilung, die – jedenfalls bezogen auf Macht, Anerkennung, Geld und Einfluss – Frauen

langfristig benachteiligt. Dem Anerkennungsgewinn einer gesellschaftlichen Akzeptanz von Frauen über den Status der (guten) Mutter steht in der Regel ein grundsätzlicher gesellschaftlicher Statusverlust innerhalb relevanter Machtbereiche gegenüber. Hegemoniale Mütterlichkeit lässt sich insofern auch als 'männliche' Anrufung an Frauen verstehen, den gesellschaftlichen Machtzentren fern zu bleiben.

Hegemoniale Mütterlichkeit ist also nicht auf der gleichen Ebene wie hegemoniale Männlichkeit zu verorten. Den Hegemoniebegriff auch zur Bezeichnung stabiler Weiblichkeitsentwürfe zu verwenden, bietet sich m. E. dennoch aus mehreren Gründen an. Erstens drückt der Begriff treffend aus, dass es sich um Weiblichkeitsentwürfe handelt, die gesellschaftlich herrschende, weitgehend unhinterfragte Normen, Werte und Verhaltensstandards konstituieren und legitimieren. Er macht zweitens deutlich, dass es sich um ein verinnerlichtes Machtverhältnis handelt, das also nicht nur von außen als Unterdrückung an die Subjekte herantritt. Drittens drückt der Begriff aus, dass hegemoniale Werte als subjektive Orientierungen auch dann wirksam sind, wenn sie (in ihrer Reinform) lediglich für eine Minderheit wirklich lebbar sind. Viertens verdeutlicht der Begriff Hegemonie, dass die damit verbundenen Normen historisch entstanden und kulturell veränderbar sind. Und fünftens hat eine Veränderung hegemonialer Weiblichkeitsentwürfe auch Rückwirkungen auf hegemoniale Männlichkeiten. So hat m. E. nicht zuletzt der Wandel von Mütterlichkeitskonzepten – normativ letztlich von der Vollzeitmutter zur teilzeitberufstätigen Mutter (vgl. Pfau-Effinger 2000, vgl. auch Correll in diesem Band) – dazu beigetragen, Männlichkeit zu verändern. Weiblichkeit ist in diesem Sinne nicht *ausschließlich* als Reflex (*Komplizinnenschaft* bei Bourdieu (2005, 78), *emphasised femininity* bei Connell (1987, 183)) auf männliche Herrschaft zu beschreiben, sondern als eigenes Machtfeld ernst zu nehmen, das auch gesamtgesellschaftlich wirkt.

3. Schlussbemerkungen zur Familienpolitik

Hegemoniale Mütterlichkeit lässt sich als eine zentrale Barriere für „väterliche Erziehungszeiten“ beschreiben. Aus gender-sensibler Perspektive wäre es sicherlich sinnvoll, hegemoniale Mütterlichkeit zu verändern – gewissermaßen zu *de-gendern*.¹² Wie die Praxis in anderen Ländern wie Frankreich zeigt, ist z.B. der ausgeprägte Stillediskurs ein typisch deutsches Phänomen. Dennoch ist auf absehbare Zeit nicht davon auszugehen, dass Väter (und Mütter) in Deutschland das erste Jahr als väterliches Erziehungsjahr wünschen. Dies bedeutet m.E., dass Elternzeiten deutlich über das erste Jahr hinaus gefördert werden müssten, falls

man eine stärkere egalitäre Verantwortung von Vätern in haus- und kindbezogenen Bereichen und nicht nur die Übernahme von zwei so genannten Vätermo-naten erreichen will.

Das neue Elterngeld¹³ birgt tendenziell die Gefahr, aktive Väter als Zielgruppe der Förderung zu verfehlen. Während die Umgestaltung der Leistung zur Lohnersatzleistung durchaus positive Anreize für Väter zur Übernahme von Elternzeiten setzt, ist die Verkürzung des Leistungszeitraums auf max. 14 Monaten problematisch. Der hieraus abzuleitende Vorschlag ist m.E., die Bezugsdauer von Erziehungsgeld wieder zu erhöhen und die Partnerschaftsmonate dabei auf eine echte „Halbe – Halbe“ Orientierung hin auszuweiten, um keine weiteren Anreize für die alleinige Erwerbsunterbrechung von Müttern zu geben. Am Ende der Förderungsdauer, die m.E. zwischen 18 und 24 Monaten (also 9 + 9 oder 12 + 12 bzw. 24 Monate für beide, bei parallelen Elternzeiten) liegen sollte, muss der Beginn einer flächendeckenden, institutionellen Ganztagskinderbetreuung stehen. Väter könnten so bis zum Beginn der Kinderbetreuung Elternzeiten übernehmen und die relativ frühe, vollzeit(nahe) Erwerbstätigkeit der Partnerin ermöglichen.

Ergänzend zu Regelungen der Elternzeit scheint mir die Idee sinnvoll, Eltern in jedem Fall eine gemeinsame Anfangszeit zu ermöglichen. Dies könnte zeitlich analog zu Mutterschutzregelungen angelegt sein.¹⁴ Eine solche Elternschutzzeit kann sicherlich nicht mit den gesundheitlichen Folgen einer Geburt für Männer begründet werden, allerdings würde sie die Umstellungszeit für junge Eltern erheblich erleichtern und Anreize für egalitäre Arbeitsteilung von Paaren bieten. Sie knüpfte zum einen an die unmittelbaren Interessen aktiver Väter an. Alle befragten Väter nahmen nach der Geburt ihren Jahresurlaub und beschreiben die erste gemeinsame Phase als sehr intensiv und wichtig. Sie würde zum anderen gesellschaftlich (insbesondere in Betrieben) deutlich machen, dass nicht nur die Mutterschaft, sondern auch die Vaterschaft mit der Geburt des Kindes beginnt.

Anmerkungen

- 1 Dabei soll nicht behauptet werden, dass die Geburt eines Kindes die einzige Praxis der Herstellung von Ungleichheiten der Geschlechter ist. Zahlreiche Untersuchungen belegen, dass Männer und Frauen unabhängig davon, ob sie Mütter oder Väter sind, different behandelt werden. Häufig ist damit die Herstellung und Legitimation von Ungleichheit verbunden. Das *doing gender* beginnt nicht mit der Geburt des Kindes, sondern mit der eigenen Geburt.
- 2 Von den 387.000 Anträgen auf Elternzeit stammen nach den jüngsten Zahlen des Statistischen Bundesamtes immerhin 37.000 (9,7%) von Vätern. Während allerdings

- nur etwa ein Prozent der Mütter eine Elternzeit von zwei Monaten beantragen, machen dies über die Hälfte (53%) der Väter (vgl. Statistisches Bundesamt 2007).
- 3 Der Beitrag beschäftigt sich nicht mit strukturellen Hindernissen zur Umsetzung von egalitären Paararrangements. Es soll an dieser Stelle aber ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass es vor allem auch sozio-ökonomische Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern sind, die „egalitäre Paararrangements“, insbesondere nach den reinen „Elternzeiten“ verhindern. In meinem Sample konnten hier zahlreiche „Retraditionalisierungsfallen“ (Rüling 2007) nachgezeichnet werden. Hierzu gehören vor allem die Einkommensdifferenzen zwischen den Eltern, die unterschiedlichen Auswirkungen, die eine Geburt auf Männer und Frauen mit befristeten Beschäftigungsverhältnissen hat, mangelnde Kinderbetreuungseinrichtungen und -zeiten, zu lange 'normale' Arbeitszeiten sowie eine von Überstunden geprägte Betriebskultur.
 - 4 Es wurden 15 problemzentrierte Interviews (Witzel 2000) ausgewertet, die ich in den Jahren 2005 und 2006 führte. Da im Zentrum der Analyse die unmittelbaren Folgen einer Geburt für die Arbeitsteilung von Eltern standen, sollte im Sample das jüngste Kind unter drei Jahren sein. Alle Väter wohnten in städtischen Gebieten in Westdeutschland, sind in Deutschland geboren und haben einen relativ hohen Bildungsstand (mindestens Abitur). Ihre Berufs- und Einkommenssituation unterschied sich allerdings erheblich. Die relative Homogenität des Samples bezüglich klassischer Schichtvariablen wie Bildung, Alter, Staatsangehörigkeit und Wohnort schränkt die Aussagekraft meiner Ergebnisse zunächst auf diese „städtische Bildungsschicht“ ein. In den Blickpunkt gerät in meiner Arbeit so eine soziale Schicht, in der es zunächst nicht so sehr *verwundert*, dass auf der Einstellungsebene Geschlechteregalität ein hoher Wert ist, bei der gleichwohl in der Regel dieselbe Praxis einer geschlechtstypischen Arbeitsteilung vorherrscht wie in anderen Schichten auch (vgl. Vasovic/Rost 1999). Das aktive Überwinden der allgemein vorgefundenen Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit lässt sich anhand meines Samples also besonders gut nachvollziehen. Die Auswertung erfolgte nach dem Ansatz der *grounded theorie* (Strauss 1991).
 - 5 Als 'modern' wird zunächst die Übernahme von Erziehungszeiten durch den Vater betrachtet. Als 'modern' können die befragten Väter zudem gelten, da sie eine Berufstätigkeit beider Elternteile begrüßen und auch die Arbeitsteilung bei kind- und haushaltsbezogenen Aufgaben prinzipiell gerecht zwischen den Eltern verteilen wollen, sowie die Begründung einer geschlechtstypischen Arbeitsteilung als 'natürlich' ablehnen.
 - 6 Eine Annahme, die durchaus kulturellen Schwankungen unterliegt. So war es in den 1970er Jahren, ebenfalls im Sinne der Gesundheit des Neugeborenen, üblich, das Kind vor der keimhaltigen Milch der Mutter zu schützen. In Frankreich ist das 'natürliche' Stillen der Mutter ebenfalls eher unüblich.
 - 7 Die Namen der Interviewten wurden geändert. Die Zahl gibt den Absatz im entsprechenden Interview an. Die Interviewzitate wurden dort, wo es für die Interpretation unerheblich war, im Sinne einer besseren Lesbarkeit geglättet.
 - 8 Das heißt: in der Regel nimmt die Mutter im ersten Jahr Elternzeit, während der Vater im zweiten Lebensjahr des Kindes die Elternzeit beantragt. Im dritten Jahr

- waren in meinem Sample in der Regel Vater und Mutter aktiv erwerbstätig, wobei es hier häufig zu einer Teilzeit(Mutter)/Vollzeit(Vater)-Aufteilung kam.
- 9 Laut Herkunftswörterbuch kommt das Wort „Stillen“ von althochdeutsch „still machen, zum Schweigen bringen“. Ein Kind stillen bedeutet demnach, ein Kind durch Nahrung zum Schweigen bringen, wenn es vor Hunger schreit (vgl. Duden-Herkunftswörterbuch 1997, 713). Auch das väterliche Fläschchengeben ist in diesem Sinne „Stillen“. Die Benutzung des Wortes Stillen für Brust- und für Fläschchengeben soll auch zum Ausdruck bringen, dass beide Methoden prinzipiell gleichwertig sein können.
 - 10 Die Hinterfragung seiner Kompetenz nimmt Jörg nicht nur in Situationen wahr, in der das Stillen unmittelbar eine Rolle spielt. Er berichtet davon, dass „Männer mit Tragetuch ein hoch emotionales Thema“ seien, das zum Teil mit Begeisterung, zum Teil mit Verachtung kommentiert werde, und zwar in aller Regel von älteren Frauen und jungen Müttern. Die Frage des richtigen Umgangs mit dem Kind scheint also auch öffentlich eine Frauenfrage zu sein, während Männer ihn fragten, „was denn seine Arbeit mache“.
 - 11 Rosabeth Moss Kanter (1977) entwickelte das *token-Konzept* anhand von Untersuchungen mit Frauen in „Männerberufen“. Frauen seien aufgrund ihres Status' als Minderheit als *tokens* gekennzeichnet und in der Organisation besonders sichtbar (*visibility*). Sie seien einer besonderen Beobachtung ausgesetzt, welche zu einem hohen Leistungsdruck führe (*overobservation*). Die männliche Majorität reagiere auf das Erscheinen von Frauen mit Abgrenzung, indem sie Handlungen als Geschlechtsunterschiede interpretiert und überbetont (*polarization*). Tokens werden so immer als Repräsentanten ihres Geschlechts wahrgenommen. Diesem begegnen die Frauen zum einen mit verstärktem Leistungsstreben und zum anderen mit möglichst unscheinbarem Auftreten, um die aufgemachte Geschlechterdifferenz wieder einzuebnen (*assimilation*).
 - 12 Dies muss vice versa in erster Linie die Veränderung hegemonialer Männlichkeit und den damit verbundenen institutionellen Rahmenbedingungen (insbesondere die Organisation von Erwerbsarbeit) einschließen! Auf die Darstellung der sicherlich notwendigen grundsätzlichen gesellschaftlichen Veränderungen soll an dieser Stelle verzichtet werden, stattdessen schließt der Beitrag mit einigen wenigen Schlussfolgerungen zur Familienpolitik, die den familiären Gestaltungsspielraum nach der Geburt eines Kindes maßgeblich mitbestimmt.
 - 13 Mit der letzten Änderung des Elterngeldgesetzes wurde der Zeitraum der Inanspruchnahme von Elterngeld von 24 Monaten auf 14 Monate reduziert. Die bis dato bedürftigkeitsgeprüfte Transferleistung von 300 Euro im Monat wurde zu einer Lohnersatzleistung umgestaltet, die 67% des vorherigen Nettolohns umfasst und maximal 1800 Euro betragen kann. AntragstellerInnen ohne Erwerbstätigkeit erhalten nach wie vor 300 Euro. Zwei Monate der finanzierten Elternzeit sind für die Mutter des Kindes und zwei Monate für den Vater des Kindes reserviert. In der bundesdeutschen Debatte wurde diese unter dem Stichwort „Vatermonate“ diskutiert und eine Teilung der Elternzeit nach einem Modell 12 Monate (Mütter) + 2 Monate (Väter) propagiert.

- 14 Das Beschäftigungsverbot im Mutterschutzgesetz umfasst derzeit einen Zeitraum von sechs Wochen vor der Geburt bis acht Wochen nach der Geburt eines Kindes.

Literatur

- Bourdieu, Pierre, 2005: Die männliche Herrschaft. Frankfurt/Main.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.), 2003: Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02. Bonn.
- 2005a: Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. München.
 - 2005b: Erosion des männlichen Ernährermodells. Die Erwerbstätigkeit von Frauen mit Kindern unter drei Jahren. Osnabrück.
- Connell, Robert W. (Raewyn), 1987: Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Cambridge.
- 2000: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Der Duden, 1996: Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich.
- Fthenakis, Wassilios E./Minsel, Beate, 2001: Die Rolle des Vaters in der Familie. Eine repräsentative Studie über Vaterschaft in Deutschland. <http://www.bmfsfj.de/Kategorien/Publikationen/publikationsliste,did=5106.html> (Download: 20.06.2004).
- Kanter, Rosabeth Moss, 1977: Men and Women of the Corporation. New York.
- Klinger, Cornelia, 2000: Die Ordnung der Geschlechter und die Ambivalenz der Moderne. In: Becker, Sybille/Kleinschmidt, Gesine/Nord, Ilona/Schneider-Lurdorff, Gury (Hg.), 2000: Das Geschlecht der Zukunft. Zwischen Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt. Köln, 29-63.
- Mühling, Tanja/Rost, Harald/Schulz, Florian, 2006: Kontinuität trotz Wandel. Die Bedeutung traditioneller Familienleitbilder für die Berufsverläufe von Müttern und Vätern. Weinheim und München.
- Pfau-Effinger, Birgit, 2000: Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs. Opladen.
- Rüling, Annelie, 2007: Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt/New York.
- Statistisches Bundesamt (Hg.), 2007: Öffentliche Sozialleistungen. Statistik zum Elterngeld. Anträge vom 1. bis 3. Quartal 2007. Wiesbaden.
- Strauss, Anselm L., 1991: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen und soziologischen Forschung. München.
- Vaskovics, Lazlo/Rost, Harald, 1999: Väter und Erziehungsurlaub. Stuttgart.
- Witzel, Andreas, 2000: Das problemzentrierte Interview [26 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal]. <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm>. (Download: 18.08.2007).

Stefanie Janczyk

‘Vereinbarkeit von Beruf und Familie’ und Work-Life-Balance: Über Verengungen und Ausblendungen in einer Debatte

Das Thema ‘Vereinbarkeit von Beruf und Familie’ bzw. Work-Life-Balance erlebt in den vergangenen Jahren eine Hochkonjunktur in Politik und Wissenschaft. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Veränderungen in der Arbeitswelt, der Wandel der Geschlechterverhältnisse und sich verändernde Familien- und Lebensformen sind Entwicklungen, die einstmals verbreitete Vereinbarkeitsarrangements in Frage stellen. In jüngerer Zeit sind es zudem und vor allem bevölkerungspolitische und ökonomische Überlegungen, die die Frage der Vereinbarkeit von einem Randthema zu einer zentralen gesellschaftlichen Frage haben werden lassen. Hintergrund bildet die vielfach geäußerte These einer „schrumpfenden Gesellschaft“ (Kaufmann 2005) und eines damit zusammenhängenden perspektivischen Mangels an (qualifizierten) Erwerbskräften. Eine Verbesserung der Vereinbarkeitsmöglichkeiten wird in diesem Kontext als zentraler Faktor gesehen, um erstens die Geburtenrate zu erhöhen und zweitens der Abnahme des Erwerbspersonenpotentials durch Erhalt und Herstellung der Beschäftigungsfähigkeit von Frauen – vor allem Müttern – entgegenzuwirken.

Anliegen dieses Beitrags ist es, die Vereinbarkeitsdebatte einer kritischen Reflexion zu unterziehen. Dabei wird allerdings nicht die gesamte Vereinbarkeitsdiskussion in den Blick genommen, sondern ich beschränke mich im Folgenden auf die deutschsprachige *wissenschaftliche* Debatte um Vereinbarkeit und Work-Life-Balance. Der Beitrag fokussiert zudem auf Probleme und Engführungen dieser Debatte und deren Folgen.¹

Bereits ein oberflächlicher Blick in die Literatur macht deutlich, dass eine Fülle und Vielfalt an wissenschaftlichen Publikationen zum Thema existiert. Das Vereinbarkeitsthema wird in verschiedenen Disziplinen und über Disziplinengrenzen hinweg bearbeitet. Mit der Vielfalt an Disziplinen geht eine Mannigfaltigkeit an Ansätzen, Herangehensweisen, Perspektiven und Zielvorstellungen einher. Das Spektrum an konkreten Fragestellungen ist unüberschaubar. Mit ‘Vereinbarkeit von Beruf und Familie’ oder Work-Life-Balance, so lässt sich die Gemengelage zusammenfassen, wird kein klar abgegrenztes Feld beschrie-

ben. Vielmehr handelt es sich um Bezeichnungen für ein weitläufiges Themenfeld, das sich durch eine erhebliche Bandbreite und Heterogenität auszeichnet. Für das Anliegen einer Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Vereinbarkeitsdebatte ergibt sich damit ein Komplexitätsproblem bzw. ein Reduktionszwang: Nachfolgend stehen nicht einzelne Untersuchungen im Zentrum, vielmehr soll das Augenmerk auf Merkmale gerichtet werden, die sich herauskristallisieren, wenn man die wissenschaftliche Vereinbarkeitsdebatte insgesamt in den Blick nimmt. Unvermeidlich enthält eine solche, auf das ‘Gesamte’ ausgerichtete Perspektive Vereinfachungen.² Die Ausführungen sind als kritische Stellungnahme zu dominanten Tendenzen der Debatte zu verstehen.

In der Literatur ist in Bezug auf die Vereinbarkeitsdebatte in jüngerer Zeit mehrfach auf Probleme und Unklarheiten auf der Begriffsebene hingewiesen worden (vgl. Jürgens 2006, 104-109 und 168 f.; Resch 2007, 105-110; Ulich/Wülser 2004, 309f.). Die Hinweise illustrieren dabei insbesondere, dass die Popularität des Themas in umgekehrtem Verhältnis zur Klarheit und Überzeugungskraft der verwendeten Begriffe steht. Angesprochen werden insbesondere folgende Punkte: Uneinheitlichkeit der verwendeten Begrifflichkeiten – ‘Vereinbarkeit von Beruf und Familie’, ‘Balance von Arbeit und Leben’, Work-Life-Balance; Unterschiede in den Begriffskonnotationen – etwa hinsichtlich des Balance-Begriffs: Zustand der Balance oder Prozess des (Aus)Balancierens; Irreführungen in den Formulierungen – insbesondere in Bezug auf die Formulierung ‘Arbeit und Leben’, welche transportiert, dass das Leben jenseits der Arbeit stattfindet und es im Leben keine Arbeit gibt. Meines Erachtens sind die Probleme der wissenschaftlichen Auseinandersetzung jedoch nicht lediglich und auch nicht vorrangig begrifflicher Natur. Mir kommt es daher nachfolgend auch nicht auf eine genaue Begriffsklärung an.³ Vielmehr möchte ich folgende These vertreten: Die Vereinbarkeitsproblematik ist in der Forschung bislang im Wesentlichen als ein *zeitlicher* ‘Balanceakt’ zwischen *Familie* und *Beruf* für *Frauen* verstanden worden. Eine derartige Zuschneidung war schon immer analytisch zu eng. Im Zuge der Transformationen der Arbeitswelt und Geschlechterverhältnisse werden die in einer solchen Forschungsperspektive enthaltenen Engführungen zunehmend offensichtlich und problematisch und derzeit lassen sich entsprechend Perspektiverweiterungen feststellen. Zugleich ist in der jüngeren Zeit aber auch zu beobachten, dass die Vereinbarkeitsfrage vermehrt in einer Weise in den Blick genommen wird, bei der Widersprüchlichkeiten ebenso wie (geschlechtsspezifische) Hierarchisierungen und Ungleichheitslagen im Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen außen vor bleiben. Damit droht die Vereinbarkeitsdebatte eines kritischen Kerns entle-

digt zu werden, den sie in der feministischen Forschung aufgewiesen hat: die Kritik an der kapitalistisch-patriarchalen Organisation von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen.

1. Analytische Blindstellen und ihre Folgen

1.1 Vereinbarkeit und Work-Life-Balance – ein ‘Frauenproblem’?

In der Literatur ist bereits wiederholt darauf hingewiesen worden, dass die Forschung zu Fragen der Vereinbarkeit lange eine deutliche Fokussierung auf *Frauen*, respektive berufstätige *Mütter*, aufwies und immer noch -weist (vgl. Janczyk u.a. 2003; Geissler 1995; Höpflinger u.a. 1991). Viele Analysen sind von vornherein auf Frauen ausgerichtet, zum Teil lässt sich dies bereits an den Forschungstiteln ablesen. In anderen Untersuchungen wird zwar konstatiert, dass die Vereinbarkeitsfrage kein reines ‘Frauenproblem’ darstellt und die Notwendigkeit einer Einbeziehung von Männern formuliert. Zumeist wird dies in den Untersuchungen selbst aber nicht systematisch umgesetzt, sondern es klingt lediglich an. Im Zentrum stehen auch hier Frauen und die Frage, wie sich eine ‘bessere’ Vereinbarkeit von Familie und Beruf für diese erreichen lässt.

Angesichts der Tatsache, dass es sich bei der Koordination von Beruf und Haus- bzw. Familienarbeit um ein Problem handelt, dessen Bewältigung mehrheitlich Frauen obliegt, ist die wissenschaftliche Fokussierung auf Frauen und Mütter nicht überraschend. Sie führt oftmals aber dazu, dass eines der Hauptprobleme nur gestreift wird – nämlich die Tatsache, dass dem Zusammenhang von Beruf/Arbeit und Familie/Leben ein geschlechtsspezifisches und geschlechterhierarchisches Fundament innewohnt. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat dieses Fundament in ihren Arbeiten freigelegt und zudem aufgezeigt, dass und warum dieses trotz allerlei Veränderungen eine Beständigkeit aufweist und sich gerade auch in einer anhaltenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung niederschlägt (vgl. für einen Überblick u.a. Gottschall 2000). Diese wiederum findet aktuell auch in der nach wie vor mangelnden männlichen Beteiligung an Haus- und Familienarbeit seinen Ausdruck. Insbesondere Zeitbudgetstudien fördern zutage, dass die Verteilung unbezahlter Arbeit vom Wandel der Geschlechterverhältnisse nahezu unberührt geblieben ist. Von 1991/1992 bis 2001/2002 hat sich das Engagement von Männern an der Haus- und Familienarbeit von ihrem Umfang her wenig verändert; Frauen leisten weiterhin den Großteil der unbezahlten Arbeit (vgl. für einen Überblick Döge/Volz 2004; BMFSFJ 2005). Für die Vereinbarkeitsproblematik bedeutet dies: Reduziert

man die Frage der Koordination verschiedener Lebensbereiche auf ein ‘Frauenproblem’, so liegt hierin die Gefahr, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung quasi als gegeben vorauszusetzen und damit zugleich das geschlechtsspezifische und geschlechterhierarchische Fundament im Zusammenhang von Erwerbsarbeit und Reproduktionsarbeit nicht in Frage zu stellen. Hier kann eine Perspektivausweitung auf Männer zumindest helfen, in den Blick zu rücken, dass es sich beim so genannten Vereinbarkeitsproblem nicht um ein Frauenproblem, sondern um eines handelt, dessen Ursachen in einem komplexen Gefüge politischer, sozialer und kultureller Aspekte begründet liegen.

Hinzu kommt ein zweiter Aspekt: Auch wenn die Balancefrage nach wie vor überwiegend eine Angelegenheit von Frauen ist, so haben sich im Zuge des Wandels der Geschlechterverhältnisse und der Transformation der Arbeitswelt doch auch Veränderungen vollzogen, die dazu führen, dass die Koordination verschiedener Lebensbereiche heute auch eine Herausforderung für ein Reihe von (jüngeren) Männern darstellt. Verwiesen sei hier nur auf die zumeist unter dem Begriff der Entgrenzung beschriebenen Entwicklungen in bestimmten Beschäftigungsbereichen. Entgrenzung meint dabei u.a. Verflüssigungstendenzen zwischen Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen, welche für die betroffenen Beschäftigten eine verstärkte Selbststeuerung hinsichtlich der Koordination von Erwerbsarbeit, Familie, Freizeit, Freundschaft usw. notwendig mache (vgl. u.a. Gottschall/Voß 2003). Verwiesen sei zudem darauf, dass diverse Studien der letzten Jahre festgestellt haben, dass sich Männer und insbesondere Väter ein stärkeres Engagement in der Familie wünschen und sich außerdem auch die Erwartungen der Partnerinnen verändern (vgl. u.a. Fthenakis/Minsel 2002; vgl. auch Ehnis in diesem Band). Auch dies bringt wachsende Koordinationsanforderungen für Männer mit sich. Allerdings fördern die Daten bislang eine deutliche Diskrepanz zwischen Wunsch /Erwartungen und der tatsächlichen Beteiligung an der Haus- und Familienarbeit zutage (vgl. Statistisches Bundesamt 2004, 552-554). Hier stellt sich die Frage nach den Gründen für dieses Missverhältnis. Damit ist man aber wieder beim vorherigen Punkt: der Frage nach dem geschlechtsspezifischen und -hierarchischen Fundament.

1.2 Familie – und der Rest vom ‘Rest des Lebens’?

Es lässt sich weiter feststellen, dass sich die Forschungen, was den Bereich jenseits der Erwerbsarbeit betrifft, bisher stark auf die *Familie* konzentrieren. In Untersuchungen, die mit dem Ausdruck ‘Beruf und Familie’ arbeiten, steckt diese Fokussierung bereits in der Formulierung. Untersuchungen, die mit dem

Begriff der Work-Life-Balance oder 'Balance von Arbeit und Leben' operieren, scheinen demgegenüber weiter gefasst. Eine eingehendere Betrachtung fördert jedoch zutage, dass die Erweiterung zumeist lediglich auf der Begriffsebene erfolgt und die Beiträge inhaltlich, wenn es um das 'Leben' geht, auch auf die Familie fokussieren. In Bezug auf die Familie lässt sich wiederum feststellen, dass hier eindeutig die Frage der Kinderbetreuung im Vordergrund steht.⁴

Für die Konzentration auf Familie und Kinder sind ebenfalls mehrere Gründe identifizierbar. Sie hängt in Teilen mit der vornehmlichen Orientierung der Forschung auf Frauen bzw. Mütter zusammen. Aber auch für Untersuchungen, die den im vorherigen Abschnitt angedeuteten Entwicklungen Rechnung tragen und die Perspektive auf Männer ausweiten, ist festzustellen, dass diese auf *Väter* und damit ebenfalls auf Familie und Kinder fokussieren (vgl. u.a. Döge/Behnke 2005). Angesichts dessen, dass die Geburt eines Kindes in der Tat besondere Anforderungen für die Vermittlung von Beruf und Familie mit sich bringt und gerade für Frauen einen virulenten Punkt im Lebensverlauf markiert, spricht einiges für eine besondere Berücksichtigung des Komplexes 'Familie und Kinder'. Beschränkt man die Perspektive aber hierauf, bleiben bestimmte Momente unberücksichtigt: Außen vor bleiben zum einen andere Tätigkeiten, Aktivitäten und Bereiche des Lebens jenseits der Elternschaft – wie Hobbys, Freundschaft, Pflegeaufgaben, soziale und politische Tätigkeiten. Unberücksichtigt bleiben damit weitere mögliche sich ergebende Probleme hinsichtlich der Koordination eben dieser Momente mit beruflichen Anforderungen. Zum anderen bleiben bestimmte Personengruppen unbetrachtet – nämlich Kinderlose und solche Eltern, die keine Kinderbetreuungsaufgaben mehr zu erfüllen haben. Wenig erforscht ist die Frage, dass und inwiefern auch unverheiratete, kinderlose, erwerbstätige Frauen und Männer Balanceprobleme haben – etwa, wenn es darum geht, die beruflichen Anforderungen mit dem Bedürfnis nach sozialen, freundschaftlichen Kontakten sowie auch mit politischen oder ehrenamtlichen Tätigkeiten zu vereinbaren (vgl. u.a. Correll 2005).

Aktuell wird die skizzierte Konzentration auf Familie und Eltern zunehmend problematisch: Vor dem Hintergrund sinkender Geburtenziffern und dem Trend zu kleineren Familien und damit kürzeren Familienphasen bleiben ein wachsender Teil der Bevölkerung und eine Reihe von Balanceproblemen unterbelichtet.

1.3 Alles nur eine Frage der Zeit?

Schließlich fördert eine Analyse der Literatur zutage, dass die Forschung eine starke Konzentration auf den Aspekt der *Zeit* aufweist. In jüngerer Zeit ist speziell die Frage nach den Auswirkungen flexibler Arbeitszeiten auf die Koordinationsmöglichkeiten von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen von besonderem Interesse (vgl. für eine Übersicht Auth 2004).

Zweifellos kommt dem Faktor Zeit eine sehr wichtige Bedeutung hinsichtlich der Koordinierungsmöglichkeiten von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen zu. Dauer, Lage und Verteilung der Arbeitszeit, Schulzeiten und Öffnungszeiten von Kinderbetreuungseinrichtungen usw. spielen eine zentrale Rolle für die Koordinationsmöglichkeiten verschiedener Lebensbereiche. Gleichwohl gilt auch in diesem Punkt, dass die Vereinbarkeitsproblematik nicht nur die Frage eines zeitlichen Balanceakts umfasst und eine Beschränkung hierauf zu kurz greift. Schon in den 1970er und 1980er Jahren hat die feministische Forschung die unterschiedlichen Konstitutionen und Funktionslogiken von Beruf und Familie und die damit einhergehenden divergierenden Verhaltensanforderungen herausgearbeitet. Auf dieser Basis konnte sie verdeutlichen, dass aufgrund der Unterschiede in Bezug auf Inhalt, Anforderung und Struktur der Tätigkeiten in verschiedenen Lebensbereichen die Vermittlung dieser Lebensbereiche nicht nur zeitliche, sondern auch psychische, soziale und emotionale Belastungen und Unvereinbarkeiten mit sich bringt (vgl. u.a. Beck-Gernsheim/Ostner 1978; Becker-Schmidt u.a. 1983). Aktuell gibt es Anzeichen dafür, dass derartige psychische, soziale und emotionale Unvereinbarkeiten im Zuge der Transformationen der Arbeitswelt verstärkt hervortreten. Hinweise hierfür finden sich insbesondere in Erörterungen, die unter dem Stichwort „Arbeiten ohne Ende“ firmieren (vgl. u.a. Pickshaus u.a. 2001). Marianne Resch und Eva Bamberg formulieren sogar die These, dass „die Qualität der Tätigkeitsbereiche – im Sinne der jeweiligen Ausprägung der Belastungen, Ressourcen und Anforderungen – eine mindestens ebenso wichtige, wenn nicht sogar bedeutsamere Rolle spielt, als Fragen der zeitlichen Verteilung“ (Resch/Bamberg 2005, 174). Ob und inwiefern dies zutrifft, ist eine noch näher zu erforschende Frage.

2. Perspektiverweiterungen

In der jüngeren Vergangenheit werden die angesprochenen Problemlagen vermehrt erkannt, und es finden sich zunehmend Forschungen, die Perspektiverweiterungen vornehmen. Manches spricht dafür, dass es sich hierbei nicht

lediglich um Einzelfälle, sondern um 'allgemeinere' Tendenzen und Perspektiverweiterungen in der wissenschaftlichen Vereinbarkeitsdebatte handelt: (1) Es entstehen vermehrt Studien, die in der ein oder anderen Weise Männer einbeziehen. Hierzu zählen Studien, die eine Paarperspektive verfolgen und Arbeitsteilungsarrangements untersuchen (vgl. u.a. Koppetsch/Burkart 1999; Rüling u.a. 2004). Das Thema 'Mann und Familie' wird aber auch als solches in wachsendem Maße ins Blickfeld gerückt (vgl. u.a. Dilger 2007; Döge/Behnke 2005; auch Ehnis in diesem Band). (2) In Hinblick auf die hier ausgemachte bisherige Fokussierung der Forschung auf Familie und Kinder sind insofern Perspektiverweiterungen feststellbar, als dass zum einen die Frage der Koordination von Beruf und Pflegetätigkeiten verstärkt Beachtung erfährt (vgl. u.a. Klenner 2004). Zum anderen nimmt die Forschung zu kinderlosen Paaren und Personen derzeit zu, und in diesem Zusammenhang kommen auch vermehrt deren alltägliche Koordinationsproblemen zur Sprache (vgl. Correll 2005). (3) Forschungen, die über Zeitkonflikte hinaus auch psychischen, sozialen und emotionalen Belastungen und Unvereinbarkeiten im Spannungsfeld von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen Aufmerksamkeit schenken, finden sich am ehesten in der Arbeits- und Organisationspsychologie. Aktuell lassen sich dort auch Tendenzen einer Intensivierung der Forschung in diesem Bereich erkennen (vgl. Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie 2005).⁵

Es bleibt abzuwarten, wie sich diese Tendenzen insgesamt weiter entwickeln und wie dies zu bewerten ist. Letzteres gilt gerade auch deshalb, da sich aktuell neben den hier skizzierten Perspektiverweiterungen auch Entwicklungen identifizieren lassen, die zu Auslassungen bestimmter Problemlagen im Feld der Vereinbarkeit führen.

3. Illusion einer Eintracht: De-Thematisierung von Widersprüchen, Hierarchien und Konflikten

Es ist bereits angedeutet worden, dass die Frage der Organisation von 'Arbeit und Leben' die feministische Forschung seit ihren Anfängen in den 1970er Jahren bewegt. Dabei ist es – trotz vielerlei Unterschieden – ein zentrales Merkmal des feministischen Diskurs' um 'Arbeit und Leben', dass dieser eingebettet ist in eine grundlegende Kritik patriarchaler, kapitalistischer Verhältnisse. Beispielhaft sei hier auf zwei frühe und vielfach diskutierte 'Klassiker' der feministischen Forschung verwiesen: Elisabeth Beck-Gernsheims und Ilona Ostners Ausführungen zum „weiblichen Arbeitsvermögen“ (Beck-Gernsheim/Ostner

1978) sowie die von der Hannoveraner Forscherinnengruppe um Regina Becker-Schmidt angestellten Überlegungen zur „doppelten Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt u.a. 1983). Trotz erheblicher Unterschiede ist den Ansätzen gemein, dass sie den Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen als durch Widersprüche, Hierarchien und Konflikte geprägt begreifen. Während Beck-Gernsheim und Ostner mit der Formulierung „komplementär, aber nicht kompatibel“ Widersprüche zwischen Beruf und Familie herausarbeiten, führen Becker-Schmidt u.a. aus, dass die Lebensbereiche nicht nur im Verhältnis zueinander, sondern auch jeweils in sich widersprüchlich strukturiert sind. Die Ansätze verdeutlichen weiter, dass die Vermittlung der schwerlich in Einklang zu bringenden Lebensbereiche weitgehend auf dem Rücken von Frauen stattfindet. Sowohl Beck-Gernsheim und Ostner als auch Becker-Schmidt u.a. nehmen dabei jeweils Bezug auf virulente Konflikte zwischen Arbeitsorganisation und individueller (weiblicher) Lebensführung und sehen deren Ursachen in geschlechterhierarchischen und kapitalistischen Strukturen. Entsprechend zielen beide Ansätze auf Veränderungen eben dieser Strukturen und Verhältnisse, um eine bessere Vermittlung zwischen den verschiedenen Lebensbereichen zu ermöglichen und Geschlechterungleichheiten abzubauen. Becker-Schmidt u.a. stellen hier vor allem auf gesellschaftstheoretischer Ebene angesiedelte patriarchats- und kapitalismuskritische Überlegungen an. Beck-Gernsheim und Ostner fordern konkrete grundlegende – nicht bloß Frauen betreffende – Veränderungen der Berufsstrukturen.

Aktuell ist nun zu beobachten, dass im Zuge der sich ausbreitenden Forschung rund um Vereinbarkeit bzw. Work-Life-Balance vermehrt Ansätze und Untersuchungen entstehen, die die Vorstellung einer Harmonisierbarkeit von Beruf/Arbeit und Familie/Leben transportieren. Das Problem daran ist nicht das Ziel einer gelungenen Vermittlung der Lebensbereiche an sich, sondern die Vorstellung, die Bereiche und ihre Anforderungen ließen sich ohne tieferen Eingriff in die Funktions- und Handlungslogiken der Bereiche und ohne ein weiteres Aufbrechen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung geschlechtergerecht miteinander in Einklang bringen. Damit fallen diese neueren Ansätze hinter lang existierende Erkenntnisse der feministischen Forschung zur widersprüchlichen und (geschlechter)hierarchischen Struktur des Zusammenhangs von Beruf und Familie zurück. Oder anders formuliert: Nur wenn die seitens der feministischen Forschung herausgearbeiteten Probleme hinsichtlich der Organisation von 'Arbeit und Leben' außer Acht gelassen werden, lässt sich die Idee einer widerspruchlosen Integration aufrecht erhalten.⁶ Eine solche Entwicklung ist in mehrfacher Hinsicht beobachtbar:

Erstens mangelt es vielen Studien an einer Auseinandersetzung mit widersprüchlichen und konflikthafter Momenten in der Organisation von 'Arbeit und Leben'. Beispiel hierfür ist die Studie von Harald Rost „Work-Life-Balance. Neue Aufgaben für eine zukunftsorientierte Personalpolitik“ (2004). Erwähnt Rost eingangs seiner Studie noch, dass Beschäftigte, die versuchen, Erwerbsarbeit und den 'Rest des Lebens' unter einen Hut zu bekommen, fast unweigerlich in Konflikte geraten (Rost 2004, 8), werden diese Konflikte und ihre Ursachen im Weiteren keiner näheren Betrachtung unterzogen. Ohne tiefergehende Analyse wird das Ziel einer „konfliktfreie(n) Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ (Rost 2004, 13) formuliert. Ähnliches findet sich auch bei Norbert F. Schneiders Überlegungen zu „Work-Life-Balance“ (2007). Work-Life-Balance zielt für diesen darauf ab, „eine Situation in den Unternehmen zu schaffen, die es Mitarbeitern beider Geschlechter ermöglicht, Erfolg und Zufriedenheit in der Berufsarbeit, ein glückliches Familienleben und erfüllende soziale Beziehungen im Privatleben zu haben“ (Schneider 2007, 65). Dass dieser harmonischen Zielvorstellung gewaltige Hürden im Weg stehen, bleibt auch hier unberührt. Etwaige Widersprüche und Unvereinbarkeiten zwischen den betriebswirtschaftlichen Verhaltensanforderungen auf der einen und den familialen/lebensweltlichen auf der anderen Seite, wie sie die feministische Forschung zutage gefördert hat, kommen nicht zur Sprache.

Zweitens bleibt in vielen Studien die ebenfalls seitens der feministischen Forschung aufgezeigte Tatsache unberührt, dass eines der zentralen Vereinbarkeitsprobleme für Frauen in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung liegt. Werner Eichhorst und Eric Thode etwa konstatieren in ihrer Studie „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ (2002), dass Deutschland im europäischen Vergleich einen deutlichen Rückstand bei der Erwerbsbeteiligung sowie dem Beschäftigungsniveau von Frauen aufweist. In der Verbesserung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf sehen sie einen Schlüssel, dieses Defizit zu beheben. Als wichtige Voraussetzungen für eine verbesserte Vereinbarkeit werden Aspekte wie Kinderbetreuungsausbau, Freistellungs- und Re-Integrationsangebote sowie flexible Arbeitszeiten genannt. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und insbesondere die Frage einer stärkeren Beteiligung von Männern an der Familien- und Hausarbeit als Voraussetzung für eine Verbesserung der Vereinbarkeitsmöglichkeiten von Frauen bleibt unerwähnt. Rost und Schneider gehen in ihren Erörterungen insofern weiter, als dass sie die Frage der Vereinbarkeit als eine verstehen, die Frauen und Männer betrifft. Entsprechend beziehen sie Frauen und Männer ein. Bei Rost erfolgt dies allerdings, ohne dass dabei die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und existierenden Geschlechterhierarchien

thematisiert werden. Bei Schneider findet die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwar in einem Nebensatz Erwähnung, sie wird aber nicht eingehender als Problem diskutiert (vgl. Schneider 2007, 67). Beide Untersuchungen sind damit Beispiele dafür, dass mit einer Perspektivausweitung auf Männer nicht automatisch das Geschlechterverhältnis näher in den Blick rückt.

Vielfach nicht reflektiert wird aktuell drittens die faktisch immer wieder durchschlagende Dominanz der betriebswirtschaftlichen Logik und der Anforderungen der Erwerbsarbeit gegenüber denen anderer Lebensbereiche. Dies schlägt sich nicht nur, aber gerade auch in ausgedehnten Arbeitszeiten und in besonders drastischer Form in dem bereits angesprochenen Phänomen des 'Arbeitens ohne Ende' nieder. Die Arbeitsforschung hat vielfältige Erklärungen dafür geliefert, wie es dazu kommt, dass sich betriebswirtschaftliche Logik und Anforderungen durchsetzen. Hierzu gehören etwa tatsächliche oder auch nur vermeintliche ökonomische Sachzwänge, Leistungsdruck, unrealistische Zielvorgaben, Gruppendruck oder die Angst vor Erwerbslosigkeit (vgl. Moldaschl/Sauer 2000; Pickshaus u.a. 2001). Solche Gesichtspunkte werden in den Erörterungen von Rost, Schneider sowie Eichhorst und Thode nicht diskutiert. So entsteht der Eindruck, Beruf/Arbeit und Familie/Leben stünden sich 'gleichberechtigt' gegenüber.

Schließlich bleibt viertens auch das Ungleichgewicht zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten wiederholt verdeckt. So spricht Rost von einer „Balance zwischen Unternehmens- und Mitarbeiterinteresse“ (Rost 2004, 25) und Schneider von einer „Win-Win-Situation [...], von der Unternehmen und Beschäftigte gleichermaßen profitieren“ (Schneider 2007, 65) und die sich mit Work-Life-Balance-Maßnahmen verfolgen und erreichen ließe. Existierende Interessensgegensätze und Machtverhältnisse zwischen Arbeitgeber und Beschäftigten finden keine Erwähnung. Bei Rost zeigt sich dies insbesondere im Rahmen seiner Bewertung der von ihm betrachteten 'familienfreundlichen Maßnahmen'. So werden etwa flexible Arbeitszeiten als win-win-Situation für Arbeitgeber (Optimierung der Personalplanung, Motivations- und Leistungssteigerung) und Beschäftigte (bessere Vereinbarungsmöglichkeiten in Hinblick auf Familie und Hobbies) präsentiert. Dass die jeweiligen Interessen sich u.U. entgegenstehen, wird ebenso wenig angesprochen wie die Tatsache, dass flexible Arbeitszeiten sich oftmals eher zugunsten der Arbeitgeber und zu Lasten der Beschäftigten auswirken. Zumindest gibt es mittlerweile eine Reihe von Untersuchungen, die zu dem Ergebnis kommen, dass die gerade unter der Perspektive der Vereinbarkeit einst als chancenreich bewerteten Arbeitszeitflexibilisierungen sich vornehmlich als 'Einfallstor der Erwerbsarbeit' in andere Lebensbereiche erweisen

und neben einer Leistungsintensivierung am Arbeitsplatz zu einer Ausweitung der Arbeitszeit führen. Die Studien zeigen, dass es zwar immer wieder auch punktuelle win-win-Situationen gibt. Nachhaltig positive Vereinbarungseffekte für die Beschäftigten werden aber nur dann ausgemacht, wenn die unternehmerische Logik durchbrochen wird – etwa wenn den Beschäftigten Verfügungsrechte über die Verteilung der Arbeitszeit eingeräumt werden und sich diese nicht vorrangig nach betriebswirtschaftlichen Erfordernissen richtet (vgl. u.a. Linne 2005). Genau hier aber liegen Macht- und Interessenskonflikte.

Insgesamt wird in vielen aktuellen Vereinbarkeitsstudien durch die De-Thematisierung von Widersprüchen, Ambivalenzen, Hierarchien und Konflikten die Illusion einer Eintracht aufgebaut – und zwar in mehrfacher Hinsicht: In Bezug auf das Verhältnis von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen, das Geschlechterverhältnis und das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Beschäftigten.

4. Schlussbemerkung: Wo bleibt das kritische Potential?

Ökonomisch angeleitete Perspektiven und Harmonie-Vorstellungen lassen sich in der jüngeren Vereinbarkeitsforschung – in durchaus unterschiedlicher Weise – vermehrt finden. Sollte sich dies als ein Trend fortsetzen, kann es dazu führen, dass das Thema Vereinbarkeit zwar Einzug in den Mainstream der Forschung erhält, dabei aber seines einmaligen Kritikpotentials sowie der Gestaltungsanforderungen an Erwerbsarbeit entledigt wird: Die feministische Forschung hat die Ursachen der von ihr aufgezeigten Widersprüche und Hierarchien im Zusammenhang von Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen in der kapitalistisch-patriarchalen Organisation von 'Arbeit und Leben' gesehen. Damit hat sie die Notwendigkeit grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen, gerade auch der Erwerbsarbeit, formuliert. Eine derartig grundlegende Kritik liegt vielen der aktuellen Forschungen fern. Dies schlägt sich auch in den offerierten Gestaltungsvorschlägen nieder. Diese zielen in keiner Weise auf eine Veränderung der Grundfesten der Erwerbsarbeitswelt. Vielmehr wird an der Vorrangstellung der Erwerbsarbeit und ihrer betriebswirtschaftlichen Logik (explizit) festgehalten oder zumindest nicht gerüttelt. Veränderungen, die die Erwerbsarbeit betreffen, werden nur dann diskutiert und umgesetzt, wenn sie sich mit den Flexibilisierungszielen der Unternehmen treffen. Am Beispiel flexibler Arbeitszeiten zeigt sich aber: Was als win-win-Option für Unternehmen und Beschäftigte sowie für letztere gerade auch als Mittel zur besseren Koordinierung verschiedener Lebensbereiche eingeführt wird, bewirkt häufig eine

Optimierung der Arbeitstätigkeit und des 'Rests des Lebens' ausgerichtet an betriebswirtschaftlichen Erfordernissen.

Das Nicht-Antasten der Erwerbsarbeit ist auch charakteristisch für die aktuelle öffentliche Vereinbarkeitsdebatte. Erwerbsarbeit, die ihr innewohnenden Belastungen und Anforderungen und daraus resultierenden Vereinbarkeitsprobleme werden kaum thematisiert. Der Fokus der Debatte ist vielmehr auf die infrastrukturellen Rahmenbedingungen gerichtet – wie Kinderbetreuungsausbau oder Familien-Service-Einrichtungen. Zweifellos bewirken solche Maßnahmen gerade für Frauen mitunter relevante Verbesserung. Es entstehen neue Handlungsoptionen, mit denen es beispielsweise erheblich leichter ist, sich für ein Leben mit Erwerbsarbeit und Familie zu entscheiden. Allerdings erfolgen derartige Maßnahmen, und darin liegt die Ambivalenz dieser Vorschläge, wenn sie isoliert bleiben, tendenziell zu den Bedingungen der Erwerbsarbeit. Anders formuliert: Bleibt die Erwerbsarbeit unangetastet, besteht die Gefahr, dass die Maßnahmen in erster Linie dazu beitragen, dass der 'Rests des Lebens' immer effizienter um die Erwerbsarbeit herum organisiert wird. Es mangelt an der umgekehrten Perspektive – nämlich wie sich heute ein besseres Einfügen der Erwerbsarbeit 'ins Leben' erreichen lässt.

Anmerkungen

- 1 Damit ist nicht gesagt, dass die im Folgenden für die Wissenschaft benannten Aspekte nicht auch für die politische Debatte zutreffend sind – im Gegenteil. Nahe liegend sind Übereinstimmungen schon angesichts der auch in diesem Politikfeld vorhandenen Verbindungen zwischen Politik und Wissenschaft (z.B. in Form von Sachverständigenkommissionen). Die Debatten lassen sich zudem nur schwer voneinander trennen. Aber die Grundlage der nachfolgenden Betrachtung bilden als wissenschaftlich zu deklarierende Texte und eben nicht Stellungnahmen von Politikern, Ministerien, Verbänden usw.
- 2 So treffen auf einige wissenschaftliche Beiträge die hier herausgearbeiteten Charakteristika nur in Teilen oder in spezifizierter Form zu. Zudem haben einige der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in dem Feld selbst auf den einen oder anderen der nachfolgenden Punkte hingewiesen und ich knüpfte z.T. auch an diese an.
- 3 Die Begriffe Vereinbarkeit und Work-Life-Balance werden vielmehr synonym zur Bezeichnung eines weitläufigen Problem- und Forschungsfeldes benutzt.
- 4 Als Beispiele für eine solche Fokussierung auf Familie und Kinder vgl. DJI 2002; Höpflinger u.a. 1991; Lange 2002.
- 5 Im Rahmen des Arbeitszusammenhanges GendA habe ich auch selbst gemeinsam mit anderen unter dem Begriff der *Soziabilität* Überlegungen angestellt, die Vereinbarkeits-thematik konzeptionell 'weiter' zu fassen (vgl. u.a. Kurz-Scherf u.a. 2005; Kurz-Scherf 2007).

- 6 Die Kritik einer Ausblendung von Hierarchien und Widersprüchlichem ist in der Vergangenheit bereits bezogen auf die Begriffswahl formuliert worden. Kerstin Jürgens etwa spricht in Bezug auf den Begriff der Vereinbarkeit von einer „semantischen Verharmlosung von strukturell Widersprüchlichem“ (Jürgens 2006, 104). Das Problem geht aber auch hier über die Begriffsebene hinaus.

Literatur

- Auth, Diana, 2004: Vereinbarkeitsorientierte Zeiten – eine neue Sicht auf Arbeitszeiten. Expertise für GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung. GendA-Discussion-Paper 11. Marburg.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth/Ostner, Ilona, 1978: Frauen verändern – Berufe nicht? Ein theoretischer Ansatz zur Problematik von 'Frau und Beruf'. Soziale Welt. Heft 3, 258-287.
- Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate, 1983: Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen. Bonn.
- BMFSFJ (Hg.), 2005: 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. München.
- Correll, Lena, 2005: Arbeit und andere Lebensbereiche – „irgendwie vermischt sich das sehr“. Fallorientierte Überlegungen zu subjektorientierter Soziabilität. In: Kurz-Scherf, Ingrid/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie (Hg.): In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel. Münster, 123-138.
- Deutsches Jugendinstitut (DJI), 2002: Diskurs. Thema: Moderne Zeiten. Zur Entgrenzung von Arbeit und Leben. Heft 3. München.
- Dilger, Alexandra/Gerlach, Irene/Schneider, Helmut (Hg.), 2007: Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden.
- Döge, Peter/Behnke, Cornelia, 2005: Auch Männer haben ein Vereinbarkeitsproblem. Ansätze zur Unterstützung familienorientierter Männer auf betrieblicher Ebene. Berlin.
- Döge, Peter/Volz, Rainer, 2004: Was machen Männer mit ihrer Zeit? – Zeitverwendung deutscher Männer nach den Ergebnissen der Zeitbudgetstudie 2001/2002. In: Statistisches Bundesamt (Hg.): Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Forum der Bundesstatistik. Band 43. Wiesbaden, 194-215.
- Eichhorst, Werner/Thode, Eric, 2002: Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Benchmarking Deutschland Aktuell. Gütersloh.
- Fthenakis, Wassilios/Minsel, Beate, 2002: Die Rolle des Vaters in der Familie. Stuttgart.
- Geissler, Birgit, 1995: Einleitung. In: Vaskovics, Laszlo (Hg.): Soziologie familialer Lebenswelten. Soziologische Revue. Sonderheft 3. München, 231-236.
- Gottschall, Karin, 2000: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen.

- Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hg.), 2003: Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München.
- Höpfinger, Francois/Charles, Maria/Debrunner, Annelies, 1991: Familienleben und Berufsarbeit. Zum Wechselverhältnis zweier Lebensbereiche. Zürich.
- Janczyk, Stefanie/Correll, Lena/Lieb, Anja, 2003: Quo vadis Arbeit? Jenseits verengter Perspektiven und Deutungsmuster. GendA-Discussion-Paper 1/2003.
- Jürgens, Kerstin, 2006: Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung. Wiesbaden.
- Kaufmann, Franz-Xaver, 2005: Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen. Frankfurt/Main.
- Klenner, Christina, 2004: Erwartungen an einen familienfreundlichen Betrieb. Erste Auswertung einer repräsentativen Befragung von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern mit Kindern oder Pflegeaufgabe. Düsseldorf.
- Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter, 1999: Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtnormen im Milieuvvergleich. Konstanz.
- Kurz-Scherf, Ingrid, 2007: Soziabilität – auf der Suche nach neuen Leitbildern der Arbeits- und Geschlechterpolitik. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jakobsen, Heike/Völker, Susanne (Hg.): Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog. Wiesbaden, 269-284.
- Kurz-Scherf, Ingrid/Correll, Lena/Janczyk, Stefanie (Hg.), 2005: In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel. Münster.
- Lange, Joachim (Hg.), 2002: Kinder und Karriere. Sozial- und steuerungspolitische Wege zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Loccumer Protokolle 56. Loccum.
- Linne, Gudrun (Hg.), 2005: Flexible Arbeitszeit und soziale Sicherheit. Düsseldorf.
- Moldaschl, Manfred/Sauer, Dieter, 2000: Internalisierung des Marktes – Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft. In: Minssen, Heiner (Hg.): Begrenzte Entgrenzungen. Wandlung von Organisation und Arbeit. Berlin, 205-224.
- Pickshaus, Klaus/Schmitthenner, Horst/Urban, Hans-Jürgen (Hg.), 2001: Arbeiten ohne Ende. Hamburg.
- Resch, Marianne, 2007: Familienfreundlichkeit von Unternehmen aus arbeitspsychologischer Sicht. In: Dilger, Alexandra/Gerlach, Irene/Schneider, Helmut (Hg.): Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden, 103-124.
- Resch, Marianne/Bamberg, Eva, 2005: Work-Life-Balance – Ein neuer Blick auf die Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben? Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie. Heft 4, 171-175.
- Rost, Harald, 2004: Work-Life-Balance. Neue Aufgaben für eine zukunftsorientierte Personalpolitik. Opladen.
- Rüling, Anneli/Kassner, Karsten/Grottian, Peter, 2004: Geschlechterdemokratie leben. Junge Eltern zwischen Familienpolitik und Alltagserfahrungen. Aus Politik und Zeitgeschichte. Heft B19, 11-18.

- Schneider, Norbert F., 2007: Work-Life-Balance – Neue Herausforderungen für eine zukunftsorientierte Personalpolitik aus soziologischer Perspektive. In: Dilger, Alexandra/Gerlach, Irene/Schneider, Helmut (Hg.): Betriebliche Familienpolitik. Potenziale und Instrumente aus multidisziplinärer Sicht. Wiesbaden, 64-74.
- Statistisches Bundesamt (Hg.), 2004: Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland. Bonn.
- Ulich, Eberhard/Wülser, Marc, 2004: Gesundheitsmanagement in Unternehmen. Arbeitspsychologische Perspektiven. Wiesbaden.
- Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie A&O, 2005: Themenheft Work-Life-Balance. Heft 4.

Ulrike A. Richter

Sein und Schein von Arbeitsorganisationen Ein Diskussionsbeitrag zum Gleichheitspostulat

Studien innerhalb der soziologischen Organisationsforschung, die als zentralen Parameter 'Geschlecht' berücksichtigen, beschäftigen sich mit Erwerbsarbeit und Arbeitsorganisationen in der Regel unter einem spezifischen Fokus: Sie fragen nach der Positionierung von Frauen und Männern im ökonomischen Feld und vertreten dabei neben einem analytischen auch einen normativen Anspruch. Somit beschränken sie sich nicht auf die Untersuchung des Vorgefundenen, sondern sie befassen sich auch mit den Optionen, die Arbeitsorganisationen hin zur Geschlechtergerechtigkeit¹ umzugestalten. Sie interessieren sich für die rechtlichen, strukturellen, sozialen und kulturellen Voraussetzungen eines solchen Wandels und lenken den Blick auf die Faktoren, die der Realisierung dieses emanzipatorischen Ziels entgegenstehen, beispielsweise organisationale Leitbilder. Mit dem Gleichheitspostulat wurde in vielen Untersuchungen zu Organisation und Geschlecht ein Leitbild ausgewiesen, das als Hindernis der Realisierung der Geschlechtergleichstellung in Arbeitsorganisationen gilt. Das Gleichheitspostulat besagt, dass sich die Organisationsangehörigen darin sicher sind, dass die Positionierung der Beschäftigten und Führungskräfte in ihrer Arbeitsorganisation unabhängig vom Geschlecht erfolgt. Bestehende Unterschiede zwischen Organisationsangehörigen erklären sie mit dem Verweis darauf, dass die Leistungsbereitschaft und -erbringung (Andresen 2003b; Beaufaÿs 2003; Nollmann 2004) oder das Qualifikationsprofil (Funder u.a. 2006, 36) eben unterschiedlich seien.

Bereits Meuser (1989) sowie Höyng u.a. (1995) konstatieren, dass das Gleichheitspostulat dazu beiträgt, die strukturelle Diskriminierung weiblicher Beschäftigter, die frauenpolitische Maßnahmen erst notwendig machen, auszublenden. Daher werde Frauenförderung in der Praxis von Arbeitsorganisationen häufig als ungerecht und partikularistisch wahrgenommen. Ein Befund, der auch in neueren empirischen Studien zu Organisation und Geschlecht dargestellt wird: Die Forscherinnen und Forscher stoßen sowohl in Verwaltungen als auch in Privatunternehmen auf „Gleichstellungsfassaden“ (Apelt u.a. 2005, 127), eine „dominante Wahrnehmung von Gleichheit“ (Benschop/Doorewaard

1998, 787; Übersetzung U.R.), einen „Egalitätsmythos“ (Funder u.a. 2006, 36), auf „Gleichheitsdiskurse“ (Müller 2000, 135) und eine „Semantik der Gleichberechtigung“ (Wetterer 2007, 192). Die Bezeichnungen variieren, die Beobachtung aber ist stets die gleiche: In den untersuchten Arbeitsorganisationen gelte Gleichheit als bereits realisiert, weil das Leistungsprinzip Anwendung finde. Auf das Leistungsprinzip verweisend, würden gleichstellungspolitische Absichten und Interventionen abgelehnt. Dies gehe mit der Persistenz geschlechtlicher Segregation einher.

Unumstritten ist der Befund, dass der Geschlechterunterschied als sozialer Differenzierungsfaktor verkannt wird. Was aber meint hier ‘verkennen’? Dieser Begriff kann in zwei verschiedene Richtungen ausgelegt werden: einerseits nicht *anzuerkennen*, andererseits nicht zu *erkennen*. Für die Diskussion über Schein und Sein von Organisationen erscheint es daher erforderlich, zunächst die grundlegenden Prämissen offenzulegen. Wird davon ausgegangen, dass in Arbeitsorganisationen zwar ein Bewusstsein darüber existiert, entlang der Zuschreibung von Geschlecht zu privilegieren und zu benachteiligen, ohne dass jedoch die Beseitigung dieser Praktiken und Strukturen angestrebt wird? Oder gilt die Annahme, dass die Akteurinnen und Akteure die platzanweisende Funktion organisationaler Praktiken und Strukturen nicht sehen? Zugespitzt gefragt: Fehlt lediglich der notwendige (politische) Wille zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit oder lässt bereits die Wahrnehmung der organisationalen Wirklichkeit zu wünschen übrig? Unter dem ersten Blickwinkel wird die Gleichheitsbehauptung als Resultat von Legitimationspraktiken bewertet, die die untersuchten Organisationen nach außen adressieren – kein Unternehmen gesteht zum Selbstschutz ein, Frauen zu diskriminieren, aber alle wissen, dass das alltäglich praktiziert wird. Im Unterschied dazu wird unter der zweiten Perspektive nach einer in der Organisationslogik liegenden Erklärung dafür gesucht, warum die aus feministischer Sicht wünschenswerte Wahrnehmung der organisationalen Wirklichkeit kaum vorzufinden ist. Das bedeutet zugleich, von zwei verschiedenen Leitbild-Begriffen auszugehen. Während im ersten Fall das Gleichheitspostulat als sorgfältige Inszenierung verstanden wird, gilt es im zweiten Fall als impliziter Glaubensgrundsatz, den die Organisationsangehörigen selbstverständlich und unhinterfragt teilen, den sie durch ihre soziale Praxis reproduzieren und der kulturell abgesichert ist.

Es ist letztere Lesart, die für diesen Aufsatz ausschlaggebend ist. Die Debatte um Sein und Schein von Arbeitsorganisationen soll um einen eigenen Vorschlag ergänzt werden. Dessen Ausarbeitung erfolgt in drei Schritten: Zunächst werden die Forschungsergebnisse von Studien, die sich auf den Neo-

Institutionalismus beziehen, diskutiert. Sodann wird ein Prozess beschrieben, in dessen Verlauf sich ‘Rationalität’ und ‘Macht’ miteinander verschränken. Das empirische Material, auf das ich mich dabei beziehe, ist Teil einer qualitativen Datenerhebung im Rahmen meiner Dissertation. Im Jahre 2005 führte ich eine Organisationsethnographie in einem mittelständischen Unternehmen, der Laser AG, durch. Die in einer deutschen Großstadt angesiedelte Firma produziert Bewegungsmelder und unterhält eine eigene Forschungs- und Entwicklungsabteilung.²

Während meiner viermonatigen Feldforschung konfrontierte die Geschäftsführung die Belegschaft mit Entlassungs- und Umstrukturierungsplänen von großer Tragweite. Vorgesehen (und drei Monate später dann auch realisiert) war die Entlassung von zwanzig Prozent der Beschäftigten des Stammbetriebs sowie die teilweise Verlegung der Produktion von diesem Standort zu einer in Ostdeutschland ansässigen Tochterfirma.³

Abschließend werden Schlussfolgerungen aus den beiden ersten Teilen des Aufsatzes abgeleitet und Thesen über Sein und Schein von Arbeitsorganisationen hinsichtlich der (Un-) Gleichbehandlung von Männern und Frauen formuliert.

1. Gleichheit: Bloße Behauptung oder tatsächliche Praxis?

Der Befund der „Egalitätsmythen“ (Funder u.a. 2006, 36) bzw. der „Gleichstellungsfassaden“ (Apelt u.a. 2005, 127) basiert auf Prämissen des Neo-Institutionalismus (vgl. dazu Meyer/Rowan 1977). Es werden die sozialen und kulturellen Voraussetzungen des Gleichheitspostulats ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt; das Postulat wird in seinem organisationalen Umfeld kontextualisiert. Diese Einbettung wird vollzogen, indem im Anschluss an den Neo-Institutionalismus das Gleichheitspostulat als Resultat einer an die Umwelt von Arbeitsorganisationen adressierten Legitimationspraktik interpretiert wird. Werde die Gleichstellung (der Geschlechter) zur gesellschaftlich akzeptierten Norm, dann könnten sich Arbeitsorganisationen diesen „Nötigungen der Institutionen“ (Ortmann 2004, 104) nicht entziehen, ohne Nachteile in Kauf nehmen zu müssen, so die Prämisse.

Die Akteurinnen und Akteure in den Organisationen verhielten sich rational, indem sie Institutionen, also gesellschaftlich etablierte Normen wie den Gleichheitsgrundsatz, zum Bestandteil ihrer Außendarstellung machten, z.B. in Broschüren oder auf der Homepage. Das bedeute jedoch nicht in jedem Fall, dass diese Prinzipien intern auch tatsächlich umgesetzt würden. Es wird als pro-

blematisch aufgefasst, dass zwar die Botschaft an die Umwelt der betreffenden Organisation übermittelt werde, alle Organisationsangehörigen würden gleichberechtigt behandelt, dass diese Verlautbarungen aber keine wirklichen strukturellen Veränderungen nach sich zögen. Zudem wird darauf hingewiesen, dass der Legitimationsdruck von außen und die scheinbare Anpassung von Organisationen an das sozial Erwünschte sogar noch die Probleme verstärkt habe, da es für die Protagonistinnen und Protagonisten der Gleichstellungspolitik zunehmend schwieriger werde, mit ihren Hinweisen auf bestehende Ungleichheiten Gehör und Akzeptanz zu finden (Wetterer 2007, 196).

Dieser Auslegung ist zunächst einmal mit Ortmann entgegenzuhalten, dass es Fälle gibt, in denen Arbeitsorganisationen „etwas ‘nur zum Schein’ beginnen und dann doch Ernst daraus wird“ (Ortmann 2004, 99). Der Organisationssoziologe belegt das, indem er auf Walgenbachs (2000) Studie zur Implementierung der DIN-Normen zum Qualitätsmanagement verweist. Was zunächst als „Legitimationsfassade“ (Ortmann 2004, 99) etabliert worden sei, hätte „dann doch noch ernstlichen organisatorischen Wandel“ (Ortmann 2004, 99) nach sich gezogen. Die Übertragbarkeit dieser Befunde auf die betriebliche Gleichstellungspolitik müsste in Langzeitstudien empirisch geklärt werden.

Wichtiger als dieser Hinweis ist mir aber die Schlussfolgerung, die Ortmann aus Walgenbachs Forschungsergebnissen zieht. Er erteilt nämlich allen „enthüllungsjournalistischen“ Varianten der Organisationsforschung, die sich vorgenommen haben, den Vorwand als *bloßen* Vorwand zu entlarven [...], indem sie den Schein als *bloßen* Schein bloßstellen“ (Ortmann 2004, 99; Hervorhebung im Original), eine „Absage“ (Ortmann 2004, 99), wobei er sich nicht explizit auf die Frauen- und Geschlechterforschung, sondern allgemein auf die Organisationsforschung bezieht. In diese Richtung weiterdenkend, kann man zu der folgenden Schlussfolgerung gelangen: Es sollte in empirischen Studien nicht darum gehen, die Frage zu beantworten, wie denn die Forscherin, wenn im untersuchten Feld immer wieder das Gleichheitspostulat aufgerufen werde, feststellen könne, was vor Ort ‘wirklich’ passiert. Dieses Anliegen aber wird von den Begriffen *Gleichheitsfassaden* und *Egalitätsmythen* geradezu provoziert, denn sie lassen vermuten, eine aus Legitimationsgründen lediglich zum Schein errichtete Fassade verberge das wahre, Ungleichheit reproduzierende Wesen der Organisation. Dadurch wird nahe gelegt, Sein und Schein einer Organisation unterscheiden zu können bzw. zu müssen.

Davon abweichend schlage ich vor, den *Schein* als *konstitutiven Teil des Seins* von Arbeitsorganisationen aufzufassen. Unter dieser Prämisse vermag das Gleichheitspostulat selbst Aufschluss darüber zu geben, ‘was wirklich passiert’.

Oder, in Ortmanns Worten: „[D]ie Opposition von wahrer Praxis und bloßem Vorwand [...], von tatsächlichen und bloß vorgeschützten Zwecken [muss] untermindert werden“ (Ortmann 2004, 120).

Diese ‘Beseitigung’ der Unterscheidung von Schein und Sein stellt sich Ortmann folgendermaßen vor: Ausgangspunkt ist die Prämisse von der eingeschränkten Rationalität von Arbeitsorganisationen, die er darauf zurückführt, dass diese in der „sich überstürzenden Moderne“ (Ortmann 2004, 11) mit dem „Verlust sicheren Grundes“ (Ortmann 2004, 12) konfrontiert seien. Arbeitsorganisationen gingen mit dieser Kontingenz um, indem sie „Handeln-als-ob“ (Ortmann 2004, 12). Gemeint ist damit der Prozess, dem organisationalen Tun Sicherheit und Legitimation zu verleihen, indem so getan wird, als ob das vorgestellte und das erreichte Ziel identisch wären: „Wir fingieren eine Geltung – von Gründen, Entscheidungen, Bedeutungen, Regeln, Institutionen – in Vorgriffen, die sich erst nachträglich (vielleicht) als berechtigt erweisen“ (Ortmann 2004, 13). Diese Vorgriffe in die Zukunft „bewähren sich, wenn überhaupt, erst mit der Zeit. Daher mag es auch Zeit brauchen zu sehen, dass sie sich nicht bewähren“ (Ortmann 2004, 127).

Mit dieser Argumentation nimmt Ortmann Arbeitsorganisationen vor dem von Organisationsforscherinnen und -forschern erhobenen Vorwurf in Schutz, Diskrepanzen zwischen Sein und Schein aufzuweisen. Der Wissenschaft bleibe, wolle sie weiterhin rational argumentieren, gar nichts anderes übrig, als das Missverhältnis zwischen Proklamiertem und Realisiertem als unabänderliche Tatsache anzuerkennen, so sein Fazit.

Davon wird sich eine feministische Organisationsforschung jedoch nicht in die Schranken weisen lassen, denn das hieße, den Lauf der Dinge lediglich beobachten und nach dem ‘Prinzip Hoffnung’ abwarten zu können, ob aus dem Gleichheitspostulat vielleicht eines Tages doch eine Gleichheitstatsache wird. Der Selbstanspruch feministischer Organisationsforschung ist es ja gerade, die Diskrepanzen zwischen Norm und Realität zu überwinden. Sich Ortmann folgend mit dem Missverhältnis abzufinden, wird diesem Anspruch nicht gerecht. Die oben aufgeworfene Frage bleibt somit zwar weiter unbeantwortet, ist nun jedoch zumindest folgendermaßen zu präzisieren: Wie den Schein als konstitutiven Teil des Seins von Arbeitsorganisationen auffassen, ohne ihn zu ontologisieren und dadurch jeder (feministischen) Kritik zu entziehen?

2. Rationalität und symbolische Gewalt

Um diese auf eine konzeptionelle Ebene abzielende Frage beantworten zu können, werde ich zunächst eines der Interviews interpretieren, die ich im Rahmen der Organisationsethnographie in der Laser AG führte.⁴ Das Ziel ist dabei, die Verschränkung von Rationalität mit symbolischer Gewalt nachzuweisen. Für die Begriffsbestimmung von Rationalität ist der von Weber (1980) eingeführte Begriff ausschlaggebend, der menschliches Handeln als „unmittelbar von Interessen angetrieben“ (Tenbruck 1975, 684) versteht und rationales mit zweckentsprechendem Handeln gleichsetzt, mit einem Handeln also, das sich effizienter Mittel zur Erreichung eines Handlungsziels bedient. Wenn im Folgenden die Rede von *Rationalität* ist, wird darunter stets *Zweckrationalität* verstanden. In der Begriffsbestimmung von *symbolischer Gewalt* folge ich Bourdieu (1997). Der versteht den Prozess, durch den Denk- und Sichtweisen, Wahrnehmungsschemata und Beurteilungsprinzipien selbstverständlich werden, als eine spezifische Form von Herrschaft. Wenn eine soziale Tatsache als natürlich und selbstverständlich erscheine, dann wirke symbolische Gewalt. Diese sei eine verdeckte Form der Herrschaft, die es nur in face-to-face-Interaktionen gebe und die – im Gegensatz zur physischen Gewalt – weder als Nötigung noch als Einschüchterung wahrgenommen werde. Symbolische Gewalt setzt, so Bourdieu, die Verinnerlichung gesellschaftlicher Gebote voraus und stützt sich auf diese Weise nicht nur auf ein Mitwirken, sondern auch auf ein gewisses Einverständnis der Beherrschten.

Im Mittelpunkt der folgenden Analyse steht das Interview mit dem Unternehmensberater Herrn Günther⁵, der als Sachverständiger vom Betriebsrat bestellt worden und dessen Aufgabe es war, das Mitbestimmungsgremium während der Verhandlungen mit der Geschäftsführung über Entlassungen und Umstrukturierung zu beraten und eine Handlungsstrategie auszuarbeiten. Seinem Rat folgend, verzichtete der Betriebsrat auf die ursprünglich geplante Vorgehensweise, den Vorstandsplänen Widerstand entgegenzusetzen und die Einleitung der Maßnahmen durch die Etablierung der Einigungsstelle⁶ hinauszuzögern.

Herr Günther gab im Interview zu verstehen, die passende Problemlösung für seine Kunden bereitzuhalten. Ferner signalisierte er, die Betriebsratsmitglieder seien erst noch von ihm auf sein eigenes Wissensniveau zu bringen. Diese hierarchisch höher stehende Position reklamierte er wegen seiner BWL-Kenntnisse, er meinte:

Aber da ich natürlich die Denke und die Situation der anderen Seite nachvollziehen kann, also zumindest fachlich, kann ich auch ein bisschen Vermittlung betrei-

ben und einen für beide Seiten tragfähigen Kompromiss mit finden (Interview, 5.4.2006, 37).

Mit seinem Verweis darauf, ihm sei auf der „fachlichen Ebene“ die Position des Arbeitgebers verständlich, objektiviert der Berater betriebswirtschaftliches Wissen. Dass er Übereinstimmungen mit dem Management entdeckte, stellte zudem eine soziale Nähe zu diesem her. Indem er von „nachvollziehen“ sprach, legte er die Schlussfolgerung nahe, wäre er ein Manager, würde er genauso denken und handeln wie die Geschäftsführung, was sich in folgendem Zitat bestätigt:

Es geht einfach darum, den Laden zum Rundlaufen zu bringen. Das Hauptproblem ist ja, dass der Laden nicht richtig rundläuft. Wenn man sich die Kostenstruktur anguckt, dann kostet ein Arbeitsplatz zu viel an Strukturkosten und was weiß ich alles. Da ist, denke ich, eine Menge Musik drin, den Laden effektiver zu gestalten. [...] Das ist eigentlich eine klassische Rationalisierungsstrategie, wenn man so will (Interview, 5.4.2006, 12-13).

Herr Günther setzte sich auf diese Weise in Distanz zur betriebswirtschaftlich uninformierten Belegschaft. Zugleich sprach er drei von sieben Betriebsratsmitgliedern im Interview die Kompetenz zu, die Verhandlungen mit dem Management meistern zu können, nämlich dem Betriebsratsvorsitzenden sowie zwei weiteren Betriebsratsmitgliedern aus dem Angestelltenbereich. Das begründete sich für ihn darin, dass diese drei ihren Handlungsspielraum korrekt einschätzten. Die anderen Betriebsratsmitglieder hingegen kritisierte er für ihre Unnachgiebigkeit, die daraus resultiere, die Grenzen der eigenen Handlungsfähigkeit nicht richtig zu beurteilen:

Das Problem ist immer, dass -- also dass die drei Starken, sage ich mal, haben auch die Verhandlungen geführt. Ansonsten ist es häufig so, dass Schwäche zu Radikalisierung neigt. Das heißt, ein starker, selbstbewusster Betriebsrat, einer der weiß, wo es langgeht, der ist in der Regel nicht so radikal, weil er nämlich seinen Handlungsspielraum auch erkennt. Das ist durchaus eine Schwierigkeit bei einigen Kollegen zu erkennen, wo hört mein Handlungsspielraum auf. Deswegen wäre meine Einschätzung, dass es zwar einige Wortradikale im Betriebsrat gibt, die aber sehr schwach sind. Aber das ist auch typisch für einen Betriebsrat: Dass es zwar ein paar gefasstere Betriebsräte gibt, dass die Mehrheit aber eine gewisse Schwäche hat (Interview, 5.4.2006, 92-93).

Damit warf Herr Günther den aus seiner Sicht Inkompetenten indirekt vor, die Grenzen der eigenen Urteilsfähigkeit nicht zu erkennen. Zugleich schwang auch die Kritik mit, sie würden diese Grenzen nicht anerkennen, indem sie ihre Meinung trotzdem äußern. Insgesamt vermittelt diese ambivalente Kritik – um etwas anerkennen zu können, muss es zunächst erkannt werden – die Aussage, der Handlungsspielraum des Betriebsrats sei eine objektiv vorgegebene Größe und

für alle, die die Fähigkeit bzw. den Willen dazu hätten, rational zu denken, klar zu definieren. Ferner verkoppelte der Unternehmensberater Stärke mit der Fähigkeit, von Emotionalität abzusehen. Denn er beschrieb Emotionalität als ein Hindernis, das überwunden werden müsste. Für diese These spricht sein Hinweis darauf, der mit seiner Unterstützung verfasste Maßnahmenplan hätte diese „Schwäche“ mildern sollen, zu eng dem eigenen Erfahrungsbereich verbunden zu sein und sich der Thematik emotional und nicht rational zu nähern:

Der Maßnahmenplan hatte durchaus die Funktion, diese Schwäche zu reduzieren und eine gewisse Stärke zu bekommen, also zu wissen, warum ist das so und was wäre der Lösungsweg. Die war auch, denke ich, zum Schluss ein Stück weit da. (UR: Ein Stück weit?) Ein Stück weit heißt, bei den dreien in der Verhandlungskommission war sie mit Sicherheit da, aber bei den anderen, da vermute ich mal, dass die das mitgemacht haben, weil sie keinen anderen Lösungsweg – weil es anders nicht ging. Aber ob sie es eingesehen haben, weiß ich nicht (Interview, 5.4.2006, 98-100).

Somit war der Vorwurf an die Mehrzahl derjenigen Betriebsräte, mit denen er es bei der Laser AG, aber nicht nur da, zu tun habe, ein doppelter. Es fehle ihnen sowohl die für dieses Amt notwendige Über- und Umsicht, als auch die richtige innere Einstellung.

Die Befähigung zu rationalem Denken und Handeln ordnete Herr Günther nicht exklusiv einem der beiden Geschlechter zu, denn die drei Betriebsratsmitglieder, die er für ihre Kompetenz lobte, sind zwei Männer und eine Frau. Vielmehr machte er deren „Stärke“ an dem Radius fest, in dem sich deren Wahrnehmung bewege, und er verkoppelte sie mit der Fähigkeit, von Emotionalität abzusehen:

Schwäche entsteht aus dem, dass sie nicht die Situation einschätzen können, richtig, vollständig einschätzen können. Sondern immer nur das jeweilige Segment, das sie selbst betrifft. Natürlich ist Betroffenheit auch eine durchaus positive Sache, aber es ist so, dass häufig die Schuldzuweisungen relativ schnell explodieren (Interview, 5.4.2006, 95).

Die Äußerungen des Beraters enthalten implizit eine sozial strukturierte Grenzziehung, z.B. seine oben zitierte Wortwahl von den „gefassteren“ Betriebsräten. Die Fassung bewahren, Haltung zeigen, sich beherrschen – diese Assoziationen zu seinem Ausdruck legen nahe, dass er in Termini von Selbstkontrolle bzw. -disziplinierung denkt. *Rationalität* erscheint hier nicht nur als eine Angelegenheit des Verstandes, sondern bezieht den gesamten Körper eines Menschen ein. Es gilt, sie als Prinzip zu verinnerlichen.

Diese Vorstellung reproduziert die Trennung von Kopf- und Handarbeit und sie ist bürgerlich geprägt; im proletarischen Milieu genießt nicht der Verstand,

sondern die Körperlichkeit, z.B. die Muskelkraft und das Bezwingen Anderer im körperlichen Wettkampf, das höchste Ansehen. Es ist also kein Zufall, dass diejenigen, die der Berater lobte, im Angestellten- und diejenigen, die er kritisierte, im Produktionsbereich tätig sind. Indem sich Herr Günther von Parteilichkeit, Emotionalität sowie von Körperlichkeit distanzierte, behauptete er die Normativität einer spezifischen Form des Rationalen. In der Inanspruchnahme von Rationalität bildet sich eine soziale Grenzziehung ab. Dies deute ich als Indiz für symbolische Gewalt.

Für diesen Modus Operandi symbolischer Gewalt, der sich das Vernunftmäßige aneignet, einen Alleinvertretungsanspruch für das Vernunftgemäße geltend macht und über die Konstituierung einer objektivierten, also ihrer subjektiven Anteile entledigten, Rationalität wirkt, schlage ich den Begriff *Rationormativität* vor. Die Rationormativität reproduziert sozial strukturierte Hierarchisierungen und stellt auf diese Weise Inklusion und Exklusion her.

Connell (2006) folgend, ist davon auszugehen, dass der Rationormativität darüber hinaus auch eine nach Geschlechtszugehörigkeit strukturierte Hierarchisierung eingeschrieben ist. Denn Connell verweist auf die enge Verbindung von hegemonialer Männlichkeit⁷ und Rationalität:

Hegemoniale Männlichkeit bezieht einen Teil ihrer Vorherrschaft aus dem Anspruch, die Macht der Vernunft zu verkörpern, und somit die Interessen der Gesamtgesellschaft zu vertreten (Connell 2006, 185).

Mit Connell ist die folgende Lesart der oben ausgeführten Äußerungen des Unternehmensberaters vorzuschlagen: Der von Herrn Günther konstituierten Rationormativität sind nicht nur nach Klassenzugehörigkeit, sondern auch nach Geschlechtszugehörigkeit strukturierte Grenzziehungen eingeschrieben. Somit verschränken sich in der Rationormativität die sozialen Kategorien *Geschlecht* und *Klasse*. Marginalisiert werden alle vom bürgerlichen Ideal der Selbstdisziplinierung abweichenden Formen sozialer Praxis. Ein Rationalitätskonzept behauptet seine Vormachtstellung, das (angeblich) unwiderlegbare Fakten und Tatsachen sowie Expertenwissen für sich in Anspruch nimmt. Dies ist als soziale Praxis der exklusiven⁸ Selbstermächtigung zu interpretieren. Mit dem vorgeschlagenen Begriff *Rationormativität* soll dem Umstand Rechnung getragen werden, dass zweckrational konnotierte Sicht- und Handlungsweisen als von symbolischer Gewalt überformte soziale Konstrukte aufzufassen sind.

3. Was stabilisiert den Schein?

Nach dieser Interpretation des empirischen Materials soll nun die oben aufgeworfene Frage beantwortet werden, wie der Schein als konstitutiver Teil des Seins von Arbeitsorganisationen aufzufassen ist, ohne ihn, wie Ortmann, zu ontologisieren und dadurch jeder Kritik zu entziehen.

Das Gleichheitspostulat begegnet Organisationsforscherinnen und -forschern in vielfältigen Ausprägungen, das wurde oben bereits deutlich. Eine dieser Varianten ist die folgende Aussage: „Bei uns geht alles ganz vernünftig zu“ (Richter 2004, 127). Aufschlussreich an diesem Zitat des Personalreferenten der Stadtverwaltung einer sächsischen Großstadt, der über die Implementierung des Gender Mainstreaming in seiner Institution befragt wurde, ist der Verweis auf das Vernünftige, das Rationale. Das Gleichheitspostulat unter dieser Perspektive zu interpretieren, schlagen auch Andresen u.a. (2003) im Resümee einer Studie zum Verwaltungshandeln vor.⁹

Die Forschungsgruppe erklärt die Diskrepanz zwischen dem Selbstbild der Arbeitsorganisation – Gleichheit bei gleicher Leistung zu garantieren – und der Organisationswirklichkeit – die nachweisbare Benachteiligung von Frauen – mit den stabilisierend wirkenden Faktoren Objektivität und Abstraktion. Damit bezieht sie sich auf die von Joan Acker (1998) vorgeschlagene These, die Vorstellung von Geschlechtsneutralität sei in die organisationalen Kontrollprozesse eingebettet.¹⁰

Es wird geschlussfolgert: Die nicht-personifizierte, objektivierte und abstrakte Organisationspraktiken bewirkten einen Bruch „zwischen der vergeschlechtlichten Realität und dem Deutungsmuster der Geschlechts-Neutralität“ (Andresen 2003a, 57). Der „Glaube an Objektivität“ (Andresen 2003b, 195) sei keine gute Ausgangsbedingung zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit in Arbeitsorganisationen. Daraus wird der Schluss gezogen, feministische Forschung müsse sich nicht nur mit offenen Formen der Diskriminierung, sondern vor allem auch mit „hegemoniale[n] Praxen der Objektivierung in Organisationen“ (Andresen 2003b, 195) befassen, denn eben diese Praktiken erzeugten den Bruch zwischen der organisationalen Realität und deren Wahrnehmung – ein Vorschlag, der aus meiner Sicht die Diskussion über das Gleichheitspostulat um eine wichtige Facette bereichert. Während bislang die an die Umwelt von Arbeitsorganisationen adressierten Legitimationspraktiken mit Blick auf das Gleichheitspostulat als Gleichstellungshindernisse identifiziert wurden, ist mit Andresen u.a. (2003) zu argumentieren, dass auch die internen Objektivierungspraktiken, die sich im Gleichheitspostulat zum Ausdruck bringen, als die

Gleichstellung blockierend aufzufassen sind. Damit wird die Perspektive von der *Funktionalität* expliziter organisationaler Leitbilder hin zur *Genese* impliziter Leitbilder verschoben. Unter diesem Fokus hat das Gleichheitspostulat nicht als Erklärung, sondern lediglich als ein Indiz für Ungleichheit in Arbeitsorganisationen zu gelten.

Ich schlage zudem vor, Douglas zu folgen. Die Anthropologin verweist in „Wie Institutionen denken“ (1991) darauf, dass die Konstruktionsprozesse, die notwendig seien, um den institutionellen Zusammenhalt erfolgreich zu gewährleisten, unsichtbar würden, da sozial hergestellter Sinn als natürlich, selbstverständlich und alternativlos gelte:

Es bedarf einer Analogie, dank der die formale Struktur eines wichtigen Komplexes sozialer Beziehungen in der natürlichen Welt, in der übernatürlichen Welt, im Himmel oder sonstwo wiederzufinden ist, wobei es allein darauf ankommt, dass dieses 'sonstwo' nicht als gesellschaftlich erzeugtes Konstrukt erkennbar ist (Douglas 1991, 84).

Dass einem solchen Vorgang *Macht* eingeschrieben ist, die mit Bourdieus Konzept der symbolischen Gewalt identisch ist, wird in folgendem Zitat deutlich:

Die institutionalisierte Gemeinschaft bremst die persönliche Neugier, organisiert ein kollektives Gedächtnis und setzt heroisch Gewissheit, wo Ungewissheit herrscht (Douglas 1991, 167).

Daraus ist im Umkehrschluss abzuleiten, dass es sozial und kulturell außerordentlich *voraussetzungs-voll* ist, eine kritische Distanz zu sich objektiv gebenden Kategorien wie 'Gleichheit', 'Rationalität' oder 'Leistung' zu erlangen – eine These, die in unterschiedlichen Varianten die immer gleiche Frage aufwirft, nämlich die nach den sozialen und kulturellen Voraussetzungen bzw. Rahmenbedingungen des Gleichheitspostulats: Warum ist lediglich in für die Geschlechterthematik sensibilisierten „politischen Konfliktöffentlichkeiten“ (Nollmann 2002, 180) ein Bewusstsein für die Verkoppelung von sozialer Ungleichheit und Geschlecht vorhanden? Was hindert diejenigen, die sich außerhalb dieser spezifischen Öffentlichkeit bewegen, an einer kritischen Distanz gegenüber Gleichheitsbehauptungen? Was sind die sozialen Voraussetzungen des Verkennens sozialer Differenzen? Auf den Punkt gebracht: Was stabilisiert den Schein?

Ein stabilisierender Faktor ist, das wurde mit der Auswertung des Interviews mit dem Unternehmensberater gezeigt, Zweckrationalität als Faktum und nicht als sozial gemacht, z.B. als Wahrheitsproduktion auf einem umkämpften Terrain oder als exklusive Selbstermächtigung zu begreifen. Wird diese Perspektive eingenommen, ist das Gleichheitspostulat auf der einen Seite als

die legitimierende Mitteilung von Arbeitsorganisationen an ihre Umwelt zu lesen, alle Beschäftigten 'natürlich' gleich zu behandeln. Auf der anderen Seite ist es aber auch zu sehen als eine Bestätigung und Aktualisierung des *common sense*, jederzeit objektiv, rational und sachlich zu handeln, als ein Beleg der Botschaft „Bei uns geht alles ganz vernünftig zu“. Unter dieser Prämisse müsste das Gleichheitspostulat als Phänomen analysiert werden, das der in Arbeitsorganisationen wirkenden symbolischen Gewalt unterworfen ist. Das subtile Hindernis, an dem sich die feministische Organisationsforschung dann abarbeiten würde, wäre die symbolische Gewalt, die Gleichheitsfassaden und Egalitätsmythen hervorbringt und die sich u.a. dadurch reproduziert, dass sie sich des Rationalen bemächtigt. Die Kritik am Gleichheitspostulat müsste dann sowohl als Herrschafts- als auch als Rationalitätskritik formuliert werden.

Anmerkungen

- 1 Für problematisch halte ich die Unschärfe dieses Begriffes. Den Veröffentlichungen innerhalb der feministisch-soziologischen Organisationsforschung liegt zwar eine Vorstellung dessen zugrunde, was unter Geschlechtergerechtigkeit zu verstehen ist, allerdings wird dies in vielen Fällen nicht genauer ausgeführt. Der Anspruch sollte nicht darauf beschränkt werden, die Parität der Geschlechter in Arbeitskontexten rein zahlenmäßig herzustellen, sondern die Qualität von Erwerbsarbeit sowie deren Rahmenbedingungen zu verbessern (vgl. Correll u.a. 2004; Kurz-Scherf 2004).
- 2 Um die Anonymität der untersuchten Arbeitsorganisation zu wahren, wurden Firmenname, Produktionsstandorte und Erzeugnisse verfremdet. Die Einordnung des Unternehmens in die Metall- und Elektroindustrie sowie die Angaben zu Betriebsgröße und Eigentumsverhältnissen entsprechen hingegen den Tatsachen.
- 3 Vor den Entlassungen hatte es insgesamt 148 Betriebsangehörige am untersuchten Stammsitz der Laser AG gegeben, davon 84 Männer und 64 Frauen. Der Frauenanteil lag somit bei 43 Prozent, der Männeranteil bei 57 Prozent (eigene Statistik auf der Grundlage des Organigramms, Stand: November 2005). Von den weiblichen Beschäftigten wurden im Jahre 2005 neun entlassen, von den Mitarbeitern 19. Während also von den Frauen 15 Prozent gekündigt wurden, mussten von den Männern 23 Prozent die Firma verlassen. Das führte zu einer nicht unerheblichen Verschiebung der weiblichen und männlichen Anteile an der Belegschaft zugunsten von Frauen: Ihr Anteil lag nun bei 46, der der Männer nur noch bei 54 Prozent.
- 4 Insgesamt führte ich Interviews mit elf Organisationsangehörigen aller Hierarchiestufen sowie mit drei externen Beratern und einer Beraterin. Zum erhobenen empirischen Material gehören darüber hinaus Protokolle teilnehmender Beobachtung sowie Dokumentenanalysen.
- 5 Die Namen der Interviewpersonen sind Pseudonyme.
- 6 Die Einrichtung einer Einigungsstelle zur Beilegung von Konflikten zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite ist im Betriebsverfassungsgesetz (BetrVG) ge-

regelt. Dieses Gremium besteht aus der gleichen Anzahl von Beisitzerinnen und Beisitzern, die von Betriebsrat und Arbeitgeber bestellt werden sowie aus einem/r Vorsitzenden, die/der unparteiisch ist und auf die/den sich beide Seiten einigen müssen (§ 76, Absatz 2).

- 7 Folgende Begriffsbestimmung gibt Connell: „Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (Connell 2006, 98).
- 8 *Exklusiv* wird hier im Wortsinne gebraucht: „sich gesellschaftlich abschließend, abgrenzend, abhebend; [...] ausschließlich einem bestimmten Personenkreis od. bestimmten Zwecken, Dingen vorbehalten [...]“ (Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion 1997, 245).
- 9 Das Erkenntnisinteresse des Forschungsprojekts zielte ab auf die Zusammenhänge zwischen Arbeitsorganisation und Geschlechterhierarchie. Es wurde an das Theorem von der *gendered organization* angeschlossen (Acker 1998). Im Mittelpunkt stand die Frage, inwiefern die neuen Steuerungsformen, die seit den 1990er Jahren zum Leitbild betrieblicher Restrukturierung und Rationalisierung avancierten, auch Chancen für den Abbau von Geschlechterhierarchien eröffnen. Empirisch untersucht wurde ein Personalauswahlverfahren, das in der Arbeitsorganisation durchgeführt worden war, um Führungspositionen zu besetzen.
- 10 Acker fragt danach, welche Logik hinter den Regeln und Normen zur Regulierung von Arbeitsorganisationen steht. Zentral ist ihr Hinweis, kollektiv geteilte Konzepte, wie z.B. der *disembodied worker*, seien kein Fehler, sondern inhärenter Bestandteil von Organisationsprozessen: „This underlying construction of a way of thinking is not simply an error, but part of processes of organization“ (Acker 1998, 313).

Literatur

- Acker, Joan, 1998: Hierarchies, Jobs, Bodies. In: Myers, Kristen A./Anderson, Cynthia D./Risman, Barbara J. (Hg.): *Feminist Foundations. Toward Transforming Sociology*. Thousand Oaks, 299-318.
- Andresen, Sünne, 2003a: Moderne Organisationen als Institutionen der Vergeschlechtlichung: Organisations- und gendertheoretische Grundlagen. In: Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christoph: *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis*. Opladen, 33-60.
- Andresen, Sünne, 2003b: Das Organisationsverständnis der Akteur/e/innen. In: Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christoph (Hg.): *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis*. Opladen, 167-196.
- Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christoph, 2003: *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren*. Opladen.

- Apelt, Maja/Dittmer, Cordula/Mangold, Anne, 2005: Die Bundeswehr auf dem Weg zur Gleichstellung der Geschlechter? In: Ahrens, Jens-Rainer/Apelt, Maja/Bender, Christiane (Hg.): Frauen im Militär. Empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Streitkräfte. Wiesbaden, 108-131.
- Beaufäys, Sandra, 2003: Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld.
- Benschop, Yvonne/Doorewaard, Hans, 1998: Covered by Equality. *Organization Studies*. 19. Jg. Heft 5, 787-805.
- Bourdieu, Pierre, 1997: Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/Main, 153-216.
- Connell, Robert W., 2006: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden.
- Correll, Lena/Janczyk, Stefanie/Lieb, Anja, 2004: Innovative Potentiale einer genderkompetenten Arbeitsforschung. In: Baatz, Dagmar/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla (Hg.): Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster, 255-277.
- Douglas, Mary, 1991: Wie Institutionen denken. Frankfurt/Main.
- Funder, Maria/Dörhöfer, Steffen/Rauch, Christian, 2006: Geschlechteregalität – mehr Schein als Sein. Geschlecht, Arbeit und Interessenvertretung in der Informations- und Telekommunikationsindustrie. Berlin.
- Höyng, Stephan/Puchert, Ralf/Raschke, Christian, 1995: Probleme der innerbetrieblichen Gleichstellungspolitik unter spezieller Berücksichtigung der Reaktionen von Männern auf Frauenfördermaßnahmen. Berlin.
- Kurz-Scherf, Ingrid, 2004: „Hauptsache Arbeit“? Blockierte Perspektiven im Wandel von Arbeit und Geschlecht. In: Baatz, Dagmar/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla (Hg.): Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster, 24-46.
- Meuser, Michael, 1989: Gleichstellung auf dem Prüfstand. Frauenförderung in der Verwaltungspraxis. Pfaffenweiler.
- Meyer, John W./Rowan, Brian, 1977: Institutional Organizations. Formal Structures as Myth and Ceremony. In: *American Journal of Sociology*. 83. Jg. Heft 3, 340-363.
- Müller, Ursula, 2000: Asymmetrische Geschlechterkultur in Organisationen und Frauenförderung als Prozeß – mit Beispielen aus Betrieben und der Universität. In: Lenz, Ilse/Nickel, Hildegard Maria/Riegraf, Birgit (Hg.): Geschlecht, Arbeit, Zukunft. Münster, 126-149.
- Nollmann, Gerd, 2004: Leben wir in einer Leistungsgesellschaft? *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*. 29. Jg. Heft 3, 24-48.
- Ortmann, Günther, 2004: Als ob. Fiktionen und Organisationen. Wiesbaden.
- Richter, Ulrike, 2004: Gender Mainstreaming in Organisationen. Eine empirische Studie auf der Basis von ExpertInneninterviews. Berlin (unveröffentlichte Magisterarbeit).
- Tenbruck, Friedrich H., 1975: Das Werk Max Webers. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. 27. Jg. Heft 4, 663-702.

- Walgenbach, Peter, 2000: Die normgerechte Organisation. Eine Studie über die Entstehung, Verbreitung und Nutzung der DIN EN ISO 9000er Normreihe. Stuttgart.
- Weber, Max, 1980: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen. 5. Auflage.
- Wetterer, Angelika, 2007: Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Zentrale Ergebnisse des Forschungsschwerpunkts „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht“ im Überblick. In: Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (Hg.): Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierungen? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen. Münster, 189-215.
- Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hg.), 1997: Fremdwörterbuch. 6., auf der Grundlage der amtlichen Neuregelung der deutschen Rechtschreibung überarbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim.

Kapitel 2:
Re- und Dekonstruktionen von Geschlecht

Almut Sülzle/Karen Wagens

Re- und Dekonstruktionen von Geschlecht

Geschlecht ist eine *Konstruktion* – zu dieser Einsicht gelangte bereits Simone de Beauvoir mit ihrer Feststellung: „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es“ (Beauvoir 1984). Diese Sichtweise auf Geschlecht wurde in vielfältigen feministischen Ansätzen ausdifferenziert und führte zu unterschiedlichen Positionierungen hinsichtlich der Funktionsweisen und des Geltungsbereichs von Geschlecht. Im Zuge einer (analytischen) Trennung von sex und gender wurde zunächst vornehmlich auf gender als sozial variabel und veränderbar fokussiert, während die Vorstellung von sex als einem vorgängig gedachten – und zweigeschlechtlich organisierten – Körper aus der Domäne des Sozialen ausgeklammert blieb. Dies wiederum führte zu einer Vielzahl von Gegenbewegungen, in denen Geschlecht als „Existenzweise“ (Maihofer, 1995), als Ort „eigenleiblichen Spürens“ (Lindemann, 1993) sowie als „materiell-semiotisches Geflecht“ (Engel, 2002) analysiert wird. Diese Fortführung Beauvoirs lässt sich auf die kurze Formel bringen: „Man wird mädchenhaft zum Sein gebracht“ (Butler, 1993). Der Körper, das Spüren und Leben von Geschlecht tritt ins Zentrum der Auseinandersetzung – Geschlechterpraxen werden zu einem Schauplatz sozialer Aushandlungsprozesse und Resultat gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse.

Von Geschlecht als Konstruktion zu sprechen bedeutet, sowohl die stabilisierenden und reproduktiven Momente dieser Kategorie zu fokussieren als auch den Bewegungen und Veränderungen darin nachzugehen. Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit werden zu *variablen Bezugsgrößen*, die jedoch in Form gesellschaftlicher Anerkennungsprozesse ihre Wirksamkeit entfalten. Die kulturelle ‘Abwertung’ des Weiblichen stellt dabei einen kontinuierlichen Topos feministischer Forschung und Analyse dar – hinzugekommen ist die kritische Betrachtung ‘hegemonialer Männlichkeit’ (Connell, 1999) in ihrer Bedeutung für die Herstellung gesellschaftlicher Verhältnisse. Die Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit sind eng verwoben mit historisch und kulturell spezifischen Situationen und gesellschaftlichen Anforderungen – und finden sich wieder in Formen der *gesellschaftlichen Organisation des Öko-*

nomischen. Wenn etwa davon ausgegangen wird, dass Männlichkeit historisch mit Berufs- und Erwerbsarbeit verknüpft war, so lockert und öffnet sich diese Verbindung im Zuge aktueller gesellschaftlicher Veränderungen (Scholz). Damit einher gehen neue Artikulationen des ‘Männlichen’, die im Sinne einer Re-Kombination auf bereits bestehende Muster rekurren (Sülzle). Die Rede von der ‘Natur’ der Geschlechter stellt dabei eine Argumentationsfigur bereit, Grenzziehungen zu legitimieren und in konkreten Praxen umzusetzen (Wagens). Das transformatorische Potenzial dieser Bewegungen hinsichtlich der Ungleichheit im Geschlechterverhältnis bleibt zunächst offen (Bereswill).

Der Frage, welche Bewegungen und Kontinuitäten sich in gegenwärtigen Geschlechterkonstruktionen nachzeichnen lassen, wird in den drei folgenden Beiträgen *empirisch* nachgegangen und in einem vierten Beitrag übergreifend diskutiert: Sylka Scholz betrachtet die biografischen und identitären Auseinandersetzungsprozesse von Männern in einem sich verändernden Feld der Erwerbsarbeit und verortet hierin – aufgrund der historisch starken Konnotation von Erwerbsarbeit als männlich – eine implizite Auseinandersetzung mit dem Topos der Männlichkeit. Während Scholz dabei die Thematisierung von Männlichkeit aus der Perspektive von Männern untersucht, verfolgt Almut Sülzle in ihrer ethnographischen Feldforschung den Ansatz, den Konstruktionen von Männlichkeit aus der Sicht von Frauen nachzugehen. Dabei wählt sie mit Fußball ebenfalls ein soziales Feld, das historisch eng mit Männlichkeit verknüpft ist, und zeigt daran die Bewegungen unterschiedlicher Männlichkeitsfiguren in Form von Rekonstruktionen auf, die schließlich über Prozesse der Naturalisierung zu Stabilität und Wirkmacht – auch bei Frauen – gelangen. Prozesse der Naturalisierung sind ebenfalls Thema in der Untersuchung von Karen Wagens, die konkrete Praxen der Grenzziehung im Feld der Erwerbsarbeit – und damit einhergehende vergeschlechtlichte Positionierungen – nachzeichnet. Sie zeigt, wie sich Ein- und Ausschlüsse über normative Anforderungen an Frau- bzw. Mann-Sein regulieren, die sozial verhandelt und instituiert werden.

Knotenpunkt aller drei Ansätze bildet die Perspektive auf *das Soziale* als Ort, an dem Aushandlungsprozesse und machtvolle Grenzziehungen stattfinden, und zu Re- und Dekonstruktionen von Geschlecht Anlass geben. Im Fokus stehen Herstellungs- und Veränderungsprozesse in den Konstruktionen von Geschlecht, die mit Verschiebungen gesellschaftlicher Arbeitsteilung einhergehen. Mechthild Bereswill stellt hieran die Frage nach Veränderungen im Geschlechterverhältnis sowie den gesellschaftlichen Mechanismen, die eine Verknüpfung von Differenz und Hierarchie strukturieren – und möglicherweise destabilisieren.

Sylka Scholz analysiert die gegenwärtigen Veränderungen des Verhältnisses von Männlichkeit und Erwerbsarbeit an einem empirischen Beispiel. Die beiden Kulturprojekte „Show des Scheiterns“ und „Club der Polnischen Versager“ deutet sie als Teil des „Diskurses der Gescheiterten“, der als Kritik an karriereorientierten Lebensentwürfen alternative Sinngebungen von Scheitern entwirft. Die Gescheiterten sind damit – paradoxerweise – ausgesprochen erfolgreich. Deren Abwendung vom männlichen Normalarbeitsverhältnis interpretiert Scholz als Kritik an der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion. Sie beschreibt für das von ihr untersuchte Feld den Wandel des Idealbildes männlicher Erwerbsarbeit vom „organization man“ zum flexiblen „Arbeitskraft-unternehmer“, wobei die Aufwertung des letzteren mit seiner Maskulinisierung einhergeht. Im Rahmen dieses Veränderungsprozesses scheinen auch Alternativen auf (z.B. die künstlerisch-kreative Orientierung des „Clubs der Polnischen Versager“), die bisher aus den industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktionen weitgehend ausgeschlossen waren. Zugleich bleibt der „Diskurs der Gescheiterten“ besagter industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktion eng verbunden, weil die ihr zugrundeliegende Verknüpfung von männlicher Biographie und Erwerbsarbeit auch in den Alternativentwürfen aktualisiert wird.

Almut Sülzle begibt sich für ihre Forschung ebenfalls auf ein klassisch männliches Terrain und fragt dort nach dem Verhältnis unterschiedlicher Männlichkeiten zueinander. Am Beispiel des sozialen Feldes Fußball zeigt sie, wie sich unterschiedliche und auf den ersten Blick entgegengesetzte Männlichkeitskonfigurationen zu einer „Fußballmännlichkeit“ zusammenfügen, die fanatisch und marktwirtschaftlich, rational und irrational in sich vereint. Sie beschreibt wie diese „Fußballmännlichkeit“ in einer, in den Feuilletons so beschriebenen, angeblichen „Krise der Männlichkeit“ auch diskursiv für eine Retraditionalisierung von Männlichkeit genutzt werden kann. Fußball als hegemoniale Sportkultur kann, so ihre Schlussfolgerung, auch außerhalb des Sportplatzes dazu eingesetzt werden, die Hegemonie des Männlichen zu erneuern und angebliche männliche Eigenschaften zu naturalisieren. Männlichkeit ist jedoch nicht nur für Männer da. Sülzle zeigt, wie weibliche Fußballfans sich männlich konnotierte Faneigenschaften aneignen und damit klassische Männlichkeitsvorstellungen sowohl reproduzieren als auch ein Stück weit enteignen. Aufgrund dieser empirischen Befunde fordert sie eine intensivere Beschäftigung der Männlichkeitsforschung mit Frauen und deren Verhältnis zu bzw. dem Umgang mit Männlichkeiten.

Karen Wagels untersucht Geschlecht an der scharfen Trennlinie, die durch geschlechtliche Zuschreibungen zwischen Frauenkörpern und Männerkörpern

gezogen wird und kommt damit an die Orte, an denen die Regeln der Inklusion und Exklusion festgeschrieben und zugleich verhandelt werden. Ihr empirisches Untersuchungsfeld sind Erwerbsarbeitskontexte; darin wiederum forscht sie mit Personen, die sich selbst in einem Transgender-Spektrum verorten. Sie zeigt, dass Geschlechterhierarchien mittels eines Gleichheitstabus, der Kopplung an Körper sowie der Unterordnung des Weiblichen unter das Männliche in (nicht nur beruflichen) Praxen ständig re/produziert werden. Wagels beschreibt, wie Vorstellungen von Geschlecht kohärent gemacht werden, und konstatiert zugleich das „notwendige Scheitern“ dieser geschlechtlichen Vereindeutigungen, indem sie die Möglichkeit einer ‚wesenhaften‘ Bestimmung von Weiblichkeit resp. Männlichkeit theoretisch fundiert ad absurdum führt. Anhand von zwei empirischen Beispielen aus den Bereichen Jugendsozialarbeit und höherem Management beschreibt sie Geschlechterkonstruktionen auf der Ebene konkreter Praktiken. Wagels zeichnet den Arbeitsplatz als einen Ort, an dem „symbolisch konstituierte Geschlechterpositionen durch die Kopplung an anatomisch differenzierte Körper re/produziert werden“. Dabei sind es nicht nur die Wirkmacht und Beständigkeit, sondern auch die Durchkreuzungen der Geschlechterdichotomie, auf die sie den Blick lenkt.

Mechthild Bereswill diskutiert die drei vorangehenden Beiträge in einem übergreifenden Kommentar, indem sie die Frage nach der feministischen Intervention in das soziale Geschehen aufwirft: „Wie können geschlechterpolitische Interventionen jenseits der Zweigeschlechtlichkeit aussehen?“ Vor diesem Hintergrund betrachtet sie die Ansätze und Ergebnisse aller drei Untersuchungen zunächst unter der Perspektive von sozialem Wandel sowie des Zusammenspiels von Differenz und Hierarchie – und arbeitet als übergreifendes Ergebnis aller drei Studien „Männlichkeit als Taktgeber“ heraus: Männlichkeit erscheint, so ihre Interpretation der empirischen Befunde, als Orientierungspunkt „für die Arbeit an und auf der Grenze“. Die daran anschließenden Überlegungen zum Verhältnis von diskursiven Praxen, sozialem Handeln und affektiven Dynamiken verweisen auf eine paradoxe Konstellation: Geschlecht zwar als Konstruktion zu betrachten, dabei aber die Handlungs- und Affektebenen, die mit alltäglichen Praxen einhergehen, nicht außer Acht lassen zu können. Dieses Paradox im Blick, fordert sie einen „fortlaufenden reflexiven Dialog“ zwischen kritischer Wissenschaft und politischer Praxis – eine Arbeit, zu der mikrologische Studien wie die hier versammelten beitragen, gerade „weil sie keine Handlungsrezepte, aber viel Tiefenschärfe zu bieten“ haben.

Literatur

- Beauvoir, Simone, 1984: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau [original 1949]. Reinbek.
- Butler, Judith, 1993: Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht 'die Frauen', aber er muss nicht wissen, 'wer' sie sind. Frankfurter Rundschau. Forum Humanwissenschaften. 27.07.1993.
- Connell, Robert W., 1999: Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Engel, Antke, 2002: Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/Main.
- Lindemann, Gesa, 1993: Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt/Main.
- Maihofer, Andrea, 1995: Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt/Main.

Sylka Scholz

Männlichkeit und Erwerbsarbeit Eine unendliche Geschichte?

Männliche Lebensverläufe und Identitätskonstruktionen sind im Kern untrennbar mit Erwerbsarbeit assoziiert. Diese Relation entwickelte sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts im Bürgertum und konstituierte eine spezifische Vorstellung eines männlichen Lebens, indem eine berufliche Karriere kontinuierlich und in aufsteigender Linie zu verlaufen hatte. Um als erfolgreicher und selbständiger Mann zu gelten, war zugleich die Verankerung als Familienoberhaupt, die Sicherung der Generationenfolge durch Vaterschaft und die Anerkennung in homosozialen Zirkeln notwendig (Kessel 2005; vgl. auch Frevert 1995). Dieses biographische Muster verbreitete sich im Laufe der folgenden zwei Jahrhunderte auf alle sozialen Schichten. Michael Meuser spricht daher von einer „industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion“ (Meuser 2004). Diese ist charakterisiert durch eine Ausrichtung auf eine lebenslange, kontinuierliche und die materielle Existenz sichernde Erwerbsarbeit, eine hohe Identifikation mit dem Beruf, oft auch mit dem Betrieb bzw. der Firma. Sie ist mit der Familie durch das Konstrukt des Familienernährers verbunden, wobei die Orientierung am Beruf den Schwerpunkt bildet, hinter dem die Familienorientierung zurücktritt.

Diese moderne Männlichkeitskonstruktion gerät durch den gegenwärtigen sozialen Wandel der Arbeit von mindestens zwei Seiten unter Druck: Zum einen transformiert und pluralisiert sich das männliche Normalarbeitsverhältnis hin zu flexibleren, oft diskontinuierlichen und untertariflich bezahlten Arbeitsformen. Solche Formen bestimmen bisher die Erwerbstätigkeit von Frauen und werden nun zunehmend auch für männliche Arbeitnehmer bedeutsam. Zum anderen erfolgt im Zuge der „Subjektivierung von Arbeit“ (vgl. u.a. Lohr 2003; Lohr/Nickel 2005) eine neue Aufwertung von Erwerbs- als Berufsarbeit und beruflicher Selbstverwirklichung. Diese gewinnt an neuer „Strahlkraft“ (Müller 2005) und zwar für beide Geschlechter. Der Begriff Subjektivierung verweist auf einen neuen Modus der Rationalisierung und Vergesellschaftung der Arbeitskräfte. War das Ziel der betrieblichen Organisation im fordistischen

Industrialismus, alle so genannten subjektiven Faktoren bei der Nutzung der „Ware Arbeitskraft“ (Pongratz/Voß 1998) zu eliminieren, so führt die organisatorische Dezentralisierung in den Betrieben zu einer Re-Subjektivierung. Gerade die subjektiven Faktoren gelten nun als Potentiale der Rationalisierung. Dementsprechend werden hemmende formale Hierarchien und Bürokratien abgebaut, und den Individuen wird mehr Eigenverantwortung übertragen. So wächst die Chance der Arbeitskräfte, Subjektivität in den Arbeitsprozess einzubringen, sich in der Arbeit selbst zu verwirklichen.

Die Fragen, mit denen ich mich seit mehreren Jahren in unterschiedlichen Forschungszusammenhängen beschäftige, lauten, wie der soziale Wandel von Arbeit von den männlichen Individuen biographisch ver- und bearbeitet wird und ob sich in diesem Prozess gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit verändern (vgl. Scholz 2004; 2007; 2008). Im Rahmen dieses Beitrags gehe ich ihnen anhand einer spezifischen Gruppe von Männern nach, die in den so genannten Kulturberufen prekär beschäftigt sind und ihre Situation in künstlerischen Projekten öffentlich thematisieren: der *Bund der Polnischen Versager* und die *Show des Scheiterns*.¹ Mit ihrer Selbststigmatisierung als „gescheitert“ bzw. als „Versager“ stehen sie konträr zum oben beschriebenen Männlichkeitsmodell, das sich über beruflichen Erfolg definiert. Sie sind deshalb für die aufgeworfenen Fragen eine besonders interessante Untersuchungsgruppe.

Die *Polnischen Versager* und die *Show des Scheiterns* stehen in der öffentlichen Thematisierung von Scheitern nicht alleine. Seit Ende der 1990er Jahre bilden sich vermehrt Gruppen, wie etwa, um ein weiteres Beispiel zu nennen, die *Glücklichen Arbeitslosen* um Guillaume Paoli, die mit dieser provokativen Bezeichnung das Stigma von Arbeitslosigkeit positiv wenden wollen (vgl. ausführlicher Scholz 2005). Ich bezeichne diese neuen öffentlichen Reden über Scheitern als einen „Diskurs der Gescheiterten“ und untersuche die beiden ausgewählten Projekte als Teil dieses Diskurses. Doch bevor ich analysiere, was die Projekte genau unter Scheitern verstehen und ob die Kategorie Männlichkeit in ihren Selbstpräsentationen von Bedeutung ist, gehe ich zunächst auf die Problematik ein, wie Männlichkeit empirisch untersucht werden kann.

1. Männlichkeit erforschen

Bei der empirischen Analyse von Männlichkeit(en) stellen sich aus meiner Perspektive zwei zentrale Probleme: Zum ersten muss zwischen Männern und Männlichkeit differenziert werden. Nicht alles was Männer tun, konstituiert Männlichkeit (vgl. auch Bereswill 2006). Um jedoch diese Dimension ent-

schlüsseln zu können, ist der Rückgriff auf gesellschaftliche Vorstellungen von Männlichkeit unvermeidbar, zumal hegemoniale Konstruktionen von Männlichkeit sich im Modus des Allgemeinen konstituieren, also auf den ersten Blick nicht sichtbar sind (vgl. Meuser/Scholz 2005). Damit ist jedoch zweitens die Gefahr verbunden, dass vorschnell etwas als *männlich* identifiziert und damit reifiziert (Gildemeister/Wetterer 2002) wird. Deshalb benutze ich den Begriff Männlichkeit im Anschluss an und in Erweiterung von Irene Döllings Konzept als eine „analytische Kategorie“ (Dölling 1999). Dölling plädierte Ende der 1990er Jahre mit Bezug auf die Arbeiten der Historikerin Joan W. Scott für einen begrifflichen Wechsel von Geschlecht als „Strukturkategorie“ hin zu einer „analytischen Kategorie“, um anzuzeigen, „dass mit dem Erkenntnismittel ‘Geschlecht’ nicht bereits etwas als gegeben vorausgesetzt wird“ (Dölling 1999, 22). Der Fokus von empirischen Untersuchungen richtet sich darauf, „konkret aufzuzeigen, wie und in welchen Figurationen, in Relationen zu welchen anderen Faktoren ‘Geschlecht’ [...] als mächtiger, hierarchisierender Modus soziale Bereiche, Prozesse mitstrukturiert“ (Dölling 1999, 23).

Übertragen auf Männlichkeit als einer Dimension der Kategorie Geschlecht bedeutet dies, Männlichkeit nicht als Erkenntnisgegenstand zu erforschen, sondern als Erkenntnismittel zu nutzen. Erkenntnisgegenstand ist in dieser Studie der Diskurs der Gescheiterten, Geschlecht dient als Erkenntnismittel diesen zu analysieren. In einem Zeitraum von gut einem Jahr (Februar 2003 bis April 2004) habe ich Materialien über die *Polnischen Versager* und die *Show des Scheiterns* gesammelt, zahlreiche Veranstaltungen besucht und mit Mitgliedern beider Projekte gesprochen.² Die schriftlich fixierten Äußerungen wie Konzeptpapiere, Manifeste, Internetauftritte, einen Roman sowie meine Beobachtungsprotokolle³ von Veranstaltungen und je ein problemzentriertes Interview⁴ habe ich nach den Regeln der kontrastierenden Fallanalyse nach Strauss (1998) ausgewertet. Ich untersuche die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen beiden Gruppen im Hinblick auf die Fragen: Wovon ist die Rede, wenn von Scheitern gesprochen wird? Wann gilt eine Person bzw. ein Leben als gescheitert? Welche alternativen Sinngebungen von Scheitern werden entworfen? Erst in einem zweiten Schritt frage ich danach, ob die Kategorie Männlichkeit für die untersuchten Projekte relevant ist.

2. Die Show des Scheiterns

Die Idee zur *Show des Scheiterns* wurde von Boris Jöns und Torsten Schwarz im Jahre 2001 kreiert, also zu einem Zeitpunkt als es in der Medienbranche und am so genannten neuen Markt kräftig kriselte. Diese Krise betraf die Initiatoren unmittelbar selbst, denn die beiden Dreißigjährigen arbeiten in dieser Branche. Nach ihrem Studium an der Hochschule der Künste gründeten sie 1997 das Büro *CÖP Kulturmaßnahmen*. Auch der dritte im Bunde, Sebastian Orlac, arbeitet als freier Regisseur und Autor. Man kann die drei Initiatoren der von Heinz Bude beschriebenen neuen sozialen „Querkategorie“ (Bude 1998, 305) von gut Qualifizierten zuordnen, die trotz hoher Qualifikation von den neuen Risiken auf dem Arbeitsmarkt betroffen sind und tendenziell „überflüssig“ werden können.

Die *Show des Scheiterns* entstand als Reaktion auf die prekär werdende Arbeitssituation: Anstatt zu „jammern“, so die Initiatoren, sollen sich die Betroffenen humorvoll mit ihrem eigenen Scheitern auseinandersetzen. Mit diesem Credo startete am 11.07.2002 die erste Show, der bis zum Ende des Untersuchungszeitpunktes 14 weitere folgten. Die zentrale Botschaft der Organisatoren lautet: „Scheitern ist positiv“. Deshalb werden in der Veranstaltungsreihe Vorhaben und Projekte vorgestellt, die *nicht* zustande kamen. Die Show folgt einem festen Ablauf: Sie beginnt mit Musik eines Mandolinorchesters und einer Präsentation des Showlogos auf einem Overhead Projektor: Ein ganz in schwarz gekleideter Mann mit Anzug und Aktenkoffer geht auf einen Abgrund zu und ... stürzt ins Bodenlose! In jeder Show stellen drei „Gescheiterte“ ihre Projekte vor, die anschließend vom Moderator und einem Experten bewertet und diskutiert werden. Zwischen den drei Präsentationen spielt das Mandolinorchester, und bei einem Quiz „Scheitern für Gescheite“ darf das ganze Publikum mitspielen. Die Gescheiterten werden wie in einer großen Unterhaltungsshow gefeiert und gelten den Veranstaltern als „mutige Pioniere“ des Scheiterns.

In den untersuchten 15 Shows stellten 44 Personen biographische Pläne vor, die vorab oder während der Realisierung gescheitert sind. Bei diesen Vorhaben handelte es sich zum ganz überwiegenden Teil, in 31 von 44 Fällen, um berufliche Pläne. Zehn Projekte waren im Freizeitbereich angesiedelt, zwei Mal scheiterte eine Liebesbeziehung, einmal die private Gesundheitsvorsorge. Schaut man sich an, welchen Stellenwert die Pläne in der Biographie hatten, so ist eine große Heterogenität zu konstatieren: Drei der Teilnehmer/innen bezeichneten ihren beruflichen Lebensplan als gescheitert, dreimal ging ein traditionsreiches Familienunternehmen Pleite, in der überwiegenden Zahl der Fälle handelte es

sich jedoch um zeitlich begrenzte Projekte, deren Scheitern nicht zu einer biographischen Neuorientierung führte. Ähnliches lässt sich für die Freizeitprojekte festhalten, die vor allem sportlicher oder künstlerischer Art waren.

Ein großer Teil der Showkandidat/innen arbeitet ebenso wie die drei Showinitiatoren im künstlerischen oder kulturellen Bereich und hat keine dauerhafte Anstellung in einem Betrieb. Anstatt mit einer kontinuierlichen Berufsbiographie identifizieren sich die Teilnehmer/innen mit zeitlich begrenzten biographischen Projekten im Erwerbsbereich. In Bezug auf den sozialen Wandel von Erwerbsarbeit kann man sie durchaus als Vorreiter/innen ansehen. Die *Show des Scheiterns* erweist sich somit als eine humorvolle Schule für den Umgang mit prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen unter den Bedingungen einer zunehmend ökonomisierten Gesellschaft.

Dieser Zusammenhang wird auch deutlich, wenn man das Logo der Show genauer in den Blick nimmt. Angesichts der in der Show vorgestellten biographischen Projekte wirkt der Aktenkofferträger gänzlich veraltet. Man assoziiert mit dieser Figur den alltäglichen Gang ins Büro, eine geregelte Arbeitszeit, Unterordnung in eine berufliche Hierarchie und damit verbunden aber auch den stetigen Aufstieg auf der Karriereleiter. Ein solches Lebensmodell, so lässt sich der Absturz ins Bodenlose interpretieren, ist zum Scheitern verurteilt. Dieser prototypische „organization man“ (Riesman, zit. nach Meuser 2004, 80) verkörpert nun auch das oben beschriebene hegemoniale männliche Identitäts- und Biographiemodell der Industriegesellschaft. Die *Show des Scheiterns* lässt sich somit als eine Kritik an diesem Männlichkeitsideal interpretieren. Für eine solche Sichtweise spricht auch, dass fast drei Viertel der Showteilnehmer/innen männlich sind und ihnen in den meisten Fällen misslungene Projekte aus dem Erwerbsbereich vorgestellt wurden. Dass die Showteilnehmer/innen und Initiatoren selbst sich nur als Kritiker/innen der hegemonialen Erfolgskultur und nicht einer *männlichen* Kultur sehen, steht dem nicht entgegen. Im Gegenteil: Das systematische Verkennen des Geschlechtlichen am eigenen Handeln, die Desexuierung und Stilisierung zum Allgemein-Menschlichen, ist ein konstitutives Prinzip der modernen Männlichkeitskonstruktion (vgl. Simmel 1995; Meuser 1998).

Welche Alternativen werden entworfen? Zentral ist die Idee des „Projekt-machers“, also von jemandem, der kreativ eigene Projekte entwickelt und diese umsetzt. Diese Projekte sollen erfolgreich sein, dienen vorrangig der Selbstverwirklichung und weniger der ökonomischen Existenzsicherung, zumindest in den Präsentationen wird der ökonomische Aspekt weniger hervorgehoben. Deutlich wird aber, dass die Showteilnehmer von diesen und ähnlichen Tätig-

keiten leben. Ohne meine Beobachtungen überstrapazieren zu wollen, kann man mit Rekurs auf den soziologischen Diskurs davon sprechen, dass hier an die Stelle des „verberuflichten Arbeitnehmers“ der Typus des „Arbeitskraftunternehmers“ (Pongratz/Voß 1998) gesetzt wird. Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass er seine Arbeitskraft in flexiblen Arbeitsverhältnissen optimal verwertet und erfolgreich koordiniert.

In der Show findet, so meine These, eine Aufwertung und Maskulinisierung dieses neuen diskontinuierlichen Erwerbsmodells statt, welches eigentlich dem weiblicher Erwerbsarbeit entspricht (vgl. dazu u.a. Kurz-Scherf 2004). Dies geschieht mittels zweier Strategien: Der „organization man“ wird als gescheitertes und veraltetes Lebensmodell postuliert, ihm wird der kreative Projektentwickler als neues, positives Modell gegenübergestellt. Und dieser Projektentwickler wird mit der männlich konnotierten Pioniermetapher aufgewertet, denn die Suche nach Abenteuer, die Eroberung fremder Territorien und ihre Beherrschung ist ein weitgehend männliches Geschäft (Dreke 2005). Das Deutungsmuster Scheitern bleibt also trotz des Versuches einer positiven Wendung an den beruflichen Bereich gebunden, der positive Bezugspunkt ist der aktive (Projekte-)Macher, der sein Leben in die Hand nimmt und sich selbst verwirklicht.⁵

3. Der Club der Polnischen Versager

Die vier Gründungsmitglieder des Clubs – Wojciech Stamm, Leszek Oswiecimski, Piotr Mordel und Adam Gusowski – kamen Ende der 1980er Jahre als Flüchtlinge nach Westberlin. Mit der Hoffnung auf mehr politische Freiheiten, aber auch auf mehr materiellen Wohlstand, so die Selbstaussagen, waren sie mit ihren jeweiligen Familien nach Deutschland gekommen. Mitte der 1990er Jahre lernten sie sich im *Polnischen Sozialrat* kennen, einer Anlaufstelle für polnische Immigrant/innen. Alle Gruppenmitglieder sind künstlerisch tätig, verdienen aber ihren Lebensunterhalt vorrangig in prekären Beschäftigungsverhältnissen. Das Handlungsmotiv, den *Bund der Polnischen Versager* zu gründen, waren die Schwierigkeiten bei der Arbeitsmarktintegration in die deutsche Gesellschaft. Die Migranten/innen sahen sich mit einer Abwertung ihrer bisherigen Qualifikationen und schlechten Chancen auf dem Arbeitsmarkt konfrontiert. Auch die Mitglieder dieser Gruppe machten Erfahrungen von Ausgrenzung und eines potenziell Überflüssigseins, wenn auch ein Jahrzehnt früher und aus anderen Gründen als die Initiatoren der *Show des Scheiterns*.

Ähnlich wie die Showinitiatoren reagierten sie mit einer Selbststigmatisierung auf die Ausgrenzungserfahrungen. Mit der 1995 kreierte Bezeichnung

Bund der Polnischen Versager. Polenmarkt e.V. nimmt die Gruppe eine negative Fremdzuschreibung auf und setzt sie als Selbstbeschreibung ein. Damit eröffnet sich auch die Möglichkeit, deren Bedeutung zu verschieben: Indem die Fremdbilder als Selbstbilder eingesetzt werden, werden sie ironisch gewendet. Verstärkt wird dieses Spiel mit den Stereotypen noch durch das Anhängsel im Namen: *Polenmarkt e.V.* Im West-Berlin der 1980er Jahre entstand auf dem Potsdamer Platz und in der Kantstrasse der legendäre „Polenmarkt“. Dieser „polnische Bazar“ galt dem Berliner Senat und einem großen Teil der West-Berliner Bevölkerung als Ausdruck einer „neuen Barbarei“ (Rada 2002a, 14).

Das Neue war, dass sich diese Gruppe in der Öffentlichkeit ausdrücklich zu ihrer Nationalität bekannte, denn anders als andere Zuwanderungsgruppen bilden Polen in Berlin keine „ethnischen Kolonien“ (Kaplan 2001, 103), assimilieren sich im gesamten Stadtgebiet und versuchen ihre nationale Herkunft in der Öffentlichkeit zu verbergen. Mit der Literaturzeitschrift *Kolano*, Theaterproduktionen, einer Satireradiosendung beim Sender *Multikulti* machte und macht die Gruppe das polnische Kunst- und Kulturleben für eine größere Öffentlichkeit sichtbar. Eine ungeahnte Popularität erreichten die *Polnischen Versager* mit der Eröffnung der Clubräume im Spätsommer 2001. Seitdem präsentieren die *Polnischen Versager* wöchentlich polnische Filme, veranstalten Lesungen, Konzerte und Theateraufführungen.

In der folgenden Analyse konzentriere ich mich auf die zentralen künstlerischen Auseinandersetzungen der Gruppe mit dem Thema Versagen. Im Jahr 2002 erschien der Roman *Klub der Polnischen Würstmenschen* (Oswiecimski 2002), welcher auch theatralisch und filmisch umgesetzt wurde. Hier sei ganz kurz die Geschichte des Romans zusammengefasst, der eine Mischung aus Märchen, Schelmenroman und Roadmovie ist: Anfang der 1990er Jahre sind die Deutschen ganz verrückt nach polnischer Wurst. Polen erlebt sein Wirtschaftswunder, doch dann wird die Einfuhr der polnischen Wurst von den Deutschen in den EU-Binnenmarkt verboten. Freigesetzte Wissenschaftler erfinden deshalb Lebewesen aus polnischer Würstware, die über die Grenze geschmuggelt werden sollen, um anschließend auf deutschen Fleischertheken zerlegt zu werden. Doch der erste Versuch... scheitert! Jedoch können der Dicke, der Große und der Dünne Würstmann fliehen. Die Drei geraten zwischen die Fronten des polnischen und des deutschen Geheimdienstes. Auf vielen Umwegen finden sich die Würstmannen in Berlin zusammen und gründen einen Klub (vgl. Oswiecimski 2002).

Eine weitere wichtige Auseinandersetzung mit dem Versagen ist der Dokumentar Spielfilm *Ostseerweiterung*, der im April 2004 Premiere hatte. Inhalt-

lich knüpft der Film am Roman an, hier wird nun das Klubleben gezeigt; alle Mitglieder äußern sich über die Bedeutung des Klubs für ihr Leben in der Migration und bekennen sich jeweils zum Versagertum. Gleichzeitig geht es um ein gemeinsames Projekt im Rahmen der EU-Osterweiterung: Die Klubmitglieder wollen Polen überfluten, damit die Polen als erste Unterwassernation der Welt endlich neue Verantwortung übernehmen. Doch diese *Ostseeerweiterung*, das liegt in der Natur des Versagertums, scheitert! Am Ende ist der Klub pleite und muss geschlossen werden: der Vorsitzende sitzt im Gefängnis.

In beiden Werken geht es also um die künstlerische Auseinandersetzung mit der Migration, gleichzeitig geht es jedoch um mehr: um das Verhältnis von Deutschen und Polen in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Im Roman erfolgt darüber hinaus eine philosophische und historische Auseinandersetzung mit dem Thema Versagen. Der Autor Leszek Oswiecimski entwirft eine Genealogie von Versagertypen und differenziert einen spezifischen polnischen Typus. Er macht sich in diesem Kontext auf die Suche nach einer positiven Bedeutung von Scheitern. Ihm geht es nicht nur um eine *Neudeutung* von Scheitern. Sein Ziel ist es, „dass die ganze Lächerlichkeit unseres krampfhaften Festhaltens an der verlogenen Größe und am vermeintlichen Erfolg uns vor Augen tritt“ (Oswiecimski 2002, 110). Deshalb sollen die Polen sich persönlich zu ihrem „nationalen Versagen“ bekennen und es ausdrücken.

Und so ist es auch die Aufgabe der drei Wursthelden, auf ihrem Weg der Identitätsfindung „mehr Selbstunsicherheit [zu] gewinnen“ (Oswiecimski 2002, 133). Zentral für die Identitätsfindung ist die Literatur, denn auf Grund eines „genetischen Defekts“ haben alle drei Wurstmensen einen „Drang zur Literatur“ (Oswiecimski 2002, 85) und beginnen selbst, Lyrik, Essays, Traktate zu schreiben. Bedeutsam ist aber auch die Auseinandersetzung mit der Philosophie der Existenzialisten. Insofern wird im Roman auch, wie Uwe Rada dies formuliert, eine Art „literarische Gebrauchsphilosophie“ (Rada 2002b) entworfen.

Am Ende des Romans sind sowohl die deutschen als auch die polnischen Geheimdienstler besiegt, und es findet sich eine Gruppe zusammen, die gemeinsam miteinander glücklich sein will, indem sie „massenhaft Zwiespalt und Zweifel [...] und noch mehr Selbstunsicherheit gewinnen“ (Oswiecimski 2002, 156). Als Voraussetzung für dieses Glück gilt jedoch die Absage an eine berufliche Karriere und das Streben nach beruflichem Erfolg. Die Wurstmensen selbst gehen in dieser Gruppe aus Polen und Deutschen nicht gänzlich auf, sondern konstituieren eine neue „ethnische“ Zugehörigkeit, weil sie mittlerweile „so viel Gefallen an ihrem wurstmenschlichen Anderssein fanden“. Deshalb gründen

sie einen Klub in einer großen Stadt. Auf der letzten Seite des Romans folgt das *Manifest der Wurstmensen* (Oswiecimski 2002, 165), welches mit dem 1995 erschienenen Manifest der *Polnischen Versager* identisch ist. Im Manifest konstituieren sie sich als eine kleine, exklusive Gruppe, die sich vom „Rest“, den „Menschen des Erfolgs“, abgrenzt. Sie stellen den Anspruch, sich nicht an deren „Terror der Vollkommenheit“ orientieren zu wollen und trotz ihrer permanenten Missgeschicke als kreative Menschen sozial anerkannt zu werden.

Obwohl sich die Kritik gegen die Erfolgskultur als Ganzes richtet, ist auch für die *Polnischen Versager* der Erfolg vor allem an den Erwerbsbereich geknüpft. Mit der Negativbewertung ist folgerichtig auch der Abschied von einem Lebensentwurf verbunden, der auf eben dieses berufliche Vorwärtskommen und berufliche Anerkennung ausgerichtet ist. Kritisiert wird die Entfremdung, die das Individuum bei der Erwerbsarbeit erfährt. Erst jenseits von Erwerbsarbeit öffnen sich dem Individuum „neue Welten von Wissen und Fakten, von denen [...] [es] bisher nichts gehört hatte“ (Oswiecimski 2002, 106). Dem kühlen und kaltblütigen Spezialisten der westeuropäischen Erfolgskultur wird ein Wesen gegenübergestellt, das gefühlvoll und intellektuell ist, sich künstlerisch betätigt und das sich Zweifel erlaubt an seinen tiefen Überzeugungen und Weltanschauungen. Dieser „neue Mensch“, so der Autor in einem Interview, hat auch das Potenzial, die Welt zu verbessern, indem er zweifelt und grübelt (vgl. Wünschmann 2003).

In diesem Entwurf eines „neuen Menschen“ wird ähnlich wie in der *Show des Scheiterns* implizit das hegemoniale Männlichkeitsmodell kritisiert und eine Alternative entworfen. Auch hier wird das Männliche zum Allgemein-Menschlichen hypostasiert, heißen doch die drei Männer aus polnischer Wurst „Wurstmensen“. Oswiecimskis alternativer Entwurf setzt das Versagen im bzw. die Absage an ein Berufsleben voraus. Dem männlichen „Berufsmenschentum“ (Weber zit. in Müller 2005) stellt er einen Lebensentwurf gegenüber, in dessen Mittelpunkt intellektuelles und künstlerisches Schaffen um seiner selbst willen steht. Wichtig ist dabei auch die Idee der Gemeinschaft; gemeinsam wollen die Mitglieder der Gruppe kreativ sein, zweifeln und glücklich sein. Dabei handelt es sich bis auf eine Ausnahme um eine männliche Gemeinschaft.

Dieses alternative Modell versuchen die Clubmitglieder in der Praxis zu leben. Wie der Film *Ostseeerweiterung* eindrücklich zeigt, ist für alle Mitglieder der Zusammenhalt in der Gruppe zentral, bildet der Club die „Familie“. Und ähnlich wie im *Klub der Wurstmensen* handelt es sich dabei um eine männliche kreative Gemeinschaft, in der die Frauen keinen eigenen Beitrag leisten. Insgesamt formulieren die *Polnischen Versager* eine Absage an die westeuropäische

Erfolgskultur und an einen auf beruflichen Erfolg zentrierten Lebensentwurf. Das Unterlaufen des Erfolgsprinzips, Versagen und Selbstzweifel werden zum konstitutiven Moment eines alternativen Lebensmodells aufgewertet, das in komplexen Bezügen zu sowohl modernen als auch postmodernen philosophischen und künstlerischen Konzepten steht.

4. Resümee

Beide Gruppen verbinden Erfolg bzw. das Scheitern einer männlichen Biographie mit dem Beruf und zeigen implizit damit die immer noch bestehende Normativität der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion auf. Empirische Studien belegen die weitgehend ungebrochene Orientierung von Männern an kontinuierlicher Erwerbsarbeit und ihre Identifikation mit dem Beruf. Diese scheint sich angesichts der Transformation von Arbeit noch zu verstärken (Scholz 2007). Die Frage, inwieweit die Initiatoren der *Show des Scheiterns* mit dem „Projektmacher“ eine zeitgemäße Modernisierung der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion oder eine Alternative entwerfen, ist anhand des Materials für mich nicht zu beantworten. Möglich ist von der Anlage her durchaus ein Identitätsmodell, das sich nicht mehr am Vorwärtskommen, an einem Lebenslauf in aufsteigender Linie orientiert. Die Vermischung von Arbeitssphäre und Privatsphäre könnte auch eine Familienorientierung ermöglichen, die bisher aus der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion weitgehend ausgeschlossen ist.

Die Analyse der *Polnischen Versager* lenkt den Blick auf die Sphäre der Kunst und Kultur und wirft die Frage auf, ob sie ein Raum für alternative Männlichkeitsentwürfe war und ist. Die vermeintlich autonome Kunst wird in der Moderne zu einer Sphäre der Glückseligkeit und Harmonie aufgewertet: Der durch die spezialisierte Berufsarbeit entfremdete Mann kann nur noch in der Kunst, die als Reich der Freiheit angesehen wurde, zu sich kommen und die Entfremdung überwinden (vgl. Schiller 1955). Die gesellschaftlichen Vorstellungen vom Künstler scheinen außerdem geradezu zwingend mit Scheitern und Versagen verknüpft zu sein; Scheitern gilt oft als Voraussetzung für künstlerische Kreativität (Schlösser/Gerlach 2002). Der hier vorgestellte Entwurf des intellektuellen, künstlerisch kreativen Zweiflers ist jenseits von Erwerbsarbeit, aber auch jenseits eines Zusammenlebens mit einer Familie angesiedelt. Stattdessen handelt es sich um eine weitgehend männliche Welt, insofern konstituiert sich der Entwurf um ein weiteres zentrales Charakteristikum der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion: die Homosozialität. Gleichzeitig

wird mit Rückgriff auf eine spezifische polnische Mentalität eine alternative Verbindung von Männlichkeit und Emotionalität konstruiert. Denn die moderne westeuropäische Männlichkeitskonstruktion beinhaltet die Vorstellung von einem rationalen, autonomen Subjekt, das seine Gefühle von sich abspaltet, immer vernünftig und kalkulierend ist und die Welt beherrscht. Der „neue Mensch(enmann)“ der *Polnischen Versager* zeichnet sich jedoch gerade dadurch aus, dass er zu seinen Gefühlen steht, sich zeitweise ganz und gar seinen Gefühlen hingibt, rührselig und gefühlsduselig ist.⁶

Insgesamt lässt sich konstatieren, dass die Neudeutung von Scheitern implizit mit einer Kritik an der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion verknüpft ist, der die Gegenentwürfe der beiden Gruppen jedoch in bestimmten Aspekten verbunden bleiben. Bezogen auf die in der Überschrift gestellte Frage ist abschließend festzustellen, dass sich die Verknüpfung von Erwerbsarbeit und Männlichkeit bisher nicht aufgelöst hat, sie wird unter den Bedingungen der aktuellen Transformationsprozesse brüchig, jedoch ist gegenwärtig nicht abzuschätzen, ob sie sich auf eine andere Weise neu schafft oder langfristig lockert.

Anmerkungen

- 1 Der folgende Beitrag greift Material aus meiner Untersuchung zum Diskurs der Gescheiterten auf und verwendet Textpassagen aus Scholz 2005 (vgl. auch Scholz 2006).
- 2 Beide Gruppen sind bis heute aktiv und fester Bestandteil des Berliner Kulturlebens.
- 3 Zur Methode der teilnehmenden Beobachtung vgl. Rosenthal 2005.
- 4 Zur Methode des problemzentrierten Interviews vgl. Witzel 2000. Im *Club der Polnischen Versager* sprach ich am 14.02.2003 mit Adam Gusowski, der als Mitglied des Vorstandes für die Öffentlichkeitsarbeit zuständig ist. Boris Jöns, einer der drei Macher der *Show des Scheiterns*, beantwortete mir am 8.02.2003 meine Fragen. Beiden danke ich an dieser Stelle herzlich für ihre Aufgeschlossenheit.
- 5 Diese Aufwertung der Projektmacherei findet sich auch in anderen Kontexten. So fand im April 2003 an der Universität Weimar eine Tagung zum Thema „Über Projektmacherei. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns“ statt. Vorgestellt wurden historische Forschungsprojekte, die gescheitert waren. Entsprechend meiner Beobachtungen war ein implizites Ziel der Tagung jedoch auch die Aufwertung der gegenwärtigen prekären Arbeitsbedingungen im Wissenschaftsbereich mit einer ähnlichen Tendenz, wie für die *Show des Scheiterns* beschrieben (vgl. auch die Tagungspublikation Krajewski 2004).
- 6 Vgl. zur Sentimentalität der polnischen Männlichkeitskonstruktion auch Sczcepniak 2008.

Quellen

- Bund der Polnischen Versager (Hg.), o.J.: Polnische Versager. Das kleine Manifest. <http://www.polnischeversager.de> (Download 01.11.06).
- Bund der Polnischen Versager, 2000: Konfitüren. Arbeitsanordnung und Richtlinien für den Bund der Polnischen Versager in Berlin. In: Kolano. Heft 15, 12-13.
- Oswiecinski, Leszek Herrmann, 2002: Klub der polnischen Wurstmenschen. Berlin (Versager-Verlag) [Neuaufgabe 2004].
- Oswiecinski, Leszek Herrmann, 2000: Trottel, Tölpel, Tolpatsche, Pechvögel und Schlappschwänze... In: Kolano. Heft 15, 5-9.
- Show des Scheiterns: Konzept und Archiv. <http://www.show-des-scheiterns.de> (Download 06.11.07).
- Film „Wurstmenschen“ 2003: Buch und Regie: Volker Umlauf; Produktion: Deutsche Film- und Fernsehakademie im Auftrag des SFB unter Mitwirkung des Clubs der Polnischen Versager.
- Film „Ostseerweiterung“ 2004: Regie: Pawel Podlejski; Buch: Pawel Podlejski, Adam Gusowski, Wojciech Stamm, Piotr Mordel; Produktion: Bund der Polnischen Versager.

Literatur

- Bereswill, Mechthild, 2006: Männlichkeit und Gewalt. Empirische Einsichten und theoretische Reflexionen über Gewalt zwischen Männern im Gefängnis. Feministische Studien. 24. Jg. Heft 2, 242-255.
- Bude, Heinz, 1998: Die Überflüssigen als transversale Kategorie. In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hg.): Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen. Opladen, 303-382.
- Dreke, Claudia, 2005: Erfolg und Scheitern im „fremden Osten“. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, 127-142.
- Dölling, Irene, 1999: „Geschlecht“ – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften? In: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung. 3. Jg. Heft 1, 17-26.
- Frevort, Ute, 1995: „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika, 1992: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Gildemeister, Regine (Hg.): Traditionen Brüche. Freiburg, 201-254.
- Kapphan, Andreas, 2001: Migration und Stadtentwicklung. Die Entstehung ethnischer Konzentrationen und ihre Auswirkung. In: Gesemann, Frank (Hg.): Migration und Integration in Berlin. Opladen, 89-108.
- Krajewski, Markus, 2004: Über Projektmacherei. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns. Berlin.

- Kessel, Martina, 2005: Ein Lebenslauf in absteigender Linie? Sebastian Hensel – Bildungsbürger, Landwirt, Hoteldirektor. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, 71-87.
- Kurz-Scherf, Ingrid, 2004: „Hauptsache Arbeit?“ – Blockierte Perspektiven im Wandel von Arbeit und Geschlecht. In: Baatz, Dagmar/Rudolph, Clarissa/Satilmis, Ayla (Hg.): Hauptsache Arbeit? Feministische Perspektiven auf den Wandel von Arbeit. Münster, 25-46.
- Lohr, Karin/Nickel, Hildegard M. (Hg.), 2005: Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster.
- Lohr, Karin, 2003: Subjektivierung von Arbeit. Ausgangspunkt einer Neuorientierung der Industrie- und Arbeitssoziologie? Berliner Journal für Soziologie. 13. Jg., Heft 4, 511-529.
- Meuser, Michael, 2004: Nichts als alter Wein in neuen Schläuchen? Männlichkeitskonstruktionen im Informationszeitalter. In: Kahlert, Heike/Kajatin, Claudia (Hg.): Arbeit und Vernetzung im Informationszeitalter. Wie neue Technologien die Geschlechterverhältnisse verändern. Frankfurt/Main, 73-93.
- 1998: Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster. Opladen.
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka, 2005: Hegemoniale Männlichkeit – Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive. In: Dinges, Martin (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom 12. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Frankfurt/Main, 220-241.
- Müller, Hans-Peter, 2005: Lebensführung durch Arbeit? Max Weber und die Soziologie von Arbeit und Beruf heute. In: Lohr, Karin/Nickel, Hildegard M. (Hg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster, 17-34.
- Pongratz, Hans/Voß, Günter, 1998: Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 50. Jg. Heft 1, 131-158.
- Rada, Uwe, 2002a: Berliner Barbaren. Wie der Osten in den Westen kommt. Berlin.
- 2002b: „Natürlich habe ich einen Schnurrbart.“ Leszek Oswiecinski über die Vorlieben seiner polnischen Landsleute, sein eigenes Versagen als Schriftsteller und den Erfolg von Günter Grass. Die Tageszeitung. 08.11.2002, 15.
- Rosenthal, Gabriele, 2005: Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim/München.
- Schiller, Friedrich, 1795/1955: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Gesammelte Werke. Bd. 8. Berlin.
- Schlösser, Anne-Marie/Gerlach, Alf (Hg.), 2001: Kreativität und Scheitern. Gießen.
- Scholz, Sylka, 2008: Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei ostdeutschen Männern. Paradoxe Identitätskonstruktionen. In: Baur, Nina/Lüdtke, Jens (Hg.): Was macht

- den Mann zum Mann? Beiträge zur Konstruktion von Männlichkeiten in Deutschland. Opladen (im Erscheinen).
- 2007: Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster, 51-67.
 - 2006: Der neue Diskurs der Gescheiterten. Eine Kritik hegemonialer Männlichkeit? In: Rehberg, Karl-Siebert (Hg.): Soziale Ungleichheit, Kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt/New York, 1718-1728.
 - 2005: Die „Show des Scheiterns“ und der „Club der Polnischen Versager“. Der (neue) Diskurs der Gescheiterten. In: Zahlmann, Stefan/Scholz, Sylka (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten. Gießen, 267-289.
 - 2004: Männlichkeit erzählen. Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster.
- Simmel, Georg, 1985: Schriften zur Soziologie und Philosophie der Geschlechter. Frankfurt/Main.
- Strauss, Anselm, 1998: Grundlagen qualitative Sozialforschung. München.
- Witzel, Andreas, 2000: Das problemzentrierte Interview [26 Absätze]. Forum für Qualitative Sozialforschung [Online Journal] 1. <http://www.qualitative-research.net/fqs> (Download 06.11.07).
- Wünschmann, Anita, 2003: „Das gelang nicht, jenes gelang nicht. Was du auch anfasst, es gelingt nicht. Nichts gelingt“. Berliner Zeitung Wochenendmagazin. 4/5.01.2003, 4-5.

Almut Sülzle

Vom Fußball fürs Leben lernen? Anmerkungen zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit aus ethnographischer Perspektive

Dieser Beitrag diskutiert aus der Perspektive ethnographischer Fußballforschung zwei Themenbereiche der Männlichkeitsforschung, beide mit kritischem Bezug auf Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit: erstens das Verhältnis unterschiedlicher Männlichkeiten zueinander am Beispiel Fußball und zweitens das Verhältnis Frauen und Männlichkeit durch einen genaueren Blick auf weibliche Fans und ihren Umgang mit Männlichkeiten¹. Als Annäherung an die kulturelle Bedeutung und gesellschaftliche Verortung von Fußball stelle ich zuerst das heterosexuelle Sportpaar Fußball und Cheerleading vor. Damit soll aufgezeigt werden, dass Sportkulturen ebenso wie Berufe ein Geschlecht haben (vgl. Wetterer 2002), was sie in einer heteronormativen Matrix von hierarchischen Beziehungen verortet, in der das Männliche das Höherwertige ist.

1. Das Geschlecht der Sportkulturen

1.1 *Cheerleading*

Cheerleading ist heute eine Sportart, die eindeutig weiblich konnotiert ist. Wer sich Cheerleader vorstellt, denkt zuerst an deren Aufmachung und Kostüme, es fällt uns schwer, in dieses Bild Männer einzufügen, die diesen Sport ausüben. Wenn man sich die Puschel einmal wegdenkt, dann bleiben noch Kraft, Akrobatik, Gefährlichkeit sowie Körperbeherrschung übrig. Elemente, die sich gut für einen exklusiven Männersport eignen. Und in der Tat: Cheerleading war in den USA, seinem Mutterland, zu Beginn ein Männersport, zu dem sich Frauen erst während des Zweiten Weltkriegs Zutritt verschafft haben. Das Geschlecht einer Sportart kann sich also, ebenso wie bei Berufen, zügig ändern: So hat sich Cheerleading innerhalb von nur 20 Jahren von einem komplett männlichen Akrobatiksport zu einem komplett weiblichen Showsport entwickelt (vgl. Adams/Betties 2003).

In meiner ethnographischen Forschung im Fanblock der Kickers Offenbach (OFC)² kommt Cheerleading in den Fanggesprächen weniger als fußballnahe Sportart, sondern vielmehr als negative Abgrenzungsfolie vor. Den Fans missfallen die Auftritte der Cheerleader vor dem Spiel, sie begreifen die Aufgabe, die Mannschaft vor dem Spiel zu unterstützen und anzufeuern, als ihren Zuständigkeitsbereich und sind sauer, wenn ihre Gesänge durch Discomusik aus der Konserve übertönt werden und dazu leicht bekleidete Frauen auf dem Spielfeld tanzen. So soll Fußball in ihren Augen nicht sein. Mit dem Cheerleading werden zwei Dinge abgelehnt, von denen angenommen wird, dass sie beide die Fußballfankultur existenziell bedrohen: die zunehmende Kommerzialisierung und die Verweiblichung der Fankultur. Darin sind sich weibliche und männliche Fans einig. Für die weiblichen Fans ist zudem ärgerlich, dass Cheerleading ein Frauenbild in den Fußball transportiert, von dem sie sich, gerade auch durch ihr Fansein in einer männlichen Fankultur, distanzieren. Korinna (Offenbach-Fan und Krankengymnastin, 21 Jahre – Namen der Interviewten geändert) sagt im Interview, dass sie keine Vorstellung davon habe, wer aus welchen Gründen Cheerleader wird. Sie selbst findet Cheerleader „einfach nur lächerlich“ und hat auch nie mit einer gesprochen, da sie prinzipiell findet, Frauen in „Miniröckchen und Stöckelschühchen“, die nur kommen, um „da Jungs aufzureißen“, haben im Stadion nichts verloren: „Das passt nicht zum Fußball“. Was Daniela Schulz in ihrem Fußballroman „Kurvengänge“ über Cheerleader schreibt, deckt sich mit der Meinung meiner Interviewpartnerinnen über die, wie sie sagen, „Hüpfdohlen“:

Über diese aufgetakelten selbstherrlichen Tussen [muss ich mich aufregen], weil sie das zerstören, worum ich schon Jahre kämpfe: Nämlich dass wir Frauen in der Fußballszene als gleichberechtigte und kompetente Gesprächspartnerinnen angesehen werden. Da kommen diese Weiber einfach so in ihren kurzen Röcken dahergelaufen, wackeln dreimal mit dem Hintern und prompt wird man als weiblicher Fan wieder auf dieses eine Frauenbild reduziert: Blond, blöd und zum Ficken da. Cheerleader haben beim Fußball nichts zu suchen (Schulz 2004, 138).

Aus Sicht dieses weiblichen Fans symbolisieren Cheerleader eine Weiblichkeit, die sie ablehnt und deren Existenz sie in ihrer Fußballwelt bekämpft: das Bild der Frau als Sexobjekt, das in Konkurrenz gesetzt wird zur „gleichberechtigten und kompetenten Gesprächspartnerin“. Dabei steht Cheerleading für eine bestimmte Art von Weiblichkeit, die darin gesehen wird, sich für den heterosexistischen Blick der Männer herauszuputzen. Diese Form von Weiblichkeit wird kritisiert und zugleich abgewehrt. Mit Blick auf die männlichen Fans unterstellt die Sprecherin implizit eine Art pawlowschen Reflex, der dazu führt, dass

sie, wenn sie ein paar Cheerleaders sehen, automatisch alle Frauen als „blond, blöd und zum Ficken da“ einstufen. Der weibliche Status als kompetenter Fan ist offensichtlich prekär, er muss immer wieder „erkämpft“ werden, unter anderem dadurch, Cheerleading im Einklang mit den männlichen Fans als nicht fußballkompatibel abzulehnen.

1.2 Fußball als hegemoniale Sportkultur

Betrachtet man Fußball und Cheerleading als ein sich heterosexuell ergänzendes ‚Paar‘, fällt auf, dass die Rolle des Cheerleading als symbolisch-weiblicher Teil von kurzer Dauer und wechselhaft war, demgegenüber zeichnet sich der männliche Part, der Fußball, durch ziemliche Treue gegenüber seiner männlichen Konnotation aus. Die Wandlungsfähigkeit des Fußballs zeigt sich historisch gesehen darin, unterschiedliche Männlichkeiten zu beherbergen und dabei immer männlich zu bleiben. So galt Fußball in seiner Geschichte schon als aristokratische, als bürgerliche und als proletarische (Männer-)Sportart.

Je wichtiger eine Sportart innerhalb einer Kultur oder Nation ist, umso mehr muss sie als männlich auftreten, und umso mehr geht ihre Bedeutung über den bloßen Sport hinaus, ist Teil von Politik, Ökonomie und Unterhaltungsindustrie. Sie breitet sich in alle Teile der Gesellschaft aus. Andrei S. Markovits benutzt hierfür den Begriff „Sportkultur“, der mehr umfasst als die Sportart, ihre Regeln und die Sportler, mehr als „das Tun“, sondern auch die Zuschauer, die Medien, die gesellschaftliche Verwobenheit, „das darüber Reden“ (Markovits 2006, 255). Darauf basiert die gesellschaftliche Anerkennung, die eine Sportkultur genießt. Die unterschiedlichen Sportkulturen fügen sich innerhalb eines Landes zu einem Sportraum zusammen, innerhalb dessen die Sportkulturen in einer hierarchischen Struktur zueinander stehen. Deutschland zählt Markovits zu den Ländern, in denen Fußball „den absoluten Kern der hegemonialen Sportkultur bildet“ (Markovits 2006, 255). Die „hegemoniale Sportkultur“ bestimmt er als all das, „was die Leute im Hinblick auf einen Sport aufnehmen, was sie lesen, diskutieren, analysieren, vergleichen und in ihrem historischen Gedächtnis bewahren“ (Markovits 2006, 255). Für hegemoniale Sportarten gilt, dass sie immer männlich sind und diese Männlichkeit mit großem Aufwand verteidigt wird. Markovits vertritt die Auffassung, dass die Männlichkeit einer Sportart nicht innerhalb der Regeln des jeweiligen Sports zu suchen ist, sondern an ihre hegemoniale Position geknüpft ist.

Wenn Fußball nach Markovits die „hegemoniale Sportkultur“ ist, dann bedeutet das aber nicht zugleich, dass Fußballmännlichkeit dem entspricht, was

Connell „hegemoniale Männlichkeit“ nennt. Vielmehr ist, wie nicht nur meine Forschungen zeigen, eher das Gegenteil der Fall: Fußballmännlichkeit gilt als proletarisch und unmodern, als atavistisch oder ursprünglich (vgl. Lehnert 2006; Marschik 2006; Sülzle 2005; Selmer 2004).

2. Verhältnis der unterschiedlichen Männlichkeiten zueinander

2.1 Zwischen rationaler Ökonomie und traditionellem Fußballethos

Mit Fußballmännlichkeit wird zunächst der Fan und Fußballrowdy assoziiert, den man betrunken und pöbelnd vom Bahnhof kennt. Dann vielleicht Oliver Kahn und sein mantra-artiger Ruf nach Spielern „mit Eiern“ und erst im dritten Schritt Rudi Assauer (der mit der Zigarre) und Rainer Calmund (der mit dem Bauch und dem gewichtigen Auftreten) sowie viertens Jürgen Klinsmann, der smarte Modernisierer. In unterschiedlichen Sparten des sozialen Feldes Fußball sind unterschiedliche Männlichkeiten en vogue: Der echte Fan ist eher proletarisch; Spieler, Manager, VIP-Besucher und Security haben ihre je eigenen Männlichkeitsideale. Das ergibt ein ziemlich breites Spektrum an Männlichkeitsfiguren im Fußball, die sich auf zwei Pole verdichten lassen: Einerseits die traditionelle Fußballmännlichkeit, deren wichtigstes Kennzeichen fanatische Fußballbegeisterung – also Irrationalität – ist, andererseits der professionelle Geschäftsmann im Millionengeschäft Fußball, der qua seiner Ausbildung Kompetenz erlangt und dessen handlungsleitende Devise die Rationalität ist, er orientiert sich an Zahlen, nicht an Emotionen. Im Folgenden soll die für den Fußball meiner Ansicht nach typische Zusammenarbeit dieser beiden Männlichkeitsfiguren vorgestellt werden, um dann im Anschluss nach ihrer Bedeutung im sozialen Feld Fußball und darüber hinaus zu fragen.

Durch die enge Verknüpfung von Fußball und Männlichkeit ist Männlichkeit überall als Hintergrundfolie selbstverständlich anwesend. Besonders deutlich wird dies in meinem ethnographischen Material am Ideal des „echten Fans“. Der „echte“, „wahre“ oder „richtige“ Fan ist eine Figur, die im Stadion im Reden über das eigene Fansein sehr präsent ist. Man misst sich und andere an diesem geteilten Ideal, dabei bleibt der „echte Fan“ immer ein abstraktes Idealbild, dem niemand real entspricht, den aber alle im Block ähnlich definieren. Der 21-jährige Nico sagt, ein „richtiger“ Fan ist einer, „der versucht, mit seiner Stimme die Mannschaft anzupeitschen und der halt alles gibt. Der hinter seinem Verein steht, der zu seinem Verein steht, egal was passiert, egal in welchen Zeiten, das ist ein richtiger Fan.“ Ein „richtiger Fan“ bleibt seiner Mannschaft

immer treu (in guten wie in schlechten Zeiten), er leidet mit ihr und nimmt viele Entbehrungen auf sich, um die Mannschaft zu unterstützen. Aufgrund der Aussagen meiner InterviewpartnerInnen lässt sich deren Ideal des „echten Fans“ folgendermaßen charakterisieren: Er gibt alles und er fährt zu jedem Spiel; sein Fanatismus bleibt für Außenstehende unverständlich, und auch darauf ist er stolz. Kampfeswille bedeutet ihm mehr als Sieg. Sein Fancharakter ist kämpferisch bis aggressiv, er ist emotional sehr in das Geschehen eingebunden. Wenn es sein muss, verteidigt er die Ehre seines Vereins auch mit körperlicher Gewalt. Frauen wie Männer im Stadion formen dieses Bild des „echten Fans“. Der „echte Fan“ ist jedoch, auch wenn das zumeist nicht ausgesprochen wird, idealerweise männlich. Die Ideale von Wettbewerb, Kampf, Kameradschaft und heldenhafte Aufopferung gelten in unserer Gesellschaft als männlich und entstammen einer militärischen Tradition³. Der „echte Fan“ enthält ein Männlichkeitsideal, das sich an als proletarisch geltenden Männlichkeitszuschreibungen orientiert: direkt, aggressiv, standhaft, laut und trinkfest zu sein und kompromisslos zu seinen Überzeugungen zu stehen. Dazu gehört auch, körperliche Auseinandersetzungen nicht zu scheuen, für seine Freunde einzutreten und sich mit seinem ganzen Körper in den Wettkampf gegen die gegnerischen Fans zu begeben. Dieses Stereotyp des „echten Fans“ wird über den Fanblock hinaus auch in den Medien sowie in den gehobenen Fußballkreisen, auf den Vip-Tribünen und unter den Verbandsfunktionären kolportiert.

Im sozialen Feld des Fußball gibt es zwei Idealfiguren: den proletarisch gefärbten „echten Fan“ auf der einen Seite und die kapitalistischen Managertypen auf der anderen Seite. Auch letztere tauchen klischeehaft umrissen in den Gesprächen mit Fans auf als „Typen vom Verein“ oder als „die von der Tribüne“. Der so gezeichnete Fußballgeschäftsmann ähnelt eher dem lokal verwurzelten Sparkassendirektor als dem internationalen Jetset-Manager; Englisch braucht er nicht zu können. Wobei sich der Fußballmanager und der Sparkassendirektor nicht nur ähneln, oft sind sie tatsächlich beides in einer Person. Die gesamte Organisation des Profifußballs und ihre Verwobenheit in andere Bereiche basiert darauf, dass lokale Größen aus Wirtschaft und Politik im Vorstand der Vereine tätig sind.

Für den Fußball lässt sich also feststellen, dass es eine ‘alte’ und eine ‘neue’ Männlichkeit gibt, die in diesem Feld in Beziehung zueinander stehen. Das ist einerseits die traditionelle Fußballmännlichkeit, die für Irrationalität steht, und andererseits die des marktorientierten Fußballmanagers, der Rationalität verkörpert. Die traditionelle Fußballmännlichkeit, die dem Bild des idealen Fans eingeschrieben ist, entspricht ganz offensichtlich nicht dem Bild der hege-

monialen Männlichkeit, sondern trägt viele Züge einer proletarischen Männlichkeit in sich (Aggression, Körperlichkeit, ironische Distanz zu Obrigkeiten).

Die ökonomische Realität und ihre Orientierung an der als rational geltenden kapitalistischen Marktwirtschaft und die Forderung nach Fußballauthentizität stellen den Widerspruch dar, der das soziale Feld des Fußballs dominiert. Einerseits ist Fußball ein riesiger Wirtschaftssektor, der, um weitere Spieler kaufen zu können, auf viel Geld angewiesen ist, und zugleich ist die Ware Fußball nur dann attraktiv, wenn sie weiterhin mit Emotionen und Authentizität assoziiert ist.

Auf der Funktionärs Ebene wird dieser Widerspruch durch Kombination der unterschiedlichen Rollen aufgelöst. Dies zeigt eine Untersuchung des Soziologen Thomas König, der die idealtypischen Akteure im Fußballmanagement benennt:⁴ So ist der „fußballferne Manager“ zum Beispiel gelernter Ökonom und versucht, durch Betonung seiner langjährigen Vereinsmitgliedschaft sein Manko an Fußballnähe auszubügeln, der „rationale Exprofi“ hingegen möchte nicht nur als Repräsentationsfigur wahrgenommen werden und versucht daher, besonders rational-professionell aufzutreten (vgl. König 2006, 184-185). Diese beiden von König beschriebenen Typen sind jeweils Mischungen des von mir oben herausgearbeiteten Grundwiderspruches zwischen rationaler Ökonomie und emotionalem Fußballethos. Erst im Gesamtpaket geben sie dann ein komplettes Bild ab, nämlich professionell und zugleich dem traditionellen Fußballethos verbunden zu sein. Dieses Feld ist stark vergeschlechtlicht: König weist darauf hin, dass erstens die von ihm entworfenen Typen verschiedene „Konfigurationen von Männlichkeit“ (König 2006, 179) sind und zweitens Funktionsämter momentan zu nahezu 100 Prozent von Männern ausgeübt werden.

Idealtypisch stehen das Vereinsmanagement und die Verbände symbolisch für die rationale wirtschaftliche Komponente und die Fans für Emotionen, sie sind nicht rational, sondern im Gegenteil *fanatisch*. Aber wenn man genauer hinschaut, zeigt sich, dass alle Beteiligten die beiden Elemente in unterschiedlicher Weise in sich vereinen. Fußballfunktionäre müssen professionell, d.h. rational-marktorientiert und zugleich emotional, irrational als Fans agieren. Der Fan fordert von seinem Verein einen professionellen Umgang mit Geldgeschäften, um eine möglichst gute Mannschaft zu finanzieren. Den Fans wird in diesem Spannungsfeld pauschal die Seite der Traditionen und Emotionen zugeschrieben, das macht sie aber nicht zu einem Auslaufmodell, sondern zu einem unverzichtbaren Bestandteil des Gesamtgleichgewichts. Das heißt, die beiden vorgefundenen Männlichkeiten schließen sich hier nicht aus oder lösen

sich gegenseitig ab, sondern sie werden in unterschiedlicher Weise kombiniert. Diese Mischung aus rational und irrational ist eines der wichtigsten Merkmale des sozialen Feldes Fußball.

2.2 Die Reservatsmetapher als Vermittlerin zwischen Krise und Naturalisierung von Männlichkeit

Sylka Scholz hat in Folge der empirischen Feststellung sich ablösender Männlichkeitskonzepte gefordert, das *Zusammenspiel* unterschiedlicher Männlichkeiten zu beschreiben: „Diesen Zusammenhang zwischen den neuen marktzentrierten Managementkonzepten und historisch tradierten Männlichkeitskonstruktionen gilt es zukünftig genauer zu spezifizieren“ (Scholz 2007, 64). Nachdem für das Feld Fußball schon herausgearbeitet wurde, dass hier traditionelle und moderne Männlichkeit zusammengehören anstatt sich einfach abzulösen, soll im Folgenden dieses Zusammenspiel auf diskursiver Ebene weiterverfolgt werden. Der Wechsel und Wandel von Männlichkeiten ist eines der wichtigsten Themen in der Auseinandersetzung mit Männlichkeiten, sowohl in der Geschlechterforschung als auch in Medienberichten. Auf diesen Wandel kann Verschiedenes folgen, er kann Endpunkt oder Ausgangspunkt der Auseinandersetzung sein, in vielen Fällen wird eine Krise festgestellt: die Krise der Männlichkeit.⁵ Diese angebliche „Krise“ ist seit einigen Jahren ein beliebtes Medienthema.⁶ Dabei wird Krise in diesem Zusammenhang negativ verstanden, nämlich als Zerstörung eines guten und gesunden Zustandes, den es wieder herzustellen gilt. Die Veränderungen in den Männlichkeitsbildern werden in diesem Krisenszenario nicht als Weiterentwicklung, Emanzipation oder Modernisierung gedeutet. Vielmehr werden Männer als Opfer dieser Veränderungen und nicht als deren handelnde Subjekte dargestellt. Die Kluft zwischen verschiedenen Modellen von Männlichkeiten wird als schmerzhaftes Wunde am Gesamtkonzept Männlichkeit interpretiert. Soweit die aktuellen Verhandlungen in den Medien. Für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit hegemonialer Männlichkeit ist jedoch nicht das Festhalten an der „Krise“ von Bedeutung, sondern das Beleuchten der Zusammenhänge.

Im Fußball ist das gleichzeitige Vorhandensein zweier unterschiedlicher Männlichkeiten sehr augenfällig. Vor allem sind sie nicht zeitlich aufeinander folgend oder unverbunden nebeneinander, sondern in verschiedenen Formen der Verschränkung zu beobachten, auch wenn die eine für Tradition und die andere für Moderne steht. Fußball erscheint hier eher als der Ort, an dem das Vorhandensein unterschiedlicher Männlichkeiten ausgehandelt wird. Zudem

ist Fußball einer der wichtigsten Orte, an denen Männlichkeit explizit thematisiert wird. Hier lässt sich die Innen- wie Außensicht auf die Formel bringen: „Hier dürfen Männer noch echte Männer sein“.

Im Gegensatz zur momentanen hegemonialen Männlichkeit, zu deren Aufgaben es gehört, die Männlichkeit hinter einer allgemeingültigen Rationalität verschwinden zu lassen (Connell 2006), wird im Fußball das Thema Männlichkeit geradezu ausgestellt. Diese Zurschaustellung traditioneller Fußballmännlichkeit führt zu der Reservatsthese: Fußball und besonders der Fanblock werden als „Reservat der Männlichkeit“ dargestellt, als letzter Ort, an dem noch „echte“ Männlichkeit tradiert und konserviert wird. Werbung, Mediadarstellungen und Wissenschaft⁷, alle kommen zum selben Schluss: Fußball ist die Insel der Männlichkeit im tosenden Meer der Gleichberechtigung. In diesem Bild wird die Insel schnell zum Kern, und ein weiterer Kurzschluss liegt nahe: Hier haben wir „noch“ echte Männlichkeit. Dadurch wird traditionelle Fußballmännlichkeit zu so etwas wie dem Kern der männlichen Natur ernannt und dieser so dargestellt, als sei er von kulturell überformten Männlichkeiten umzingelt. Rudolf Maresch fasst diese Argumentationsfigur in seiner kritischen Diskussion der Medienberichterstattung zum Thema Fußball und Männlichkeit zusammen: Fußball gelte dort

als letztes Refugium echter Männlichkeit. Seitdem die Religion dem Mann den Jagdinstinkt ausgetrieben, die Zivilisation den Jäger gezähmt und die Frau ihm Schaufel und Schraubenzieher aus der Hand genommen hat, fände er dort eine neue Zuflucht. Auf den Wettkampfplätzen könne er Wunden lecken und seine stark beschädigte Eitelkeit und Seele pflegen. Sport sei eine Art ‚Reaktionsbildung‘ auf das Überflüssigwerden männlicher Eigenschaften, Qualitäten und Tugenden (Maresch 2006).⁸

Fußball und seine Behauptung eines angeblich schon immer da gewesenen männlichen Kerns eignet sich also als Antwort auf die „Krise der Männlichkeit“, als Möglichkeit, die Kluft zwischen unterschiedlichen Männlichkeiten zu überbrücken, den Kern dabei aber bewahren zu können. Die Reservatsmetapher macht dann Sinn, wenn sie mit der Krise zusammengebracht wird, die in letzter Zeit immer wieder von den Medien konstatiert wird.⁹ Die angebliche Krise der Männlichkeit könnte man überspitzt so zusammenfassen: Männer verlieren ihren Lebensinhalt als Familienernährer und fühlen sich nutzlos. Zugleich sind sie Verlierer der geschlechtlichen Arbeitsteilung, weswegen sie früher sterben und ein höheres Herzinfarkttrisiko haben. Die Krise der Männlichkeit wird also hauptsächlich in der sich verschiebenden Arbeitsteilung und in der Präsenz von Frauen im Arbeitssektor verortet (vgl. Casale/Forster 2006).

Ähnlich wie sich im Fußballmanagement die alte und die neue Männlichkeit zusammenfinden statt einander abzulösen, lässt sich auch in der Reservatsmetapher die Rolle des Fußballs im Gesamtfeld der umkämpften Männlichkeiten als Kitt zwischen den Zeiten und Welten verstehen: ein Kitt, der für die Kontinuität des männlichen Machtanspruchs sowie für die Naturalisierung desselben sorgt, wie sich das in dem Slogan „Männer waren schon immer so“ (so ein Werbespot der Sportschau, in dem Fußball spielende Steinzeitmänner gezeigt werden) verdichtet.

Fußball als hegemoniale Sportart verstehe ich als einen Teil des Gesamtbilds unserer Gesellschaft. Wenn wir Männlichkeit verstehen wollen, lohnt sich ein Blick auf dieses Feld. Ich würde dabei Fußball als so etwas wie eine *Retro-Männlichkeitstankstelle* bezeichnen, die Männlichkeitselemente einspeist, die eigentlich im Zentrum unserer Gesellschaft bereits als überholt gelten, aber nach wie vor zitiert und am Wochenende zelebriert werden. Als ein Reservoir, aus dem man sich bedienen kann, um Männlichkeit wieder „echt“ zu machen und aufzuwerten, und nicht als ein Reservat. Denn ein Reservat ist ein Ort, in dem Gruppen umzäunt werden, die aus der umgebenden Gesellschaft ausgegrenzt werden. Auf Connells Modell bezogen bedeutet das: Wir finden hier kein einfaches Hierarchieverhältnis zwischen „protestierender“, untergeordneter und hegemonialer Männlichkeit, sondern ein Zusammenwirken in gegenseitiger Abhängigkeit, was letztendlich die Hegemonie stützt.

3. Frauen im männlichen Raum

Im Fußball wird Männlichkeit auch durch Abgrenzung von Weiblichkeit hergestellt, wobei die Weiblichkeit, die als Negativfolie benutzt wird, eine sehr klischeehafte, rosa-gerüschte ist. Da sich die Abwehr auf diese Weiblichkeitsbilder und nicht auf Frauen bezieht, ist es für Frauen möglich, sich ebenfalls gegen diese Weiblichkeit zu stellen und damit die spezifische Männlichkeit des Fußballs mit zu konstruieren, wie es sich bereits in den Aussagen weiblicher Fans zu Cheerleading gezeigt hat.¹⁰ Männlichkeit wird im Fußball auch von Frauen konstruiert, und Frauen bedienen sich auch aus dem Männlichkeitsreservoir. Die Ideale der „echten Fans“ werden in der Fanszene gleichermaßen von Frauen und Männern geteilt.

Connell wurde oft dafür kritisiert, dass sein Konzept nur von Männern und Männlichkeit handelt und damit die andere Hälfte des Geschlechterverhältnisses weitgehend ausgeschlossen bleibt. Vor allem in der Forschungspraxis wurde das Konzept fast ausschließlich für Studien über Männer genutzt, was zu dem

Eindruck führen kann, das Geschlechterverhältnis würde unter Männern ausgehandelt. Er hat auf diese Kritik in seiner Reformulierung des Konzepts 2005 reagiert, in dem er betont, das Geschlechter*verhältnis* zu untersuchen, bedeute nicht nur Männer zu untersuchen. Er schlägt daher vor, dem Anteil von Frauen in der Konstruktion von Männlichkeiten mehr Aufmerksamkeit zu widmen. „Women are central in many of the processes constructing masculinities – as mothers, as schoolmates, as girlfriends, sexual partners and wives, as workers in the gender division of labor“ (Connell/Messerschmidt 2005, 848). Diese Aufzählung sollte man kritisch betrachten, sie beschreibt Frauen in einer ergänzenden Rolle und schwört Bilder herauf von Müttern, die ihre Söhne mit „Ein Indianer kennt keinen Schmerz“ zu Männern machen, Freundinnen, die auf antrainierte Muskelmasse stehen, und Sekretärinnen, die den Chef an den Geburtstag seiner Ehefrau erinnern. Connell verbleibt hier in einer auf Männer konzentrierten Perspektive, die er um die Erkenntnis erweitert, dass Männlichkeit auch von Frauen an Männer herangetragen wird, bzw. in der Arbeitswelt durch bipolare Konstruktionen und Zuschreibungen hergestellt wird, wie z. B. in dem Arbeitspaar Chef/Sekretärin.

Die von mir untersuchten Frauen gehen aber gerade nicht als Mutter, Freundin oder Putzfrau zum Fußball, sondern als Fan. Und dazu gehört es, sich an fantypischen Eigenschaften (die gesellschaftlich eher als männlich gelten) zu orientieren. So antwortet die 23-jährige Ergotherapeutin Kerstin auf die Frage nach ihren Vorbildern:

Also der Andi Dworschak [Spieler des OFC], der kämpft immer, der geht immer nach und ackert, und das finde ich schon ziemlich gut. Oli Kahn von der Einstellung her, (lacht) also ich bin kein Bayern-Fan, im Gegenteil, aber den finde ich von seiner sportlichen Einstellung richtig klasse. Weil der auf dem Platz alles gibt und auch die Mannschaft pusht und sagt 'Los jetzt, das machen wir jetzt noch, das holen wir noch'.

Kerstins Vorbilder im Fußball sind Männer. Die Eigenschaften, die sie an ihnen schätzt, wie Leistungswille, Direktheit, Ehrlichkeit, Aggression und Unerschrockenheit, gelten in der Fankultur als erstrebenswert und zugleich als männlich. Sie sind jedoch nicht exklusiv für Männer reserviert. Korinna (21 Jahre, Bankkauffrau) beschreibt, dass sie im Fanblock gelernt hat, ehrlich zu sein und ihre Aggressionen auszuleben, ohne dass die Umgebung daran Anstoß genommen hätte.

Das ist eigentlich auch ein Problem unserer Gesellschaft, ich versteh' nicht, dass man nicht einfach ehrlich zueinander sein kann, und ich glaub', man hätte viel weniger Probleme. Diese Schleimsur, die die meisten fahren, das verpacke ich nicht. Ich

glaube, die sollte man einfach mal alle packen und in ein Fußballstadion stellen, die sollten da ihre Aggressionen ausleben (lacht) und dann wäre es glaub ich hinterher viel, viel leichter. Und ich glaub, im Stadion kann man es einfach besser ausleben, ohne dass man irgendwelche Leute verschreckt, die damit nix anfangen können.

In diesem Zitat wird deutlich, dass die Regeln für die Akzeptanz von Aggression im Fanblock andere sind als in der umgebenden Gesellschaft. Korinna vertritt die Meinung, dass das Stadion auch als „Lebensschule“ funktioniert, in der man Verhaltensarten erlernen und erproben kann und anhand derer man lernt, besser zu verstehen, wie die Welt draußen funktioniert und wie sie zu verbessern wäre.

Frauen, die sich in der Fankurve durchsetzen, lernen, wie Männerbünde funktionieren, ein Wissen, das in einer patriarchal organisierten Gesellschaft für Frauen sicherlich sinnvoll ist; nicht nur für den Fußball, sondern auch für das Leben. Die Informationen über Wirkungsweisen und Strategien im Geschlechterverhältnis, die sie dadurch sammeln, nutzen sie auch außerhalb des Fußballs, z. B. um ihr Standing im Beruf zu verbessern. Eine der Interviewten weiblichen Fans verblüfft ihre Kollegen und Kolleginnen manchmal durch laut vorgetragene Argumente, und eine andere verschafft sich als Sozialarbeiterin durch ihr Fußballwissen und -auftreten in der Hauptschule Autorität. Korinna arbeitet bei einer Bank, dort ist Fußball ein übliches Montagmorgen-Thema. Aufgrund ihrer auffälligen Urlaubsplanung, die sich ausschließlich am Spielplan ihrer Mannschaft orientiert, hat es sich schnell herumgesprochen, dass sie Fan ist. Obwohl sie das nicht wollte, denn aus ihrer Fanperspektive empfindet sie die KollegInnen nicht als adäquate GesprächspartnerInnen:

Ich will gar nicht, dass jeder weiß, dass ich Fußballfan bin, dann gibt's auch nur noch dieses Thema und die meisten haben halt nicht so viel Ahnung und es gibt nix Öderes als mit einem über Fußball zu reden, der sich mit Fußball nicht auskennt, sondern nur meint, er hat Ahnung.

Ihr Wunsch, Beruf und Fußball zu trennen, wird nicht akzeptiert, stattdessen wird sie bei der Arbeit ständig auf ihren Verein angesprochen. Korinna findet es eher unangenehm und unangemessen, wie sich ihre KollegInnen auch während der Arbeit des Themas Fußball annehmen und selbstverständlich Fußballerlemente in einem anderen Kontext nutzen. Vor allem empfindet sie es als peinlich, wenn ihr Vorgesetzter, der sich wenig für Fußball interessiert, Fußballaccessoires während der Arbeit trägt: „Also schlimm, wirklich, [spricht sehr ernst] da hat mein Chef, Anzugträger, plötzlich einen Bayernschal um und lauter so blöde Sachen, geht's noch?“ Ihr Chef bringt hier durch die Kombination Fanschal und Anzug die beiden Welten „Bank“ und „Fußball“ locker zusammen.

Und noch eine weitere Interviewpartnerin berichtet von Männern, die Anzug und Fußballschal kombinieren, diesmal nicht bei der Arbeit, sondern auf dem Abschlussball der Tanzschule. Sie musste direkt nach dem Abpfiff eines wichtigen Aufstiegsplatz den Platz der Feierlichkeiten verlassen, um auf dem Ball zu erscheinen:

Ich bin dann nach Hause, schnell unter die Dusche, das Ballkleid angeschmissen und dann wieder los, und mein Vater war mit meinen Schwestern auf dem Berg¹¹ geblieben. Und mir hat das so in der Seele weh getan, weil die Jungs, die sind dann mit ihren Anzügen und den umgehängten Kickers-Schals zum Abschlussball gekommen, ja und ich in meinem Kleid, ey, ich konnte mir keinen Kickers-Schal umhängen, ja.

Der männliche Dresscode lässt Anzug und Fanschal zu, für Frauen hingegen sind Fanschal und Ballkleid bzw. Fanschal und Bankerinnen-Arbeitskleidung nicht schicklich, so der übereinstimmende Tenor der Aussagen. Die Übernahme von Fußballelementen in das Berufsleben hat für Frauen scheinbar andere Grenzen und Regeln als für Männer. Zwar können Frauen mit im Fußball erlernten männlichen Attributen in der Arbeitswelt punkten, und auch ihr Fußballwissen lässt sich strategisch einsetzen, aber sich als Frau einfach einen Schal umhängen und dadurch etwas kernige Männlichkeit in den Berufsalltag zu bringen, das geht nicht.

4. Schlussfolgerungen zur Erforschung hegemonialer Männlichkeit

Um hegemoniale Männlichkeit besser verstehen zu können, schlage ich vor, das Augenmerk auf zwei Untersuchungsaspekte zu richten: Erstens das Verhältnis unterschiedlicher Männlichkeiten zueinander in ihrer Relation zu untersuchen und nicht dabei stehen zu bleiben, sie als sich ablösende Konzepte zu beschreiben. Dann lässt sich zeigen, dass der Fußball, gerade weil er eine untergeordnete, rebellische, proletarische Männlichkeit promotet (und zwar sowohl in der Figur der Fußballmännlichkeit als auch in der Reservatsmetapher), dazu beiträgt, die unhinterfragte Vormachtstellung des Männlichen zu untermauern und hegemoniale Männlichkeit als „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis“ darzustellen, „welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet“, wie es in der Connellschen Definition von hegemonialer Männlichkeit heißt (Connell 2006, 98). So ließ sich in diesem Beitrag zeigen, dass die fußballtypische Verschränkung von ra-

tionaler Ökonomie und traditionellem Fußballethos vor allem in Zeiten einer vermeintlichen Krise zur Naturalisierung männlicher Überlegenheit beiträgt. Zweitens lohnt es sich, einen genaueren Blick auf Frauen und ihren Umgang mit Männlichkeiten zu werfen, denn, so meine während der Ethnographie gewonnene Überzeugung, wer etwas über Männlichkeit lernen möchte, tut gut daran Frauen, zu fragen. Deren vielfältige Antworten im Umgang mit Männlichkeiten könnten ein wichtiges Feld der zukünftigen Männlichkeitsforschung werden.

Anmerkungen

- 1 Für wichtige Hinweise und Diskussionen zu diesem Artikel danke ich Sylka Scholz, Nicole Selmer und Tanja Tan Tjhen.
- 2 Für meine Dissertation zum Thema Frauen in Männerdomänen habe ich über einen Zeitraum von drei Jahren im Fanblock der Offenbacher Kickers mittels teilnehmender Beobachtung geforscht und qualitative Interviews mit weiblichen und männlichen Fans geführt.
- 3 Thomas Kühne (2006) stellt für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg ein erweitertes Ideal von männlicher Kameradschaft fest, das nun auch Fürsorge und Familienersatz umfasst, zusätzlich zur Idealisierung heroisch-martialischer Männlichkeit. Diese Form der Kameradschaft entspricht ziemlich genau den Vorstellungen von idealer Freundschaft zwischen „echten Fans“ im Fanblock der Kickers, ganz ähnliche Ideale beschreibt Elena Konstantinidis für Schweizer Hooligans (2005) und Maya Apelt für Deutsche Bundeswehrsoldaten (2005).
- 4 Basis dieser Typenbildung ist Königs Untersuchung der offiziellen Repräsentanten der G14-Vereine (Bündnis der 14 wichtigsten/größten Fußballvereine in Europa) und der FIFA (Weltfußballorganisation).
- 5 Vgl. zur kritischen Auseinandersetzung mit der so genannten Krise der Männlichkeit: Feministische Studien 24/2: „Wie Phönix aus der Asche: Die Wiedergeburt des Mannes“.
- 6 Vgl. etwa die ZEIT-Folge „Was ist männlich?“ im Sommer 2006 oder die Äußerungen des FAZ Herausgebers Frank Schirrmacher zum Thema.
- 7 Der in vielen Arbeiten zu Fankulturen durchscheinende sozialromantische Blick der WissenschaftlerInnen auf vermeintliche Überreste einer proletarischen Kultur unterstützt ihre Tendenz zur Idealisierung des „Reservats“ (vgl. hierzu kritisch Dembowski 2007).
- 8 Rudolf Maresch antwortet in diesem Artikel auf ein Spiegel-Interview mit Peter Sloterdijk zur WM 2006 mit dem Titel „Ein Team von Hermaphroditen“ (DER SPIEGEL 23/2006), in dem Sloterdijk als „Ethnologe fremder Kulturen“ im Fußball angeblich die „Atavismen“ der Männlichkeit studiert. Im Stadion brauche sich der Mann nicht (mehr) zu schämen, dort könne er (wieder) sein, was er vor vielen Jahrtausenden gewesen sei: Jäger, so Sloterdijk sinngemäß.

- 9 Edgar Forster (2006) beschreibt diesen Mediendiskurs und bezeichnet die mediale Rede von der „Krise der Männlichkeit“ als „männliche Resouveränisierung“.
- 10 Für eine weitergehende Analyse dieser Zusammenhänge wäre es sicherlich hilfreich, näher zu untersuchen, wie Weiblichkeit hier an den Frauenkörper gekoppelt ist (vgl. Wagels in diesem Band).
- 11 „Berg“ ist die Kurzform für das Stadion der Offenbacher Kickers namens „Bieberer Berg“.

Literatur

- Apelt, Maja, 2005: Einige Überlegungen zu Militär, Kameradschaft und Familie. In: Kümmel, Gerhard (Hg.): Bundeswehr und Familie. Baden-Baden. <http://www2.hsu-hh.de/kuehl/apelt-militaer-kameradschaft.pdf> (Download: 12.10.2006).
- Adams, Natalie/Bettis, Pamela, 2003: Commanding the Room in Short Skirts. Cheering as the Embodiment of Ideal Girlhood. In: *Gender&Society*. 17. Jg. Heft 1, 73–91.
- Casale, Rita/Forster Edgar, 2006: Einleitung. Der neue Mann oder die Wiederkehr der Natur im Sozialen. In: *Feministische Studien*. 24. Jg. Heft 2, 185–192.
- Connell, Robert W., 2006: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen.
- Connell, Robert W./Messerschmidt, James, 2005: Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept. In: *Gender&Society*. 19. Jg. Heft 6, 829–859.
- Dembowski, Gerd, 2007: Vertheuelet. Vermeidbare Romantisierungen einer Männerfantasie. In: Dembowski, Gerd (Hg.): *Fußball versus Countrymusik*. Köln, 80–84.
- Forster, Edgar, 2006: Männliche Resouveränisierungen. In: *Feministische Studien*. 24. Jg. Heft 2, 193–207.
- König, Thomas, 2006: Akteure der „Professionalisierung“. Manager, Präsidenten, Oligarchen und die Ökonomie des Fußballs. In: Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hg.): *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Wien, 173–193.
- Konstantinidis, Elena, 2005: Frauen in der Hooliganszene. In: Hagel, Antje/Selmer, Nicole/Sülzle, Almut (Hg.): *gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht*. Frankfurt/Main, 115–135.
- Kühne, Thomas, 2006: Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert. Göttingen.
- Lehnert, Esther, 2006: Auf der Suche nach der Männlichkeit in der sozialpädagogischen Arbeit mit Fans. In: Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hg.): *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Wien, 83–97.
- Maresch, Rudolf, 2006: Meister der Plattitüde und des Ressentiments. Peter Sloterdijk guckt Fußball und denkt auch noch darüber nach. In: *Telepolis* 10.6.2006. <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/22/22855/1.html> (Download: 12.10.2006).
- Markovits, Andrei S., 2006: Fußball in den USA als prominenter Weg der Feminisierung. Ein weiterer Aspekt des „amerikanischen Sonderwegs“. In: Kreisky, Eva/

- Spitaler, Georg (Hg.): *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Wien, 255–276.
- Marschik, Matthias, 2003: *Frauenfußball und Maskulinität*. Münster/Hamburg/London.
- Scholz, Sylka 2007: Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hg.): *Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit*. Münster, 51–67.
- Schulz, Daniela, 2004: *Kurvengänge. Der erste Fußball-Roman einer Frau*. Köln.
- Selmer, Nicole, 2004: *Watching the Boys Play. Frauen als Fußballfans*. Göttingen.
- Sülzle, Almut, 2005: Fußball als Schutzraum für Männlichkeit? Ethnographische Anmerkungen zum Spielraum für Geschlechter im Stadion. In: Hagel, Antje/Selmer, Nicole/Sülzle, Almut (Hg.): *gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht*. Frankfurt/Main, 37–51.
- Wetterer, Angelika 2002: *Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion*. Konstanz.

Karen Wagens

„Der hatte 'ne Position – und ich hatte keine“.¹ Regulierungsweisen von Geschlecht in Erwerbsarbeitskontexten²

Vor nicht allzu langer Zeit verbanden sich intellektuelle Zielsetzungen der Frau fast ausschließlich mit einem manifest maskulinen Frauentyp, der in ausgesprochenen Fällen aus seinem Wunsche, ein Mann zu sein, kein Geheimnis machte. Dies hat sich heute geändert. Es wäre schwer zu sagen, ob die Mehrheit der heute in Berufsarbeit stehenden Frauen in der Art ihrer Lebensführung und ihres Charakters weiblich oder männlich ist. Man trifft im Universitätsleben, im ärztlichen Berufe und im Geschäftsleben beständig Frauen, die jede Erwartung vollkommener weiblicher Entwicklung zu erfüllen scheinen. Sie sind vorzüglich Gattinnen und Mütter, tüchtige Hausfrauen; sie führen ein geselliges Leben und fördern die Kultur; sie ermangeln nicht weiblicher Interessen z.B. in ihrer persönlichen Entwicklung. Wenn es darauf ankommt, können sie auch die Zeit finden, um in einem weiten Kreise von Verwandten und Freunden die Rolle eines hingebungsvollen, selbstlosen Mutterersatzes zu spielen. Zugleich erfüllen sie die Pflichten ihrer Berufe nicht schlechter als der Durchschnittsmann. Es stellt wirklich ein Problem dar, wie man diesen Typ psychologisch klassifizieren soll (Riviere in Gast 1996a, 241).

Diese Passage ist Teil eines wissenschaftlichen Textes aus dem Jahr 1929, der von Joan Riviere unter dem Titel *Womanliness as a Masquerade*³ veröffentlicht wurde. Die deutsche Übersetzung aus dem gleichen Jahr lautet *Weiblichkeit als Maske*⁴, wobei schon hier die komplexen Konnotationen, die in den Begrifflichkeiten liegen, zutage treten: *Masquerade* beinhaltet ein aktives, prozesshaftes Moment und referiert auf ein Tun, während *Maske* auf eine fixierte Oberfläche verweist, hinter der 'etwas' – die Frage ist dann, was – verborgen wird. Auch wird heute *Weiblichkeit* – in der deutschen Fassung – eher mit *femininity* übersetzt und ist kulturell konnotiert, während *womanliness* – in der Originalfas-

sung – eher auf *Frau-Sein* und eine biologische Dimension referiert. Innerhalb dieses begrifflichen Spannungsfeldes, das sowohl in Rivieres Text als auch in der Übersetzung angelegt ist, stellt sich die Frage nach dem Stellenwert und der Funktion des Körpers in der geschlechtlichen Selbst/Wahrnehmung und Kommunikation, der ich im Folgenden nachgehen werde: Gibt es 'hinter' einer derartig gefassten Maske einen vorgängigen Körper, der geschlechtlich bestimmbar wäre? Und was sollte diese geschlechtliche Bestimmung implizieren? Welche Be/Deutungen sind am Körper ablesbar – werden abgelesen oder ablesbar gemacht?

Im Folgenden werde ich an Rivieres Beobachtung die Dimensionen aufzeigen, die in der Konstituierung einer kohärenten Vorstellung von Geschlecht relevant sind (1.). Dabei geht es mir weder um eine Einordnung in zeitgenössische Diskurse noch um eine Diskussion des psychoanalytischen Konzepts der Maskerade als theoretisches Erklärungsmodell. Vielmehr werde ich anhand von Rivieres Beschreibung Dimensionen herausarbeiten, die sich im Sinne eines sex/gender-Systems theoretisch rekonstruieren lassen (2.): Demnach wird 'das Weibliche' als 'dem Männlichen' untergeordneter Pol beständig re/produziert – eine dichotome Vorstellung, die durch die Kopplung an körperliche Differenz zu relativer kultureller Autonomie gelangt. Diesen Gedankengang werde ich schließlich an eigenen empirischen Befunden schärfen (3.) und auf aktuelle Regulierungsweisen von Geschlecht in Erwerbsarbeitskontexten beziehen.

1. Erwerbsarbeit, Geschlechterdifferenz und Heteronormativität

Riviere spricht in ihrem Text von Berufsarbeit und bezieht sich dabei auf die Diskussion um den 'Frauentyp', der hier – in ihrer Aufzählung sind dies Berufe, die einer bürgerlichen Schicht zuzuordnen sind⁵ – tätig ist. Die Rede ist zunächst von einem Typ intellektueller Frau, dem zugeschrieben wird, einen „Wunsch, Mann zu sein“ nicht nur zu haben, sondern offen zu legen. Der Gedankengang ist komplex und lässt Fragen aufkommen: Woran wird der Wunsch, „Mann zu sein“ festgemacht? Was bedeutet „Mann zu sein“ – und wie zeigt sich, dass dieser Wunsch nicht verborgen wird? Die offensichtlich erwähnenswerte Tatsache, dass diese Frauen aus ihrem Wunsch „kein Geheimnis“ machen, kann dabei als Referenz auf ein Stigma⁶, ein Tabu gelesen werden.

Im Folgenden wird eine Veränderung konstatiert: Frauen in diesen Berufen zeigen jetzt, dass sie – auch – ihre 'als Frau' zu erfüllende gesellschaftliche Rolle ausüben. Die Rhetorik des „Geheimnisses“ setzt sich nun in einer Metapher des „Scheins“ fort: „Sie scheinen Erwartungen zu erfüllen“ – „wenn es darauf

ankommt, können sie“ – „sie ermangeln nicht“ – und es ist die Rede davon, „die Rolle des Mutterersatzes zu spielen“. Hier wird also eine Dimension der Außenwahrnehmung aufgemacht: Während vorher „der Wunsch“ auf eine Innerlichkeit referiert, geht es hier darum, „etwas“ zu zeigen – wir könnten auch sagen, die Kommunikation von „etwas“. Ohne hier konkrete historische Nachforschungen anstellen zu wollen, lässt sich spekulieren, in welchem Kontext sich diese Veränderung vollzogen hat: Sei es ein breiteres Spektrum an Frauen, die in Universitäten und in die Berufsarbeit Einzug gehalten haben, wodurch sich die Bandbreite möglicher „Typen“ vergrößert haben könnte. Seien es veränderte gesellschaftliche Strukturen, die bestimmten Frauen – der weißen bürgerlichen Mittelschicht, so ist bei der Aufzählung sogenannter „geselliger“ Tätigkeiten zu vermuten – ein Berufsleben neben den gesellschaftlichen Aufgaben ermöglichen. Diese Deutung verweist auf die – einer bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsorganisation inhärenten – Trennung von privater und öffentlicher Sphäre, wobei die öffentliche Sphäre Männern vorbehalten war und – so meine These – nach wie vor männlich kodiert ist.⁷ Nur vor diesem Hintergrund kann das Thema ‘Frauen in Berufsarbeit’ zum diskussionswürdigen und immer wieder unter Legitimitätsdruck geratenden Phänomen werden.

Auf die zunehmende Präsenz von Frauen im Erwerbsarbeitsleben wird heute insbesondere in systemtheoretischen Ansätzen zur Geschlechterdifferenz hingewiesen: Über gesellschaftsstrukturelle Veränderungsprozesse in Richtung funktionaler Differenzierung stelle sich zunehmend eine Situation ein, in der Frauen und Männer miteinander konkurrieren. Diese Situation werde abgedämpft durch ein *gendering* – hier verstanden als ein „Aktivieren geschlechtstypischer Asymmetrien“ (Pasero 2003, 120) – wodurch sich eine stabile Arbeitsorganisation herstelle.

Riviere verfolgt zunächst einen anderen Gedanken, wenn sie betont, es stelle „wirklich ein Problem dar, wie man diesen [nun zu beobachtenden Frauen-, KW] Typ psychologisch klassifizieren soll“ (Riviere 1996 (1929), 103). Es geht also um eine – psychologische – Klassifizierung und damit verbunden um die Einschätzung einer Person, die wesentlich an ihre geschlechtliche Performance gekoppelt ist. Aufgrund des Kontextes, in dem der Text steht, lese ich diesen Satz mit einem ironischen Unterton: Der Text wurde als Antwort auf ein Klassifikationssystem verfasst, das ihr Kollege Ernest Jones hinsichtlich weiblicher Entwicklungstypen entworfen hatte. Mit diesem Kollegen verband sie nicht nur ein gemeinsames Arbeitsfeld – die psychoanalytische Wissenschaft –, sondern auch ein ungeklärtes persönliches Verhältnis zu Beginn ihrer Karriere. Aus dieser Situation heraus entstand eine langanhaltende Konkurrenzbeziehung, in der

der Kollege u.a. mit einem „wiederholt betonten Bestehen auf Rivieres männlich identifizierten Selbstentwurf“ (Gast 1996b, 83) antrat. Auch hier wieder erscheint das Öffentlichmachen eines ‘männlich identifizierten Selbstentwurfs’ als Stigma, das quasi als Waffe einsetzbar ist.

Aufgrund dieses Kontextes wird *Womanliness as a Masquerade* auch als selbstanalytische bzw. autobiographische Schrift gelesen. Rivieres Ansatz, sich dieses ‘Frauentyps’ anzunehmen und ihr Versuch, ihn zu klassifizieren, kann als – ironische – Erwidern und Selbstermächtigung gelesen werden. In Form einer Fallanalyse versucht sie nun „zu zeigen, dass Frauen mit Männlichkeitswünschen zur Vermeidung der Angst und der vom Manne gefürchteten Vergeltung eine Maske der Weiblichkeit anlegen können“ (Riviere 1996 (1929), 102). Was hier zur Debatte steht, sind *nicht* die so genannten ‘Männlichkeitswünsche’ von Frauen – wobei noch genauer zu eruieren sein wird, worin diese bestehen. Riviere problematisiert vielmehr die Folgen daraus, die sie als ‘Angst vor Vergeltung’, an anderer Stelle als „Befürchtung, etwas Ungehöriges getan zu haben“ (Riviere 1996 (1929), 103) beschreibt. Eine „Maske der Weiblichkeit“ anzulegen, erscheint in dieser Darstellung als Form der Bewältigung einer bedrohlichen Situation.

In ihrer Fallanalyse beschreibt sie eine Frau, die „trotz ihres zweifellosen Erfolges und ihrer Begabung – sowohl was ihre produktive Arbeit wie auch ihre Fähigkeit, mit einer Hörerschaft fertig zu werden und Diskussionen zu leiten usw. betraf – [...] während der darauffolgenden Nacht aufgeregt und ängstlich“ (ebd.) war. Riviere beobachtet bei dieser Frau einen – in ihren Worten – „außerordentlichen“ Widerspruch: zwischen einer „hochgradig unpersönlichen und objektiven Einstellung während der intellektuellen Leistung“ (Riviere 1996 (1929), 104) und einer Haltung des „Kokettierens und Flirtens“ (ebd.) unmittelbar nach öffentlichen Auftritten, die sich auf einen spezifischen Männertyp richtete.

Die Dichotomie, die hier aufgemacht wird, bezieht sich auf eine intellektuelle Leistung und ein – heterosexuelles – Verhalten, das an diesem Ort seltsam deplaziert erscheint und von Riviere als „zwangsmäßige Umkehrung ihrer intellektuellen Leistung“ (Riviere 1996 (1929), 105) gedeutet wird. Während ersteres abgesichert ist durch das „räumlich-soziale Setting und das öffentliche Ritual des Vortrags“ (Benthien 2003, 38), verweist der nachfolgende Masquerade-Effekt auf einen Ort, „wo die binäre und oppositive Ordnung der Geschlechter in der symbolischen Ordnung erscheinen *soll*“ (Funk 1995, 20; Herv. KW). Riviere setzt ihre Beobachtung in Bezug zu einem von Jones skizzierten ‘Typus’: einer „Gruppe homosexueller Frauen, welche die ‘Anerkennung’ ihrer

Männlichkeit durch andere Männer wünschen, *ohne sich für andere Frauen zu interessieren*, und den Anspruch darauf machen, den Männern gleich zu sein, in anderen Worten: Mann zu sein“ (Riviere 1996 (1929), 104; Herv. KW). In ihrer Fallbeschreibung sei der Frau die ‘Erbitterung’ – über die „Zumutung, dass sie nicht ihresgleichen sein könnte“ (ebd.) – zwar bewusst, aber sie hüte sich davor, ihr Ausdruck zu geben: „öffentlich anerkannte sie ihre Weiblichkeit“ (ebd.). Dass hier also ‘Frau-Sein’ unter Beweis gestellt werden muss, verweist auf die Wirkweise einer heterosexuellen Matrix, in der Geschlecht nur als dichotom, sich gegenseitig ausschließend und sexuell aufeinander bezogen gedacht werden kann (vgl. Wagenknecht 2004): Frau-Sein wird in diesem Fallbeispiel über das ‘Zeigen’ einer spezifischen Weiblichkeit hergestellt, die die sexuelle Ausrichtung auf das andere Geschlecht beinhaltet.

Rivieres Text wurde von Judith Butler in *Gender Trouble* ausführlich und kritisch besprochen – insbesondere aber diese letzte Passage, indem Butler die Frage danach stellt, ob Riviere die Homosexualität der maskierten Frau, die sie beschreibt, „bewusst“ sei. Butler zufolge gebe es keine eindeutige Lesart von Rivieres „Darstellung einer Spielart weiblicher Homosexualität, die gerade *kein* Begehren in Bezug auf Frauen ist“ (Butler 1991, 87). Wird der „Wunsch, Mann zu sein“ dahingehend interpretiert, den Platz des männlichen Subjekts einzunehmen, also „die Stellung des Vaters als Sprecher, Leser und Schreiber innerhalb des öffentlichen Diskurses, d.h. als Verwender der Zeichen im Gegensatz zum Zeichen- oder Tauschobjekt“ (Butler 1991, 85), so erschöpfe sich dieser Wunsch bei Riviere in einer bloßen Verschiebung. Butler schließt hieran mit der Frage an, „welcher sexuellen Phantasie diese Aggression [Mann zu sein, KW] dient und welche Sexualität sie autorisiert“ (Butler 1991, 89).

Diese Fragen bleiben in Rivieres Text, der in einem Denkmodell des Kastationskomplexes gehalten ist und einer heteronormativen Logik verpflichtet bleibt, offen. Da es mir nicht darum geht, tiefer in die Diskussion von Rivieres Text und seine komplexe psychoanalytische Argumentation⁸ einzusteigen, möchte ich an dieser Stelle nur einen Gedanken Rivieres aufnehmen und daran weitere Überlegungen zur Bedeutung geschlechtlicher Selbst/Wahrnehmung anschließen:

Der Leser [sic! KW] mag nun fragen, wie ich denn Weiblichkeit definiere oder wo ich die Grenze zwischen echter Weiblichkeit und solcher Maskerade ziehe. Ich behaupte jedoch keineswegs, dass es einen solchen Unterschied gäbe; ob fundamental oder oberflächlich – es handelt sich um dieselbe Sache (Riviere 1996 (1929), 106).

Weiblichkeit als fundamental und/oder oberflächlich⁹ – hier führt sie die Implikationen ihres Konzepts der Maskerade, das sich in einem Begriffsfeld von

‘Sein’ und ‘Schein’, von ‘Wahrheit’ und ‘Lüge’, von ‘Wirklichkeit’ und ‘Spiel’ bewegt (vgl. Bettinger/Funk 1995), wieder zusammen. Butler analysiert Rivieres Text als „eine Möglichkeit, die Frage nach dem, was durch die Maskerade maskiert wird, neu zu betrachten“ (Butler 1991, 87). Auf diese Überlegungen, die in einer „diskursiven Erklärung der kulturellen Hervorbringung der Geschlechtsidentität“ (Butler 1991, 88) münden, sei an dieser Stelle nur verwiesen. Mit Funk lässt sich festhalten:

Maskerade als Verhüllung heißt einerseits dasjenige, was sich hinter der Maske verbirgt, erst mit den Attributen der Eigentlichkeit und des Essentiellen auszustatten, andererseits wird die Verhüllung zum einzig Zugänglichen und Sichtbaren, das Uneigentliche wird zum Modus der (Re)Präsentation (Funk 1995, 18f.).

Wenn also die Möglichkeit einer ‘wesenhaften’ Bestimmung von Weiblichkeit resp. Männlichkeit auf diese Weise ad absurdum geführt wird, worauf bezieht sich dann diese Kategorisierung? Wenn sich also – wie von Riviere aufgezeigt – Weiblichkeit nicht mehr als eine Repräsentanz von etwas darstellt, eine ‘Schimäre’, wie Lilli Gast in ihrer Interpretation des Textes ausführt, „die letztlich nicht oder nur als Idee existent ist“ (Gast 1996b, 86) – wie kommt es dann, dass sich diese Idee im Alltagsleben so hartnäckig hält? Ich lese den Text Rivieres als Beleg für die enorme Regulierungskraft, die gesellschaftliche Kategorien und Begriffe an und mit Körpern entfalten. Im Folgenden wird es darum gehen, die Wirkmacht und Beständigkeit gesellschaftlicher Vorstellungen von Geschlecht zunächst theoretisch zu rekonstruieren und schließlich anhand meines empirischen Materials zu diskutieren.

2. Gleichheitstabu, imaginäre Zeichen und Körper

Riviere scheint bemerkenswert genau zu wissen, wer hier Frau und wer Mann ist, trotz oder gerade wegen einer gezeigten – und von allen lesbaren – Weiblichkeit oder Männlichkeit. Folgen wir einer poststrukturalistischen Interpretation, so bezieht sich der „Wunsch, Mann zu sein“ auf den gesellschaftlichen Ort einer ‘Sprechposition’, und seine Einnahme durch Frauen wird – ganz im Sinne aktueller systemtheoretischer Beobachtungen – ‘abgedämpft’ durch ein *gendering*: das Aktivieren geschlechtsspezifischer Codierungen. Die auf diese Weise re/produzierte bipolare Kohärenz von Geschlecht schafft erst die Bedingungen einer Unterscheidbarkeit und somit einer Asymmetrisierung.¹⁰ In diesem Sinne beschreibt Chantal Mouffe das empirische Phänomen der Geschlechterdifferenz nicht etwa als Ausdruck eines vorgängigen Antagonismus, sondern als Effekt eines – gesellschaftlich konstituierten – Sex/Gender-Systems: „which

defines not only the characteristics of ‘masculinity’ and ‘femininity’, but also the type of relation between them“ (Mouffe 1983, 140).

Die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern ist immer sozial konstruiert und kein Produkt biologischer Unterschiede – mit dieser These beruft sie sich auf die Anthropologin Gayle Rubin, die bereits 1975 in der Auseinandersetzung mit den strukturalistischen Theorien von Lévi-Strauss und Freud (gelesen durch Lacan) eine Theorie der ‘politischen Ökonomie von Geschlecht’ entwickelt hat. Das Sex/Gender-System einer Gesellschaft stelle demnach „eine Reihe von Ordnungen dar, durch die eine Gesellschaft biologisches Geschlecht in Produkte menschlichen Handelns verwandelt und innerhalb dessen diese verwandelten geschlechtlichen Bedürfnisse befriedigt werden“ (Rubin 2006 (1975), 70f.). Sie spricht von der „Auferlegung sozialer Ziele auf einen Teil der natürlichen Welt“ (Rubin 2006 (1975), 85f.) und beschreibt die Unterordnung von Frauen als „Produkt der Verhältnisse, unter denen Sex und Gender organisiert und produziert werden“ (Rubin 2006 (1975), 86).

Eine dieser Ordnungen ist die geschlechtlich motivierte Arbeitsteilung, die über verschiedene historische Zeiten und kulturelle Räume hinweg beträchtlich variiere. Schon Lévi-Strauss sehe dies als Indiz, dass die Teilung von Arbeit nach Geschlecht „nicht einer biologischen Spezialisierung entspricht, sondern einen anderen Zweck haben muss“ (Rubin 2006 (1975), 87). Die Arbeitsteilung nach Geschlecht wird nun von Rubin als „Gleichheits-Tabu“ gelesen,

als Tabu gegen die Gleichheit von Männern und Frauen, als Tabu, das die Geschlechter in zwei sich gegenseitig ausschließende Kategorien aufteilt, und als Tabu, das die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern zuspitzt und dadurch Gender hervorbringt. Die Arbeitsteilung ist auch ein Tabu gegen geschlechtliche Verbindungen, die anders sind als die, die aus einem Mann und einer Frau bestehen, und schreibt somit heterosexuelle Ehen vor (ebd.).

Gender sei vor diesem Hintergrund keinesfalls Ausdruck natürlicher Unterschiede, sondern „Unterdrückung natürlicher Ähnlichkeiten“ (Rubin 2006 (1975), 88).¹¹

Chantal Mouffe beschreibt – im Anschluss an Gayle Rubin – die diskursive Konstruktion des Sex/Gender-Systems als eine Kopplung gesellschaftlich konstruierter Bedeutungen an Anatomie:

It clearly indicates that the problem is the way women are constructed qua women as necessarily subordinate because of the attribution of a devalorised conception of ‘femininity’ to female anatomical differences (Mouffe 1983, 141).

Obwohl sie von einer Heterogenität an Praktiken, Diskursen und Institutionen ausgeht, in denen das Sex/Gender-System einer Gesellschaft kontinuierlich

produziert und reproduziert wird, weist sie darauf hin, dass diese Vielfalt nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass all diese Konstruktionsprozesse sexueller Differenz darauf hinauslaufen, das Weibliche als untergeordneten Pol zum Männlichen zu konstruieren. Auf diese Weise werde eine Art *common effect* erzeugt:

Once the connotation between the female sex and the feminine gender has been established and the specific characteristics have been attributed to the feminine gender, this ‘imaginary signifier’ produces very concrete effects in different social practices (ebd.).

Mouffe unterscheidet hier zwischen ‘Unterordnung’ als einer allgemeinen Kategorie, die das Ensemble von Bedeutungen, das ‘Weiblichkeit’ konstituiert, durchzieht, und der autonomen und ungleichen Entwicklung unterschiedlicher Praktiken, die konkrete Formen der Unterordnung hervorbringen:

The latter are not the expression of an immutable feminine essence but in their construction the symbolism linked in a given society to the feminine condition plays a fundamental role. In turn, the different forms of concrete subordination contribute to the maintenance and reproduction of that symbolism (ebd.).

Aus dieser theoretischen Konzeption möchte ich drei Punkte für die folgende Analyse festhalten:

- das Gleichheitstabu nach Gayle Rubin als machtvolle Unterdrückung „natürlicher Ähnlichkeiten“,
- die Kopplung eines gesellschaftlichen Konzepts von ‘Weiblichkeit’ resp. ‘Männlichkeit’ an anatomisch differenzierte Körper sowie
- der Blick auf symbolische und konkrete Praktiken, die in einer Art Zirkel ‘das Weibliche’ als ‘dem Männlichen’ untergeordneten Pol beständig re/produzieren.

Vor diesem Hintergrund betrachte ich Codierungen als ‘weiblich’ resp. ‘männlich’ als ‘imaginäre Zeichen’, die sich am und mit dem Körper realisieren.¹² Meine These lautet, dass erst über die – gesellschaftliche – Zweiteilung eines Feldes multipler Körper eine derart strenge und alle Ebenen durchwirkende Segregation wie auch Hierarchisierung nach Geschlecht, wie sie in empirischen Studien beschrieben werden, überhaupt möglich ist – und wiederum jene Zweiteilung bestätigt. Mir geht es darum, den Blick auf Regulierungsweisen dieser zweigeschlechtlichen Ordnung zu lenken, um – im Anschluss an Michel Foucault – danach zu fragen, „inwieweit es möglich wäre, ‘anders zu denken’“ (Certeau 1991, 228).

3. sex/gender at work: Vereindeutigungen und ihr notwendiges Scheitern

Um die Funktionsweisen eines so gefassten sex/gender-Systems wie auch Prozesse der Umdeutung und Re/Produktion von Geschlechtlichkeit in den Blick zu nehmen, beziehe ich mich auf Expert_innen-Interviews mit Personen¹³, die sich selbst in einem Transgender-Spektrum verorten und hier Gruppen und Treffpunkte organisieren oder aktives Networking betreiben. Trotz unterschiedlicher Motivationen, identitätspolitischer Ausrichtung und Positionierung kann die bewusste Auseinandersetzung mit Geschlechtlichkeit und die Schaffung eines kollektiv instituierten, öffentlichen Raums als Gemeinsamkeit in den Interviews angesehen werden.¹⁴ Eine Analyse der politischen Dimensionen, der implizierten Selbstverhältnisse und „Wissensweisen von Geschlecht“ (vgl. Schirmer 2007a) kann an dieser Stelle nicht geleistet werden.¹⁵ Vielmehr konzentriere ich mich im Folgenden auf die Regulierungsweisen von Geschlecht, wie sie in Form normativer Erwartungen an Weiblichkeit resp. Männlichkeit in Erwerbsarbeitskontexten zum Ausdruck kommen. Dabei werde ich mit Bezug auf die eingangs zitierte Beobachtung Rivieres zwei Konstellationen herausgreifen, in denen die symbolische Macht von Sprache auf einer Ebene konkreter Praktiken spürbar (gemacht) wird.

Karo ist eine Person, die von sich sagt:

Eigentlich ist es – von meinem Mensch-Sein her – mehr oder weniger egal, ob ich jetzt ein Mann oder eine Frau wär’ – für mich *selber*.¹⁶ Natürlich – natürlich reagieren die Leute unterschiedlich auf einen (Karo, 11).

Karo organisiert einen Drag King-Stammtisch: Hier treffen sich Personen, denen in der Regel ein weibliches Geschlecht zugewiesen ist, die aber – je nach Kontext und Konstitution mit mehr oder weniger Aufwand – als Mann ‘durchgehen’ bzw. gelesen werden (vgl. Schirmer 2007b). Ihre Erfahrung während eines Praktikums im sozialarbeiterischen Bereich ist geprägt von einer Verbundenheit, die sie teilweise den männlichen Jugendlichen gegenüber verspürt, die aber in der Folge durch Prozesse der Sexualisierung ihrer Person verunmöglicht wird:

[...] dass ich dann zum Teil so ‘ne Art männliche Kameradschaft oder männliche Zuneigung unter heterosexuellen Männern zu denen schon auch – von *mir* aus gesehen jetzt – zum Teil *verspürt* habe, so was Kumpelhaftes, männlich Kumpelhaftes. Aber das ist – ja, ich fand es dann halt blöd, immer so in diese sexualisierte *Ecke* geschoben zu werden. Also das war schon ‘ne Erfahrung, aber ich würde sie nicht noch mal machen [lachend] wollen, so (Karo, 41).

Zu dieser Sexualisierung gehören zum einen Referenzen auf ihren Körper, dem – trotz oder gerade wegen männlich konnotierter und sichtbar belassener Zeichen wie das „Oberlippenbärtchen“ (Karo, 40) – heteronormativ weibliche Praktiken¹⁷ zugeschrieben werden, und zum anderen ihr zugewiesene Tätigkeiten wie Putzarbeit, die von den Jugendlichen als weiblich konnotiert und ‘Üben für später’ aufgegriffen werden. Beide Strategien¹⁸ zielen auf eine Verweiblichung ihrer Person, die jedes Agieren und Spüren jenseits dieser Position verunmöglicht:

[...] ich hatte in dem Moment das Gefühl – ich will mich jetzt von diesen – blöden – Jungs distanzieren. So. Und will *dann* – wirklich – einfach nur – *Frau* sein, und jetzt nicht unbedingt Mann sein. In dem Moment, so. Weil ich will nichts, jetzt nichts wirklich mit denen gemeinsam haben (Karo, 41).

In diesen Situationen ist Männlichkeit¹⁹ nur in Verbindung mit Sexismus und Abwertung von Frauen denkbar und führt nicht nur zu einer Distanzierung von „diesen Jungs“ – trotz Gefühlen der ‘männlichen Zuneigung unter heterosexuellen Männern’, die sie ja auch beschreibt – sondern vielmehr zu einer Selbstpositionierung als ‘Frau’. Da sie diese Selbst/Wahrnehmung nicht ungebrochen²⁰ teilt, kommt sie – im Vergleich zu einer „männlichen Honorarkraft“ – zu dem Schluss: „Der hatte ‘ne Position, und ich hatte keine“ (Karo, 41).

Karo führt diesen Eindruck zunächst auf den Statusunterschied zurück, den eine Honorarkraft im Vergleich zu einer Praktikantin hat. Auf mein Nachfragen jedoch, worin sich dieser Statusunterschied äußert, wird deutlich, dass es konkrete Praktiken wie das wöchentliche Fußballspielen mit den „Jungs“ sind, in denen sich die Position des Kollegen herstellt. Auf meine Überlegung, das hätte sie ja auch machen können, stellt sich heraus, dass das gemeinsame Fußballspielen für sie vorstellbar war, sich der Ausschluss dann aber über das anschließende Duschen vollzog:

Ich hätte wahrscheinlich *nicht* in Ruhe in meiner Frauenumkleide duschen können oder so. Die hätten mich trotzdem auf diese sexuelle Art und Weise wahrgenommen, und deshalb wär’ das nicht gegangen (Karo, 42).

Während hier also potentielle Ähnlichkeit machtvoll unterdrückt – oder ‘Weiblichkeit’ gewaltvoll hergestellt wird, muss umgekehrt die Kohärenz geschlechtlicher Positionen auch über Ähnlichkeiten immer wieder hergestellt werden. Diese Erfahrung beschreibt Doris, die damals noch „als Mann“ sehr erfolgreich im „gehobenen Industriegeschäft“ tätig war. Sie befand sich beruflich auf einem steilen Weg nach oben, was in jährlichen Karriereplanungsgesprächen zum Ausdruck kam. Mit jeder erklommenen Sprosse allerdings wurde die

Situation schwieriger, denn Doris hat damals schon – im Privaten – eine Form von Weiblichkeit gelebt. Die damit klar unterschiedenen Seinsweisen machen sich auch hier auf einer körperlichen Ebene bemerkbar:

Das war also so, dass ich, wenn ich morgens dann in der Firma dort war und hatte da irgend 'ne Sitzung zu leiten, und ich saß dann noch so, es gibt ja eben so Verhaltensmuster – wie man 'ne Zigarette hält. Wie man vielleicht die Beine überschlägt. Und ich kam ja praktisch aus einer solchen Art, die gar nicht mal übertrieben war, aber es is' 'n bisschen anders. Und hab dann da *so* gegessen, aber mit Schlips und Kragen, und hab dann gemerkt: ooh, die gucken alle so komisch. Und dann hab ich mich so hingesezt [spielt: haut laut auf den Tisch – mit sehr tiefer lauter Stimme:] Und *jetzt* müssen wir *hier* – [wie vorher – mit dunkler weicher Stimme:] und hab dann also – [lachen beide] ne? Also praktisch die Rolle dann noch mal, die andere, überdramatisiert. Damit da eben dieser Verdacht – ja, das wird eben – *wenn* du als *Mann* gekleidet bist und gibst dich so mit 'nem *Hauch*, wie du dich vielleicht üblicherweise – als gesellschaftlich determiniertes *Frau*-Verhalten an den Tag legst, dann bist du – 'ne *Tun-te!* – kommste in die Nähe. [...] Aber selbst diese Kleinigkeiten – *sind*, wenn du da sitzt, in einem blauen Anzug mit Schlips, ist das – auffällig (Doris, 6).

Innerhalb dieser Organisation mann-männlicher Körper muss Weiblichkeit auf massive Weise ausgegrenzt bleiben: Eine angstbesetzte und verletzende Bezeichnung (vgl. Butler 2006) erscheint – auch wenn sie nicht ausgesprochen wird – als Mittel, Personen in ihre Schranken zu verweisen und die Grenzen des Passenden aufzuzeigen – zumal auf einer Ebene des höheren Managements, auf der sich die beschriebene Szene abspielt. Tatsächlich ist der Handlungsraum dermaßen eng, dass nur ein entweder-oder geht: Es ist die Entscheidung für ein Doppelleben – die Ausgrenzung des 'Weiblichen' in die Sphäre des 'Privaten' – oder ein 'outing' – mit allen Konsequenzen, die das in der Regel hat: „und dann ist gesagt worden: [...] eine Position, die *S-i-e* haben, hat ja noch nicht mal eine normale Frau in unser'm Unternehmen“ (Doris, 4).

Gesellschaftliche Positionen re/produzieren sich über bestimmte Formen eindeutiger und kohärenter Männlichkeit resp. Weiblichkeit, die sich auf einer körperlichen Ebene realisieren. Diese gesellschaftliche Hervorbringung vergeschlechtlichter Körper vollzieht sich über eine naturalisierte Vorstellung von Geschlecht und Prozesse der Dichotomisierung, so dass die These Rubins aus dem Jahr 1975 ihre Aktualität behält: „wir sind nicht als Frauen unterdrückt, sondern davon, dass wir Frauen sein müssen, oder Männer, je nachdem“ (Rubin 2006 (1975), 109). Schon Riviere diskutierte nicht allein die Frage des Ein schlusses von Frauen in die Sphäre der (bürgerlichen) Erwerbsarbeit, sondern die damit verbundene vergeschlechtlichte Performance. Prozesse der Segregierung und Hierarchisierung vollziehen sich über eine „geregelt Darstellung von

Geschlecht“ (McDowell 2000, 206), in der symbolisch konstituierte Positionen durch die Kopplung an anatomisch differenzierte Körper re/produziert werden. In diesem Sinne lassen sich „die normativen Vorschriften, die Weiblichkeit (oder entsprechend Männlichkeit) in einem Arbeitsverhältnis regulieren, [...] auch als breitangelegte gesellschaftliche Übung verstehen, sich 'als Frau' oder 'als Mann' zu verhalten“ (Boudry u.a. 2000, 25).

Die hier kursorisch angeführten Erfahrungen in Erwerbsarbeitskontexten verwandeln die Frage nach der Möglichkeit, „anders zu denken“, in eine Notwendigkeit: Was sich in den Interviews nachzeichnen lässt, sind Prozesse der Inkorporierung von Weiblichkeiten und Männlichkeiten – mit Momenten der produktiven Umarbeitung. Dabei wird auch ein „desire for gender“ (Wiegman 2006) sichtbar – mit den unterschiedlichen Effekten, die dieses Begehren hat. Die Beschreibungen können gelesen werden als Beleg für eine enorme Regulierungskraft, die über Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit auf einer körperlichen Ebene wirksam wird, ebenso wie für die hierarchische Anordnung des Weiblichen als untergeordneter Pol zum Männlichen. Diese Erzeugung eines 'common effect' aber wird durchkreuzt von vielfältigen Bewegungen – auf die es sich lohnt, den Blick zu richten.

Anmerkungen

- 1 Zitat aus einem von mir geführten Interview (s.u.).
- 2 Mein Dank geht an Trixi Schwarzer und Mica Wirtz für feedback und anregende Diskussionen.
- 3 In: The International Journal of Psycho-Analysis, 1929, 19, 303-313; deutsche Übersetzung in: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 1929, 15, 285-296, sowie Almanach der Psychoanalyse, 1930, 190-204 (zitiert in Gast 1996a, 241).
- 4 Ich beziehe mich hier auf die Fassung der zeitgenössischen Publikation, wie sie von Lilli Gast (1996a) in ihrem Band *Joan Riviere. Ausgewählte Schriften* übernommen wurde. Zwei Jahre zuvor erschien die Anthologie *Weiblichkeit als Maskerade*, herausgegeben von Juliane Weissberg (1994), die eine eigens übersetzte – und schon im Titel neu akzentuierte – Fassung des Originaltextes enthält.
- 5 Zu den Diskussionen um lohnarbeitende Frauen im proletarischen Milieu, in denen die 'Männlichkeit' von Minenarbeiterinnen im viktorianischen England verhandelt wurde, vgl. Lorenz (2007).
- 6 Im Sinne Goffmans (1975) erscheint hier der „Wunsch, Mann zu sein“ bei Frauen als Abweichung von normativen Erwartungen, die gesellschaftlich als „rechtmäßig gestellte Anforderungen“ (Goffman 1975, 14) instituiert sind.
- 7 Auf die bemerkenswerte Kontinuität dieses Denkmusters verweist etwa Weinbach (2003), indem sie anhand aktueller empirischer Studien im Bereich Erwerbsarbeit

- aufzeigt, „dass weiblichen Personen, im Unterschied zu männlichen Personen, stets auf Haus und Familie bezogene externe Rollenverpflichtungen unterstellt werden – was in negativer Weise auch für die sogenannten ‘modernen’ Frauen gilt: Bei ihnen wird das Nichtvorhandensein der entsprechenden Rollenübernahme stets mitregistriert“ (Weinbach 2003, 153, vgl. auch Ehnis und Correll in diesem Band).
- 8 Zur kritischen Diskussion feministischer Versuche, im Kontext psychoanalytischer Theoriebildung ein aktives und explizit sexuelles weibliches Begehren – konkreter: bezogen auf Frauen – zu denken, vgl. Grosz (1997).
 - 9 Zur Diskussion des Maskerade-Konzepts und seiner Implikationen – auch in Bezug auf Männlichkeit – vgl. die differenzierte Analyse von Heath (1986).
 - 10 So verweist etwa Maihofer auf den „engen dialektischen Zusammenhang von Diskriminieren/Unterscheiden und Diskriminierung/Unterdrückung“ (Maihofer 1994, 260); auch systemtheoretische Ansätze gehen von der Logik einer Gleichursprünglichkeit der Unterscheidung und Asymmetrisierung aus (vgl. Luhmann 2003).
 - 11 Auf eine Diskussion des von Rubin verwendeten Naturbegriffs muss an dieser Stelle verzichtet werden; in meiner Dissertation beziehe ich mich auf feministische Körperkonzeptionen, die innerhalb materialistischer Ansätze die Dualismen modernen Denkens zu überschreiten suchen (Grosz 1994; Gatens 1995, 1996; Fausto-Sterling 2002).
 - 12 Zum Begriff der Realisierung von Bedeutung vgl. Braun (2006, 29).
 - 13 An dieser Stelle mein herzlicher Dank für die Bereitschaft und das Interesse, meinen Fragen zu *sex/gender at work* gemeinsam nachzugehen. Die Namen der interviewten Personen wurden verändert.
 - 14 Ich bin zielgerichtet auf Personen zugegangen, die ich als Expert_innen bezeichne, da sie Gruppen oder Treffpunkte organisieren und in diesem Sinne aktiv auf die Handlungsbedingungen anderer einwirken (vgl. Bogner/Menz 2005). Kriterium für dieses *theoretical sampling* waren geschlechtliche Positionierungen, die ein Spektrum gelebter Weiblichkeiten resp. Männlichkeiten abdecken. Das Sample umfasst fünf Personen, mit denen ich problemzentrierte Interviews geführt habe, d.h. ich bin mit ihnen in einen Dialog getreten, bei dem es schon während des Interviews darum ging, einen gemeinsamen Sinnhorizont zu schaffen (vgl. Witzel 2000).
 - 15 Hierzu sei auf meine Dissertation *Geschlecht als Arte/Fakt – Regulierungsweisen von Geschlecht in Erwerbsarbeitskontexten* (Arbeitstitel) verwiesen. Darin geht es mir um Prozesse der Aneignung, Reflektion und Umarbeitung von Geschlechtlichkeit wie auch um damit verbundene politische Dimensionen der Wissensproduktion. Ein Schwerpunkt in den Interviews lag auf Wahrnehmungen und Erfahrungen in Erwerbsarbeitskontexten.
 - 16 Kursivdruck in den angeführten Zitaten bedeutet starke Betonung durch die Gesprächspartner_in.
 - 17 Zur Wirkweise der heteronormativen Matrix bei drohender ‘Vermännlichung’ im Feld des Frauenbodybuildings vgl. Wirtz (2008).
 - 18 Zum Einsatz dieser Strategien als Mittel der Degradierung auch zwischen Männern vgl. Bereswill (2007).

- 19 Zur Aneignung und Umarbeitung von ‘Maskulinität’ vgl. Engel (2000) und Halberstam (1998).
- 20 Zur Prekarität von Subjektpositionen und damit einhergehender Mobilisierung gesellschaftlicher Plätze vgl. Lorenz/Kuster (2007) und Kuster in diesem Band.

Literatur

- Benthien, Claudia, 2003: Das Maskerade-Konzept in der psychoanalytischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung. In: Benthien, Claudia/Stephan, Inge (Hg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln, 36-59.
- Bereswill, Mechthild, 2007: Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster, 101-118.
- Bettinger, Elfi/Funk, Julika, 1995: Vorwort. In: Bettinger, Elfi/Funk, Julika (Hg.): Maskeraden. Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung. Berlin, 7-14.
- Bogner, Alexander/Menz, Wolfgang, 2005: Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion. In: Bogner, Alexander/Littig, Beate/Menz, Wolfgang (Hg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden, 33-70.
- Boudry, Pauline/Kuster, Brigitta/Lorenz, Renate, 2000: I cook for sex – Einführung. In: Boudry, Pauline/Kuster, Brigitta/Lorenz, Renate (Hg.): Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit & Zuhause. Berlin (2. Aufl.), 6-35.
- Braun, Karl, 2006: Grenzziehungen im Imaginären – Konstitution von Kultur. In: Hengartner, Thomas/Moser, Johannes (Hg.): Grenzen & Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. Leipzig, 19-39.
- Butler, Judith, 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main.
– 2006: Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt/Main.
- Certeau, Michel de, 1991: Das Lachen Michel Foucaults. In: Schmid, Wilhelm (Hg.): Denken und Existenz bei Michel Foucault. Frankfurt/Main, 227-240.
- Engel, Antke, 2000: Umverteilungspolitik: Aneignung und Umarbeitung der begrenzten Ressource ‘Maskulinität’ in lesbischen und transgender Subkulturen. In: Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie. 11. Jg. Heft 22, 69-84.
- Fausto-Sterling, Anne, 2002: Sich mit Dualismen duellieren. Wie natürlich ist Geschlecht? In: Pasero, Ursula/Gottburgsen, Anja (Hg.): Gender und die Konstruktion von Natur und Ethik. Wiesbaden, 17-64.
- Funk, Julika, 1995: Die schillernde Schönheit der Maskerade – Einleitende Überlegungen zu einer Debatte. In: Bettinger, Elfi/Funk, Julika (Hg.): Maskeraden. Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung. Berlin, 15-28.
- Gast, Lilli (Hg.), 1996a: Joan Riviere. Ausgewählte Schriften. Tübingen.
– 1996b: Einführung: Zu den ausgewählten Schriften. In: Gast, Lilli (Hg.): Joan Riviere. Ausgewählte Schriften. Tübingen, 81-92.

- Gatens, Moira, 1995: Ethologische Körper: Geschlecht als Macht und Affekt. In: Angerer, Marie-Luise (Hg.): *The Body of Gender: Körper. Geschlechter. Identitäten*. Wien, 35-52.
- 1996: *Imaginary Bodies. Ethics, Power and Corporeality*. London/New York.
- Goffman, Erving, 1975: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/Main.
- Grosz, Elizabeth, 1994: *Volatile Bodies. Toward a Corporeal Feminism*. Bloomington.
- 1997: The Labors of Love. Analyzing Perverse Desire: An Interrogation of Teresa de Lauretis's 'The Practice of Love'. In: Weed, Elizabeth/Schor, Naomi (Hg.): *feminism meets queer theory*. Bloomington, 292-314.
- Halberstam, Judith, 1998: *Female Masculinity*. Durham.
- Heath, Stephen, 1986: Joan Riviere and the Masquerade. *Formations of Fantasy*. In: Burgin, Victor/Donald, James/Kaplan, Cora (Hg.): *Formations of Fantasy*. London, 45–61.
- Lorenz, Renate, 2007: Merkwürdige Produkte. Männlichkeit und Kohletransport. In: Bauer, Robin/Hoernes, Josch/Woltersdorff, Volker (Hg.): *Unbeschreiblich männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven*. Hamburg, 247-263.
- Lorenz, Renate/Kuster, Brigitta, 2007: *sexuell arbeiten. eine queere perspektive auf arbeit und prekäres leben*. Berlin.
- Luhmann, Niklas, 2003: Frauen, Männer und George Spencer Brown (1988). In: Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hg.): *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*. Frankfurt/Main, 15-62.
- Maihofer, Andrea, 1994: Geschlecht als hegemonialer Diskurs. Ansätze zu einer kritischen Theorie des Geschlechts. In: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.): *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht*. Frankfurt/Main, 236-263.
- McDowell, Linda, 2000: *Body Work. Die Darstellung von Geschlecht und Heterosexualität am Arbeitsplatz*. In: Boudry, Pauline/Kuster, Brigitta/Lorenz, Renate (Hg.): *Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit & Zuhause*. Berlin, 178-207.
- Mouffe, Chantal, 1983: The Sex/Gender System and the Discursive Construction of Women's Subordination. In: Hänninen, Sakari/Paldan, Leena (Hg.): *Rethinking Ideology: A Marxist Debate*. Berlin, 139-143.
- Pasero, Ursula, 2003: Gender, Individualität, Diversity. In: Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hg.): *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*. Frankfurt/Main, 105-124.
- Riviere, Joan, 1996: *Weiblichkeit als Maske (1929)*. In: Gast, Lilli (Hg.): *Joan Riviere. Ausgewählte Schriften*. Tübingen, 102-137.
- Rubin, Gayle, 2006: *Frauentausch. Zur 'politischen Ökonomie' von Geschlecht (1975)*. In: Dietze, Gabriele/Hark, Sabine (Hg.): *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*. Königstein/Taunus, 69-122.
- Schirmer, Uta, 2007a: *Sich anders auf sich selbst beziehen. Drag Kinging, Selbstverhältnisse und Wissensweisen von 'Geschlecht'*. In: Behmenburg, Lena/Berweger,

- Mareike/Gevers, Jessica/Nolte, Karen/Sänger, Eva/Schnädelbach, Anna (Hg.): *WissenSchaf(f)t Geschlecht. Machtverhältnisse und feministische Wissensproduktion*. Königstein/Taunus, 31-50.
- 2007b: 'Ich sehe was, was du nicht siehst': Anders sichtbar werden im Drag Kingdom. In: Thilmann, Pia/Witte, Tania/Rewald, Ben (Hg.): *Drag Kings. Mit Bartkleber gegen das Patriarchat*. Berlin, 82-91.
- Wagenknecht, Peter, 2004: Heteronormativität. In: Haug, Wolfgang Fritz (Hg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus. Hegemonie bis Imperialismus, Band 6/I, 190-206*.
- Weinbach, Christine, 2003: Die systemtheoretische Alternative zum Sex-und-Gender-Konzept: Gender als geschlechtsstereotypisierte Form 'Person'. In: Pasero, Ursula/Weinbach, Christine (Hg.): *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*. Frankfurt/Main, 144-170.
- Weissberg, Liliane (Hg.), 1994: *Weiblichkeit als Maskerade*. Frankfurt/Main.
- Wiegman, Robyn, 2006: Heteronormativity and the desire for gender. In: *Feminist Theory*. 7. Jg. Heft 1, 89-103.
- Wirtz, Mica, 2008: *Vermännlichung durch Krafttraining? Muskeln, Weiblichkeit und Heteronormativität im Frauenbodybuilding*. In: Mieszkowski, Sylvia/Vogt-William, Christine (Hg.): *Disturbing Bodies*. Berlin. (im Druck).
- Witzel, Andreas, 2000: *Das problemzentrierte Interview*. Forum qualitativer Sozialforschung Forum: *Qualitative Social Research [On-line Journal]*, 1 (1). <http://qualitative-research.net/fqs-texte/1-00/1-00witzel-d.htm>. (Download: 13.01.08).

Mechthild Bereswill

Männlichkeit als Taktgeber? Kommentar zu Grenzverschiebungen und Grenzziehungen im symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit

Die Beiträge von Sylka Scholz, Almut Sülzle und Karen Wagens lenken den Blick auf Konstellationen, bei denen tradierte Vorstellungen von Geschlecht, alltägliche Interaktionsmuster der Zweigeschlechtlichkeit und gewohnte Verkörperungen von Geschlechterdifferenz ironisiert, erschüttert, irritiert und überschritten werden. Über alle Unterschiede zwischen Forschungsfeldern und Untersuchungsperspektiven hinweg sticht ein Aspekt ins Auge, der sich in allen drei Beiträgen findet: Bei der – mal mehr, mal weniger – subtilen Verknüpfung von Differenz und Hierarchie gibt Männlichkeit den Takt an – als Orientierungsgröße für eine Normalität der Zweigeschlechtlichkeit, als Ankerpunkt für Zugehörigkeiten und Ausgrenzungen und als „anatomisch“ differenzierter Bezugspunkt der Verletzungsmacht im Gegensatz zu weiblich konnotierter Verletzungsoffenheit.

So bestätigt sich eine zentrale Erkenntnis der feministischen Forschung, dass das Weibliche dem Männlichen prinzipiell unter- und nachgeordnet wird, wobei die Autorinnen dieses Muster aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln ausloten: mit Bezug zum Wandel der Erwerbsgesellschaft (Scholz), im Kontext einer hegemonialen Sportkultur (Sülzle) und unter Bezug auf die symbolische Macht von Sprache, verflochten mit der Bedeutung des Körpers (Wagens).

Alle drei Autorinnen gewinnen ihre Erkenntnisse aus einer Perspektive, die die Abweichung, Überschreitung und mögliche Auflösung von Geschlechterhierarchien und Geschlechterdifferenz ins Zentrum der Aufmerksamkeit stellt. Indem sie Forschungsfelder aufsuchen, in denen die Ordnung der Geschlechter und die symbolische Kultur der Zweigeschlechtlichkeit nicht reibungslos reproduziert, sondern durchkreuzt werden, rücken sie die Organisationsprinzipien und das implizite Regelwissen dieser Ordnung wie unter einem Brennglas in den Blick. So wird „industriegesellschaftliche Männlichkeit“ mit Hilfe des Angriffswitzes als überholt entlarvt, fußballbegeisterte „Retro-Männlichkeit“ von Frauen angeeignet und symbolische Zweigeschlechtlichkeit durch kollektiv entwickelte Praktiken des „Transgender“ durchkreuzt.

Im Hinblick auf gesellschaftlichen Wandel stellt sich hierbei die Frage, wie der ironische, performative, subversive, aber auch affirmative Bezug auf Symboliken der Geschlechterdifferenz auf der einen Seite und die Reproduktion und Transformation von Ungleichheit im Geschlechterverhältnis auf der anderen Seite im Verhältnis zueinander stehen. Anders gesagt: Welche Vorstellungen von sozialem Wandel zeigen sich in den sozialkonstruktivistischen, interaktionstheoretischen und diskurstheoretischen Zugängen der Autorinnen?

Vor diesem Hintergrund werden im nächsten Abschnitt des vorliegenden Textes die unterschiedlichen Konzeptualisierungen von Geschlecht in den Untersuchungen von Scholz, Sülzle und Wagens reflektiert. Anschließend wird die Frage nach dem Verhältnis von diskursiver Subversion und interaktiver Affirmation auf der einen und sozialer Ungleichheit im Geschlechterverhältnis auf der anderen Seite wieder aufgegriffen: Wie sehen geschlechterpolitische Interventionen jenseits von Zweigeschlechtlichkeit aus, wenn wir an die Erkenntnisse der drei Untersuchungen anknüpfen und sie weiter treiben?

Gescheiterte Männlichkeit und die Stabilisierung männlicher Herrschaft

Sylka Scholz betrachtet die kulturelle Inszenierung von gescheiterter Männlichkeit, Migration und kultureller Kreativität im Kontext einer sich wandelnden Arbeits- und Migrationsgesellschaft. Den Ausgangspunkt ihrer Argumentation bildet der gravierende Wandel der westlichen Industriegesellschaft, ein Umbruch, der unmittelbar mit dem Bedeutungsverlust eines hegemonialen Männlichkeitsideals verbunden ist: die Figur des männlichen Erwerbsarbeiters. Hier setzt Scholz an, indem sie theoretische Diskurse zum Wandel der Arbeitsgesellschaft, Ansätze der Geschlechter- und Männlichkeitsforschung und die – aus ihrer Sicht zunehmende – öffentliche Wirksamkeit eines „Diskurses des Scheiterns“ aufeinander bezogen diskutiert. Geschlecht, genauer gesagt Männlichkeit begreift sie im Anschluss an Dölling und Scott als „analytische Kategorie“ – als ein relationales Phänomen, dessen strukturierende Bedeutung für soziale Zusammenhänge sie empirisch konkret ausloten will. Damit positioniert die Autorin sich im Kontext der theoretischen Debatten zur Kategorie Geschlecht und plädiert für eine Methodologie, die die Reifizierung von Zweigeschlechtlichkeit reflektiert und entsprechend zu vermeiden sucht.

Wie übersetzt sie diese Perspektive auf ihr Untersuchungsfeld? Zu welchen Erkenntnissen kommt sie bezüglich der Frage nach Geschlecht als einem „hierarchisierenden Modus“ sozialer Zusammenhänge?

Indem Scholz Männlichkeit als eine „Dimension der Kategorie Geschlecht“ fokussiert, tritt die relationale Perspektive auf Geschlechterdifferenz deutlich hinter die immanente Relationalität von Männlichkeit zurück. Anders gesagt: In den Vordergrund tritt die Beziehung unterschiedlicher Ausprägungen von Männlichkeit, untersucht aus einer diskursiv-normativen Perspektive, indem die öffentlichen Artikulationen von am „männlichen Identitäts- und Biographiemodell der Industriegesellschaft“ gescheiterten Männern interpretiert werden. Weiblichkeit, genauer gesagt normative Ausprägungen von Zweigeschlechtlichkeit laufen hierbei als Kontrastfolie mit, sei es als „Identitäts- und Biographiemodell“, das historisch mit Diskontinuität assoziiert ist oder als Hinweis auf den Ausschluss oder die Marginalität von Frauen im künstlerisch-performativen Diskurs des Scheiterns. Die Bedeutung von Hierarchien im Geschlechterverhältnis wird hier also als Ausdruck der „ernsten Spiele des Wettbewerbs zwischen Männern“ (Bourdieu) analysiert. Wobei wir es im zweiten Fallbeispiel zudem mit einer spezifischen Verflechtung von Männlichkeit, Migration und historisch vorgängigen Selbst- und Fremdzuschreibungen von Ethnizität und Nationalität zu tun haben. Entsprechend betont Sylka Scholz in ihrem Resümee die Bedeutung von Homosozialität für die Stabilisierung von Männlichkeit – männliche Herrschaft wird demnach zwar unter Bezug auf den Ausschluss und die Abwertung von Weiblichkeit, maßgeblich aber zwischen Männern ausgehandelt und stabilisiert (Das Beispiel regt zudem zu einer systematischen Auseinandersetzung mit den Verflechtungen von Ethnizität, Klasse und Geschlecht an, wie sie im Begriff der „Intersektionalität“ gefasst werden.). Was diese Perspektive auf Geschlechterverhältnisse im Hinblick auf Orte und Praktiken der politischen Intervention und Subversion bedeutet, darauf wird später wieder zurückzukommen sein.

Randständige Männlichkeit als Handlungsressource für Frauen

Die fußballethnographische Untersuchung von Almut Sülzle setzt ebenfalls bei der theoretischen Erfassung von Männlichkeit an. Sie greift auf Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit zurück und zeigt zum einen, wie verschiedene Männlichkeiten in Relation zueinander eine „hegemoniale Sportkultur“ bilden (ihre These lautet, dass solche Kulturen immer männlich sind). Fußball, so Sülzle, ist ein gesellschaftlich mächtiger Faktor, was die öffentliche Verhandlung unterschiedlicher Konfigurationen von Männlichkeit anbetrifft, und ein sozialer Raum, in dem verpönte und anerkannte Artikulationen von Geschlechterdifferenz zueinander in Beziehung treten. Zentral ist dabei die

These der Autorin, dass diese Sportkultur einen Spielraum für die überkommene, gesellschaftlich abgewertete und sozial randständige Version proletarischer Männlichkeit bietet: expressiv, irrational und aggressiv – Fans verkörpern „echte Männer“. Dabei handelt es sich um eine Kompensationsthese: Die hegemoniale Sportkultur ermöglicht es, die behauptete gesellschaftliche Krise von Männlichkeit durch eine (Re)Naturalisierung, vor allem aber durch die Re-Kombination von rationalem mit irrationalen Gebaren abzufangen.

Zum anderen thematisiert Sülzle die Beteiligung von Frauen an der von ihr untersuchten Fankultur. Dabei verschränkt sie *Frauen* und *Männlichkeit* auf der Handlungsebene – eine Verknüpfung, die im Kontext ihrer Untersuchungsperspektive nahe liegt, begrifflich-konzeptuell aber in Richtung der systematischen Unterscheidung zwischen Frauen als Akteurinnen und Weiblichkeit als Zuschreibung erweitert werden könnte: Wie passen Frauen in das Modell einer kompensatorischen Inszenierung von Männlichkeit und – weiter gedacht – Geschlechterdifferenz? Welche Zuschreibungen von Weiblichkeit (und Männlichkeit) werden relevant gemacht? Hierbei trifft die Leserin auf ein bemerkenswert bekanntes Muster: die dichotome Verwerfung der sexualisierten, ‚Weiblichkeit‘ buchstäblich verkörpernden gegenüber der vernünftigen und zugleich an den aggressiven Umgangsformen der mehrheitlich männlichen Fans orientierten Frau. Das „heterosexuelle Sportpaar Fußball und Cheerleading“ ist historisch zudem durch einen Geschlechtswechsel bestimmt – ein Aspekt, der von Sülzle nur gestreift wird, aber zum weiteren Nachdenken über die Transformation homosozialer Räume und Dynamiken anregt. Was ermöglicht einen solchen Wechsel? Welche Muster der Differenzierung und Hierarchisierung werden hierbei reproduziert oder transformiert? Was genau wird auf die akrobatischen Auftritte der immer lächelnden Cheerleader projiziert, was „in der Kurve“ tabuisiert ist?

Die Fragen weisen über den Text von Sülzle hinaus auf die Überlegungen, die Karen Wagens in ihrer Untersuchung aufgreift: die Bedeutung des Körpers, wenn Frauen sich in die „ernsten Spiele des Wettbewerbs zwischen Männern“ einmischen. Dass die einzelnen Fanfrauen dabei einen Autonomiezuwachs erleben, kann aus der Perspektive der Akteurinnen nicht angezweifelt werden. Wie dieser subjektiv empfundene Freiheitsgrad, verbunden mit der Idealisierung und Stilisierung von gruppenspezifischer Expressivität und Aggressionen mit der symbolischen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit korrespondiert, zeigt sich nur dann, wenn die konkurrierenden Weiblichkeitsbilder ebenso aufeinander bezogen werden wie die im Feld kursierenden Männlichkeitsbilder. Für die Reproduktion und Transformation von Geschlechterhierarchien bedeutet dies, dass Frauen „in der Kurve“ agieren wie männliche Fans, in letzter Konsequenz

aber doch auf ihren „anderen Körper“ zurück geworfen werden – verkörpert durch die weiblichen Kurven der verpönten Akrobatinnen und im Kontext einer Kleiderordnung, die die Geschlechterdifferenz wieder herstellt, sobald der Zauber vorbei ist. Was dieses ernüchternde Ergebnis im Hinblick auf sozialen Wandel im Geschlechterverhältnis bedeutet, bleibt zunächst eine offene Frage.

Der männliche Körper als Maßstab und Grenze

Karen Wagens fragt nach den Grenzziehungen und Grenzverschiebungen von Zweigeschlechtlichkeit, wobei ihre Forschung die Bedeutung des Körpers für die Regulierung der Grenze verdeutlicht. Theoretisch an Judith Butlers Denken orientiert, problematisiert die Autorin die Herstellungsmodi dichotomer Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit. Sie suspendiert jede vorgängige Existenz einer Geschlechterdifferenz und zeigt zugleich die Wirkmächtigkeit dieser sozialen Fiktion. Dabei bezieht sie sich auch auf systemtheoretische Argumentationen zu Prozessen des *gendering* – eine Perspektive, deren Anschluss an die diskurstheoretische und gesellschaftskritische Sicht von Butler offen bleibt. Dies gilt auch für die im Zusammenhang von Wagens Untersuchungsanliegen entscheidende Setzung der Gleichursprünglichkeit von Unterscheidungen und Asymmetrien, verbunden mit Hierarchisierungen. Aus dem Blickwinkel herrschaftskritischer Denktraditionen feministischer Theorie bleibt hierbei offen, welche gesellschaftlichen Mechanismen diese Verknüpfung von Differenz und Hierarchie strukturieren und stabilisieren (oder – im Hinblick auf die Frage nach dem Widerstand – erschüttern).

Solche gesellschaftstheoretischen Fragen bilden aber den Hintergrund der empirischen Untersuchung, deren zentraler Ansatzpunkt das Verhältnis von „anatomisch differenzierten Körpern“ und performativen Akten der Geschlechterdifferenz ist. Mit ihrem Blick auf Praktiken und Erfahrungen hält Wagens Ausschau nach den Überschreitungen dieser binären Codierung. Ihre Frage nach den Erfahrungen, die „Personen, die sich selbst in einem Transgender-Spektrum verorten“, in Erwerbsarbeitskontexten machen, schärft die Perspektive auf Grenzregulierungen: Während Wagens sich in ihrem theoretischen Programm von der heteronormativen Matrix der Zweigeschlechtlichkeit löst und nach den Bezugspunkten einer Differenzkategorisierung fragt, deren „wesenhafte Bestimmung“ zu nichts führt, verweisen die Erzählungen, die sie auswertet, auf handfeste und schmerzhaft Erfahrungen damit, im Alltag auf die Grenzen der Zweigeschlechtlichkeit zurückgeworfen zu werden. Als schärfste Grenze erweist sich dabei offenbar der männlich konnotierte Körper. Männ-

lichkeit scheint hier der Taktgeber für die Grenzen und die Möglichkeiten der Vervielfältigung von Subjektpositionen zu sein. So scheint Männlichkeit nur bestimmten Körpern vorbehalten – eine Verknüpfung, die am verletzungsmächtigen Bild der „Tunte“ deutlich wird, einer Figur, die auf der Führungsebene eines Wirtschaftsunternehmens noch weniger zu suchen hat als eine „normale Frau“. Die verletzungsmächtige Position von „normaler“ Männlichkeit zeigt sich zudem in der Befürchtung, nach einer Sportaktivität mit jungen Männern wieder auf die Position des sexualisierten Frauenkörpers zurückverwiesen und damit verletzlich zu werden.

Verletzungsoffenheit und Weiblichkeit sind ineinander verschränkt – diese Erkenntnis feministischer Forschung bestätigt sich in der Untersuchung von Karen Wagens, wobei die damit einhergehende Misogynie sich noch zu steigern scheint, wenn wir es mit der Verweiblichung von Männlichkeit zu tun haben. Was in den Interviewerzählungen (und in den Ausführungen von Riviere) nachvollziehbar wird – die mit solchen Abwertungen und Eingrenzungen verbundenen Affekte –, wäre für das theoretische Konzept der Untersuchung noch weiter auszuarbeiten. Ohne diese Erweiterung bleibt die Frage nach dem Verhältnis von Grenzverschiebungen und Grenzziehungen im symbolischen System der Zweigeschlechtlichkeit zunächst auf die Möglichkeit „anders zu denken“ eingegrenzt – eine Perspektive, die Sprache auf Kognition, Handeln auf Wissen und Affekte auf Diskurseffekte zu reduzieren droht. Diese kritischen Anmerkungen verweisen auf subjekttheoretische Differenzierungen. Sie verweisen aber zugleich auf die eingangs aufgeworfene Frage nach sozialem Wandel. Wie stellen wir uns die AkteurInnen dieses Wandels vor? In welchem Verhältnis stehen diskursive Praxen, soziales Handeln und die affektiven Dynamiken der (gegenseitigen) Verletzungsoffenheit und Verletzungsmacht? Welche Bedeutung kommt dem Körper als einem „eigensinnigen sozialen Akteur“ (Connell) in diesem Zusammenhang zu? Solche Aspekte weisen in Richtung der Frage, welchen Beitrag interpretative und mikrologische Perspektiven auf Geschlecht zu Fragen der Geschlechterpolitik leisten.

Ausblick

Alle drei Autorinnen thematisieren – zumindest implizit – das Verhältnis von sozialem Wandel und möglichen Transformationen von Geschlechterdifferenz. Sylka Scholz nimmt sozialen Wandel aus einer groß angelegten Perspektive auf die Prekarisierung und Subjektivierung von Erwerbsarbeit in den Blick und interpretiert die Handlungskonzepte ihrer Akteure als mögliche Kritik an einem

gesellschaftlichen Leitbild: der „industriegesellschaftlichen Männlichkeit“. Almut Sülzles fußballethnographische Studie nimmt ebenfalls Bezug auf Männlichkeitsforschung. Sie argumentiert mit Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit und lotet aus, wie und welche Männlichkeitsbilder weibliche Fans sich „in der Kurve“ aneignen. Karen Wagens thematisiert eine Konstellation, in der Grenzen umso schärfer gezogen werden, je mehr sie sich aufzulösen drohen. In allen drei Texten zeigt sich Männlichkeit als eine Art Masterkategorie, ein Taktgeber für die Arbeit an und auf der Grenze von Normalisierungen und Disziplinierungen.

Die Qualität der verschiedenen Untersuchungen liegt im mikrologischen Blick auf die interaktiven und diskursiven Muster des Zusammenspiels von Differenz und Hierarchie. Schon auf dieser Ebene regen die Texte zu weiterführenden methodologischen Fragen und Erörterungen an. Hinzu kommt die Frage nach der Vermittlung zwischen den interaktiven und diskursiven Dimensionen von Geschlecht und der Strukturierung von Geschlechterverhältnissen. Strukturiert Geschlecht alle gesellschaftlichen Verhältnisse? Haben wir es dabei mit einer unendlichen Möglichkeit verschiedener Konfigurationen zu tun? Oder ist Geschlecht ein kontextabhängiges Phänomen der interaktiven Aushandlung von Differenz und Hierarchie? Wie korrespondieren männliche Herrschaft und Heteronormativität? Diese abstrakten Fragen weisen nicht unmittelbar in Richtung geschlechterpolitischer Interventionen. Sie regen aber weitere Erörterungen über das Verhältnis von wissenschaftlicher Analyse und politischer Praxis an – ein Verhältnis, das in allen Fällen einer Übersetzung unterschiedlicher Logiken bedarf. Dabei zeigt sich eine produktive Spannung zwischen Theoriebildung, Forschung und unterschiedlichen Ansatzpunkten der politischen Praxis, die alle am Diskurs Beteiligten immer wieder auf die Bereitschaft zurückwirft, sich eines doppelten Blickes zu bedienen, der Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität radikal in Frage stellt und ihre Wirkmacht im Alltag einer durch und durch vergeschlechtlichten Gesellschaft zugleich als Ansatzpunkt für politische Interventionen aufnimmt. Damit verbunden ist die paradoxe Konstellation, dass die Wirkung von Geschlechterdifferenz nicht mit Hilfe von Geschlecht als Handlungskategorie aufgehoben werden kann, wir aber auch nicht darauf verzichten können, Geschlecht als eine Kategorie der sozialen Ungleichheit, der Platzanweisung und der nachhaltigen Verletzung zu thematisieren – welche politischen Projekte daraus gegenwärtig resultieren, bedarf eines fortlaufenden reflexiven Dialogs zwischen kritischer Wissenschaft und Politik, zu dessen Gelingen eine mikrologische Perspektive viel beizusteuern hat, weil sie keine Handlungsrezepte, aber viel Tiefenschärfe zu bieten hat.

Kapitel 3: Politisches Handeln in geschlechtlich strukturierten Erwerbsfeldern

Simone Mazari/Heidi Schroth/Agnieszka Zimowska

Politisches Handeln in geschlechtlich strukturierten Erwerbsfeldern

„*Wer geht putzen? Und wer wird Millionär? Wer lebt prima und wer eher prekär?*“ Mit diesen und anderen Fragen zu prekären Arbeits- und Lebensweisen beschäftigt sich die Berliner Popband Brita in ihrem Song (2006)¹: Auf einen ersten Blick erscheint die Beantwortung der Fragen auf der Hand zu liegen – auch für die MusikerInnen: „*40€-Frage, denn die Antwort fällt nicht schwer*“, singen sie weiter. Während sich die Band auf humoristische Weise mit Prekaritätsdiskursen auseinandersetzt und darauf hinweist, dass die Grenzen zwischen Bohème und Unterschicht leicht verschwimmen, kommt die sozialwissenschaftliche Debatte ungleich verhaltener, aber dennoch langsam in Schwung. Dies hat mindestens zwei Gründe: Zum einen ist das im wissenschaftlichen Feld selbst angelegte Prekaritätspotential vermutlich eine *hidden agenda* von PrekaritätsforscherInnen.

Zum ändern werden durch die konstatierte Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse insbesondere im Dienstleistungssektor so genannte Normalarbeitsverhältnisse bedroht. Deshalb werden sie für (gewerkschaftsnahe) ArbeitsforscherInnen interessant. Auf der Spurensuche nach politischem Handeln interessiert uns im folgenden Kapitel, ob und inwieweit sich vermeintlich unorganisierbare Erwerbstätige gegen prekäre Erwerbs- und Arbeitsbedingungen organisieren (können). Um die Frage nach politischem Handeln beantworten zu können, sind neben greifbaren Konzepten und Begrifflichkeiten fundierte empirische Analysen von Erwerbs- und Lebenssituationen weiterführend. Die Autorinnen beziehen sich auf Diagnosen vielseitig entgrenzter und geschlechtlich-ethnisch hierarchisierter Erwerbsbedingungen. Dabei wenden sie sich kritisch aktuellen Suchbewegungen nach neuen Organisationsformen innerhalb und jenseits klassischer gewerkschaftlicher Mobilisierung zu. Sie teilen dabei nicht nur eine Kritik an einem androzentristischen und ahistorischen Prekaritätskonzept, sondern stimmen auch in der Bedeutsamkeit einer intersektionalen Perspektive auf Prekarisierungsprozesse und -kontexte überein. Die Frage nach Handlungschancen und -optionen von AkteurInnen in den jeweiligen Machtverhältnissen

wird dabei auf unterschiedlichen Ebenen, nämlich der individuellen, koordinierten und organisierten, diskutiert.

Brigitta Kusters Beitrag lädt dazu ein, den Blick auf Prekarisierung im Rahmen derzeitiger Debatten zu weiten und nicht beim vermeintlich Offensichtlichen zu verharren. Einem dekonstruktivistischen Prinzip der Durchquerung von Subjektpositionen folgend, verweist sie auf die positiven und widerständigen Aspekte, die Prekär-Werden erfassen kann. Der Beitrag bewegt sich auf inspirierende Weise zwischen künstlerischen, wissenschaftlichen und handlungspolitischen Analysen mit dem Blick gegen eine Vereindeutigung ethnisierter und vergeschlechtlichter Subjektpositionen in Arbeits- und Erwerbssphären. Kuster zeigt unter anderem, wie sexuelle Arbeit als fester Bestandteil gesellschaftlicher Platzanweisungen gelesen werden kann.

Ähnlich wie Schroth beschäftigt auch Agnieszka Zimowska die Frage nach Potentialen aber auch Grenzen individueller wie kollektivierbarer *Erfahrungen* prekärer Lebens- und Arbeitsverhältnisse für politische Organisationsansätze. Am Beispiel polnischer Migrantinnen in der maßgeblich geschlechtlich wie ethnisch strukturierten Sexdienstleistungsbranche problematisiert sie hingegen eine generalisierende strategische Bezugnahme auf Erfahrungen zu Vernetzungszwecken. Ausgehend vom gegenwärtigen Sexarbeitsdiskurs schlägt sie stattdessen einen diskursivierenden Blick auf Selbstdeutungen migrantischer Sexarbeiterinnen vor, um deren unterschiedliche Bedürfnisse und eingenommene Subjektpositionen in den Machtverhältnissen differenziert zu erfassen.

Kritisch beschäftigt sich auch Heidi Schroth mit derzeitigen wissenschaftlichen Prekaritätsdebatten. Sie geht am empirischen Beispiel prekär beschäftigter Reinigungskräfte in den USA der Frage nach, welche Dimensionen gewerkschaftlich organisierter ArbeiterInnen-Macht sich gerade in neoliberalen Gesellschaftsformationen ausfindig machen lassen. Schroths Beschäftigung mit AkteurInnen dieses unternehmensbezogenen Dienstleistungssektors zeigt auf, wie diese ihre eigenen *Erfahrungen* den sonst lauten Entmächtigungsthese im Prekaritätsdiskurs entgegen setzen. Ihr gelingt damit empirisch, die gegenwärtige Achse in den Forschungssträngen um Prekarität zu durchbrechen, die zwischen *Billigjobbern* und *Luxusprekariern* polarisierend gebildet wurde.

Simone Mazari diskutiert in ihrem Beitrag Möglichkeiten bei der Organisation atypischer Erwerbstätiger im Bereich beruflicher Selbstständigkeit. Sie beschreibt gewerkschaftliche Ansätze und die Adressierung rechtlich-materiell ambivalent prekärer Beschäftigung. Weiterhin analysiert sie subjektive Vernetzungsstrategien am Beispiel von Kultursebstständigen im Kontextvergleich zwischen dem Rhein-Main-Gebiet und Madrid. Die darin beobachteten Ver-

netzungsstrategien rekonstruiert Mazari als Ansätze koordinierter Organisationsanstrengungen, die Ansatzpunkte für Kooperationen bilden können.

Auch *Bettina Roß* beschäftigt sich mit dem komplexen Zusammenwirken von Machtverhältnissen und Widerstandspotenzialen. Anhand der internationalen Textilindustrie beschreibt sie die Verwobenheit von Geschlecht, Ethnizität und Klasse. Sie bezieht sich auf Cornelia Klingers Modell sozialer Ungleichheit und veranschaulicht auf dieser Grundlage die Möglichkeiten politischer Intervention anhand der Clean Clothes Campaign. Sie rundet die Analysen politischer Suchbewegungen in prekären Erwerbsfeldern und der Bedeutung von Erfahrungen prekär Arbeitender mit einer weiterführenden Befragung demokratiethoretischer Ansätze ab.

Anmerkungen

- 1 Das Lied „*Wer wird Millionär*“ erschien auf der CD *Das schöne Leben* und wurde von Flittchen Records produziert.

Brigitta Kuster

Bilder der Prekarität – prekäre Bildproduktion

Dieser Beitrag versteht sich als ein Versuch, den Begriff der Prekarisierung an das Feld einer queer-feministischen Kulturproduktion anzuschließen und dort produktiv zu machen. Das umfasst zum einen ein kritisches Nachdenken über das Angebot an Repräsentationen, die als zutreffend für prekarisierte Lagen gelten können. Zum anderen geht es mir darum, eine Produzent_innenperspektive herauszustellen, die sowohl (produktive) Leseweisen in einem ersten Schritt wie auch Prozesse der Herstellung von Darstellungen – beispielhaft angedacht anhand einer eigenen Produktion – einschließt. Ich gehe von Praxen der Repräsentation aus, die ich keinesfalls als eine neutrale Abbildung von Wirklichkeit verstehe, sondern als einen Prozess der Bedeutungs- und Wirklichkeitskonstruktion begreife, der nicht außerhalb jener Machtverhältnisse steht, die das Feld von ‘Arbeit’ durchziehen. Um solche Praxen mit dem Begriff der Prekarisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen zusammenzudenken, fasse ich diesen sehr weit.

Bilder der Arbeit

Ausgehend von der Alltagsbeobachtung, dass kaum Bilder zirkulieren, über die eine gesellschaftliche Übereinkunft herrscht, dass sie Prekarisierung behandeln, habe ich mich gefragt, ob sich Prekarisierung möglicherweise als eine Krise der Lesbarkeit von Bildern *zeigt*. Dies hieße, sich auf die Spur zu setzen nach der Bedeutung von Prekarisierung in der Befähigung von Betrachter_innen, Bilder *sowohl* im Alltags- *wie auch* im Arbeitsleben zu verorten. Oder als Frage formuliert: Liegt mein Eindruck, es gäbe kaum treffende Bilder für Prekarisierung, vielleicht daran, dass bestehende Bilder, die so etwas wie eine Prekarisierung von Lebensverhältnissen adressieren, diese umgekehrt nur selten im Kontext von Arbeitsbedingungen oder gar im Kontext der Totalität gesellschaftlicher Arbeit sichtbar machen? Meine Vermutung ist, dass diese seltsame Un/Sichtbarkeit der schwankenden Lage der Prekarisierung mit einem Bild gesellschaftlicher Arbeit zu tun hat, das sich nicht nur aus der Norm der *Normalarbeit*

speist, sondern stark und beinahe metonymisch von der Geschichte industrieller Produktionsrhythmen und einem männlichen Massenarbeiterparadigma geprägt ist. So kann etwa *La Sortie des Usines Lumière à Lyon* der Gebrüder Lumière von 1895, einer der ersten Filme, förmlich als eine Bewegungsstudie verstanden werden. Sein deutscher Titel umschreibt, was man darin sieht: *Arbeiter verlassen die Fabrik*, obgleich auf den Filmbildern mehrheitlich Frauen, die nach Arbeitsschluss aus dem Fabriktor strömen, zu sehen sind – ein Umstand, der in der Rezeption des Films kaum Beachtung fand.¹

Das Medium Film spielte eine nicht unwichtige Rolle bei der Untersuchung und Repräsentation von *Arbeit* als objektiv reproduzierbarer, messbarer, unterteilbarer, kalkulierbarer und damit scheinbar geschlechtsneutraler Bewegungsabläufe, die auch entgegen empirischer Evidenzen als männlich konnotiert in Erscheinung traten. Zahlreiche Industrie- und Schulungsfilme, insbesondere in den 1950er und 1960er Jahren, die das Verhältnis von Körper- und Maschinenrhythmen in der Arbeit akzentuieren, zeugen davon, wie bereits ein Filmtitel anzeigt, der *Reaktionen – Menschen in der Automation* lautet und 1961 über die chemischen Werke Hüls AG gedreht wurde.² Auch kritische oder gar dystopische Darstellungen über die disziplinarische Unterwerfung durch Arbeit artikulieren sich oft über *Taktungsbilder*, etwa im 1931 von René Clair gedrehten *À nous la liberté* anhand der Unerschütterlichkeit des Fließbands vorgeführt.

Erst die sozialen Bewegungen und Revolten der 1960er und 1970er Jahre brachten (nicht zuletzt, was die filmischen Darstellungen anbelangte) einen Einbruch in die von Verheißungen und Besorgnissen rund um eine rationale und industriell geprägte Diskursformation der *Arbeit* mit sich, die ich in Anlehnung an Foucault als ein *Arbeitsdispositiv* beschreiben möchte, insofern es den Gegenstand *Arbeit*, von dem es handelt, dabei erst herausbildet. Damals entstanden Filme, welche die Subjektivität der Kamera in den Vordergrund rückten und sie ihrer maschinellen Autorität, eine vermeintliche Abbildung struktureller Bedingungen der Arbeit zu leisten, entgegen hielten. Was kritische Aktivist_innen damit in den Fokus rückten, war die Frage, wie die Akteur_innen der Arbeit in ihrem Lebensalltag mit dem umgehen, was die Arbeit aus ihnen macht. Zu dieser Zeit haben zahlreiche feministische Filmemacherinnen als weiblich naturalisierte (Beschäftigungs-)Positionen in ihren Subjektivitäten in den Blick gerückt. Mit neuen Erzählungen bestritten sie im gleichen Atemzug die herkömmlichen Arbeitsdarstellungen auf der Leinwand, die fast nur Männer zeigten, wie sie die historischen Erzählungen um die als männlich anerkannte *Arbeit* etwa im Gegensatz zu einem lebensweltlichen Freizeit-Zuhause revidierten.³ Aus heutiger Perspektive ließe sich formulieren, dass manchen

der damaligen feministischen Ansätze das historisch nicht zu unterschätzende Verdienst zukommt, bestimmte von Frauen ausgeübte Tätigkeiten überhaupt erst in den Kontext von Arbeitspolitiken gestellt zu haben. Insofern die Bilder von bestimmten Arbeitspositionen, wie etwa jene der *Hausfrau*, aber auch wieder mit einem eindeutigen (und zudem teilweise unmarkiert heterosexuellen, weißen und mittelständischen) Frau-Sein kurzgeschlossen wurden, gelang es nicht, die Kohärenzen und vereindeutigenden Verbindungen von sozialer Identität und Arbeitsposition nachhaltig aufzubrechen. Vielmehr wurde diese Verbindung, wie ich behaupten möchte, *prekär*. Was damit vermehrt außer Kraft gesetzt wird – und es ist mir wichtig, dies auch als ein Resultat zahlreicher feministischer, queerer und antirassistischer Auseinandersetzungen zu begreifen –, ist weniger die Kohärenz als ihre Gesichertheit: Sie handelt von Garantien und Fixierungen und von einer Unterwerfung unter einen bestimmten, vorgezeichneten gesellschaftlichen Platz, der etwa *als Frau* im Feld der Arbeit nur sehr eingeschränkte, schlecht bezahlte, sexualisierte und stereotype Tätigkeiten bereithält. In dem Prozess, der hier als *Prekarisierung* gelten und somit auch als ein Resultat erkämpfter Freiheitsgewinne kritisch in den Blick geraten soll, steht einer *Frau* nicht ausschließlich die Sekretärinnen- oder Hausfrauenkarriere offen. *Als Frau* kann eine auch *der Chef* sein. Dieser Zusammenhang zwischen sozialer Identität und Arbeitsposition, der in der kurzen Zeit von *Vollbeschäftigung* und nationalstaatlichem Kompromiss auch für darin Deklassierte galt, zeigt sich heute als gelockert und in Bewegung geraten. Allerdings geht mit diesem historisch spezifischen, in der Transformation von Arbeit und der Wohlfahrtsstaatlichkeit in Gang gesetzten Bewegungsspielraum keineswegs zwangsläufig eine Aufhebung rassifizierender, geschlechtlicher und sexueller Differenzierungsdiskurse und -anordnungspraxen einher. Vor diesem Hintergrund möchte ich im Folgenden der Frage nachgehen, wie diese schwankende Lage, die sich durch Entgarantierung *und* Freiheitsgewinne auszeichnet, mit Bildern kritisch adressiert werden könnte.

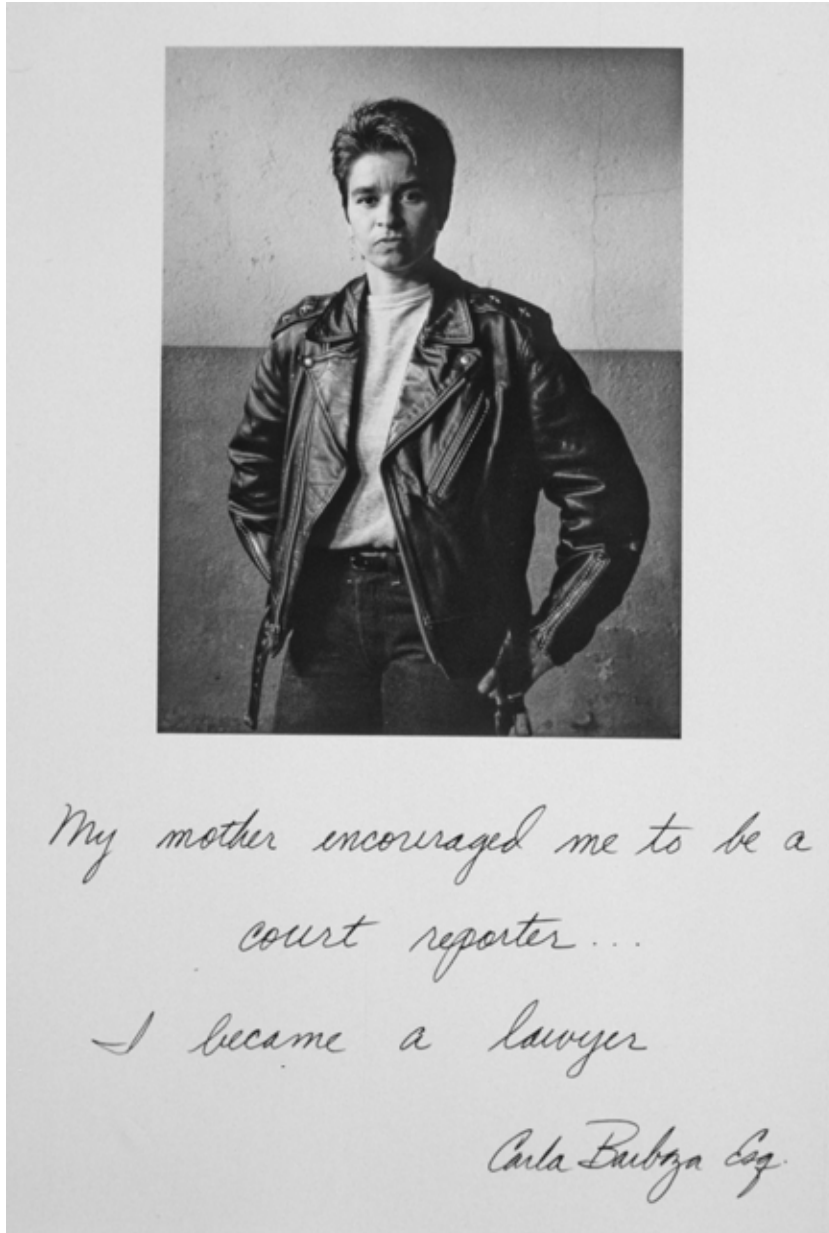
Vereindeutigende⁴ Bilder

Ein genereller Blick auf öffentliche Debatten um Prekarisierung oder Prekarität, wie sie seit zwei bis drei Jahren vermehrt auch in der Tagespresse geführt werden, vermittelt den Eindruck einer recht großen Übereinkunft. Diese besteht darin, dass von Prekarisierung weniger eine homogenisierende Wirkung ausgeht als dass in den „Zonen der Prekarität“ (Dörre/Fuchs 2005) viel eher höchst unterschiedliche, fragmentarische Arrangements, Lagen und Interessen

entstehen. Trotzdem müssen zur Illustration solcher Debatten häufig Milieubilder erhalten, die sich ebenso gut unter Stichworten wie Armut oder soziales Elend subsumieren ließen und eigentlich keines neuen Begriffes bedürften. Zum anderen ist zu beobachten, dass neue soziale Positionen der Prekarität als paradigmatisch portraitiert werden. Dabei handelt es sich um über stereotype Insignien ausgezeichnete Identitäten, die als besonders anfällig für prekäre Lebenslagen charakterisiert werden: die allein erziehende Mutter (etwa „Jeder kann da reinrutschen“. In: DIE ZEIT, 26.10.2006), die europäische Muslima (etwa „Kein Arbeitslosengeld. Niederländer gegen Burkas“. In: n-tv.de, 12.10.2005) oder der *bildungsarme* männliche Jugendliche ohne Lehrstelle mit Migrationshintergrund (etwa „Ist der Wrangelkiez die Banlieue von Berlin?“ In: FAZ, 20.11.2006). Es existieren allerdings auch positiv aufgeladene Figuren der Prekarität, welchen es – so die Darstellungen – gelingt, Unsicherheit und individuelles Risiko unternehmerisch erfolgreich zu wenden: Kleinunternehmer_innen oder das Künstler_innen-Leitbild zur Zeit der Einführung der Hartz IV-Reformen und der damit verbundenen Anrufung von „Profis der Nation“ in der BRD.⁵ Die so produzierte Polarisierung zwischen *freiwilligen Luxus-Prekarierten* als Aufstiegs- und Gewinner_innensubjekte und *fremdbestimmtem Unterschichten-Prekariat* scheint mir allerdings vorschnell. Zudem ist sie direkt anschlussfähig für den Vorwurf einer „unverantwortlichen Selbstverantwortung“ im selbst gewählten gesellschaftlichen Ausschluss, der in seiner neoliberalen Konsequenz nach einer Unterstellung unmündiger Subjekte unter zunehmende staatliche Kontrolle riefte (vgl. Lorey 2007, 122; vgl. auch Zimowska in diesem Band). Beiden skizzierten Prekarisierungs-Bildertypen ist, wie ich finde, vor allem eigen, dass sie in ihren teils viktimisierenden, teils normalisierenden identitätslogischen Fixierungen ungeeignet sind, Handlungsoptionen in einer Akteursperspektive von Prekarisierungsprozessen aufzugreifen. Sie gehen an dem Punkt vorbei, den ich als Gleichzeitigkeit von Freiheitsversprechen und Freisetzungsdrohungen in der Prekarisierung behaupten möchte. Diese könnte gleichsam als eine öffnende wie verschließende Option beschrieben werden, unter erzwungenen, unsicheren und hierarchisierten Bedingungen, als Individuum permanent Entscheidungen zu treffen und ein temporäres und singuläres Lebensarrangement (vielleicht sogar als möglichst gelungenen Opportunismus) zu realisieren. Ein Versuch, Bilder zu entwerfen, die Dynamiken der Entgarantierung aufgreifen, ohne in einen „methodologischen Fordismus“⁶ (Karakayalı/Tsianos 2005, 35) zurückzufallen, kann nicht von Subjekten als vorgängige Entitäten ausgehen und sie adressieren. Andererseits wäre es auch zu kurz gegriffen, allein Produktionsregime und die in ihnen enthaltenen Wider-

sprüche zu beschreiben und dabei zu unterstellen, Subjekte oder dazugehörige Subjektgruppen würden diese Verhältnisse lediglich widerspiegeln. Vielmehr könnte es darum gehen zu fragen, wo und wie sich Subjektivität in der Prekarisierung konstituiert: Welche überschüssigen, verfehlenden, eigensinnigen Weisen der Unterwerfung zeichnen sich ab, die über die strukturellen Bedingungen prekarisierter Arbeits- und Lebensbedingungen hinausweisen? Welche Konfliktfelder ergeben sich durch unterschiedliche Formen der Prekarisierung, wie werden sie in Subjektivierungsweisen bearbeitet? Bilder, die solche Fragen zur Sprache brächten, gingen nicht von einer Konfrontation zwischen prekärer Arbeit, krisenhaften Institutionen, die in der kurzen Epoche des Wohlfahrtsstaates das Leben vermeintlich sicherten, und ihren Auswirkungen auf Individuen aus, sondern sprächen die Sprache ihrer gegenseitigen Durchquerungen. Es soll nun um ein Beispiel für solche Bilder gehen, die zum einen die schwankende Lage der Prekarisierung zu treffen vermögen und diese zum anderen auf eine Singularität – einen konkreten Ort der Gelebtheit – hinweisend unterbieten oder übertreffen. Vor allem dieser zweite Aspekt, so möchte ich abschließend andeuten, könnte ein Ausgangspunkt für Politiken der Prekarisierung sein, die unter veränderten Bedingungen an eine „Politik der Subjektivität“⁷ anknüpft.

Eine fotografische Arbeit von Laura Aguilar, von der ich zunächst nur einen Bildteil in den Blick nehmen möchte, zeigt einen kurzen, handgeschriebenen Text, dessen mit einem weiblichen Namen unterzeichnete Aussage offenbar autobiographisch zu verstehen ist: „My mother encouraged me to be a court reporter... I became a lawyer“. Machen wir das Experiment und malen wir uns – davon ausgehend – das Aussehen einer Frau aus, die offenbar nicht wie die Mutter sich das wünschte, eine Gerichtsschreiberin ist, sondern deren Erwartungen an den sozialen Aufstieg ihrer Tochter möglicherweise sogar übertreffend, erfolgreich als Anwältin praktiziert. Das Bild, das unsere Phantasie (aus dem öffentlichen Bilderrepertoire) aufgreift, hätte wahrscheinlich eine seriöse Frisur, vielleicht trüge diese Person Make-up, wäre dezent geschminkt, würde möglicherweise in einem Kostüm vor die Kamera treten, präsentierte sich feminin oder aber in der weiblichen Version der professionellen Uniform, nämlich dem männlichen Anzug. Die berufliche Position *Anwältin* geht offenbar mit gesellschaftlichen Phantasien und Selbstrepräsentationen von Subjekten einher, die sich auf dem angebotenen Platz einfinden. Dazu ist aber ein *Aufwand* der Subjekte notwendig. Er vermittelt zwischen den Individuen und den gesellschaftlichen Plätzen samt ihren Bedingtheiten und produziert die Darstellung eines verkörperten, geschlechtlich differenzierten Individuums. Dieser Aufwand lässt sich als eine „sexuelle Arbeit“ (vgl. Boudry/Kuster/Lorenz 1999, Lorenz/Kuster 2007)



Laura Aguilar: „Latina Lesbian #2“, 1987, aus der Serie *Latina Lesbians*, ongoing work since 1986, Courtesy of Susanne Vielmetter Los Angeles Projects

ansprechen, der in doppelter Weise produktiv wird: Er produziert Produkte und Dienstleistungen *sowie* Subjektivität. Die sexuelle Arbeit einer Anwältin könnte demnach etwa über die erforderliche Abgrenzung von niedriger qualifizierten Angestellten beschrieben werden und über die Herausforderung *als Frau*, Differenz zur Norm der männlichen Kollegen zu verhandeln. Praxen, die bei der (Lohn-)Arbeit auf einem bestimmten Arbeitsplatz als Fertigkeiten und Fähigkeiten verlangt werden, so dieser Gedanke, sind direkt mit den Praxen der (Re)Produktion von Geschlecht, Sexualität und Herkunft verbunden.

Isolieren wir nun die andere Hälfte der künstlerischen Arbeit von Laura Aguilar, die aus der Fotografie einer Person besteht, so würden wir sie vielleicht dem Kontext einer lesbischen Subkultur zuordnen und in ihr das Portrait einer Butch erkennen, die wir *als Frau* identifizieren, die nicht dem Bild der mittelständischen westlichen heterosexuellen Weiblichkeit entspricht: Sie trägt ihre Haare kurz, stellt sich in Lederjacke, Jeans und T-Shirt, die Arme in die Hüften gestützt vor die Kamera, an die sie einen Blick richtet, der uns als Betrachter_innen direkt und herausfordernd trifft. Wenn diese Fotografie als das Bild einer lesbischen Frau gelten kann, so stellt sich die Frage, ob demgegenüber das oben skizzierte Bild der öffentlichen Phantasie einer Anwältin als heterosexuell gelten muss. Verkörperte Formen von Geschlecht besetzen, wie der Begriff der sexuellen Arbeit herausstellt, immer auch einen Platz nicht nur in der sozialen, sondern auch in der heterosexuellen Ordnung. *Arbeit*, so lässt sich in dieser Perspektive sehen, stellt nicht nur Subjekte her, die dann Chef oder Sekretärin, Bauarbeiterin oder Pflegekraft, Professorin oder Assistent sind, sondern diese tragen auch sexuelle Markierungen, die arbeiten. Die an einem Arbeitsplatz erforderlichen Fertigkeiten und Fähigkeiten bestehen offenbar nicht allein aus bestimmten Handgriffen, Denkweisen oder Umgangsformen, sondern auch aus einer Weise, diese zu beherrschen, zu denen die Darstellung von Geschlecht und Sexualität dazugehört. Sie wird an Arbeitsplätzen eingeübt, reproduziert und umgearbeitet. Denn, wie im Fall von Laura Aguilers Bild, können diese erforderlichen Weisen, Fertigkeiten und Fähigkeiten darzustellen, auch in einen Widerspruch zu Kategorien der (identitären) Zugehörigkeit von Subjekten treten (vgl. auch Wagens in diesem Band). Dann, so lässt sich formulieren, fällt *mehr* sexuelle Arbeit an: Eine, die so auftritt, muss sich wohl fragen, ob sie in diesem Outfit Klient_innen empfangen oder bei einer Gerichtsverhandlung das Wort ergreifen soll. Indem das gesamte Bild von Laura Aguilar im Blick ist, kann gesehen werden, dass es nicht einen *einzigsten* zu verhandelnden Platz als entweder der heterosexuellen sozialen Ordnung oder der Ordnung des Produktionsregimes zugehörig anbietet. Indem wir beide Medien – sowohl den handgeschriebenen Text als auch die Fotografie –

als zutreffende Mittel erachten, welche die fragliche Person beschreiben, ergibt sich eine Instabilität: Die Person sieht nicht unbedingt aus wie eine Anwältin, und ihr Foto würde uns nicht unbedingt auf den Gedanken bringen, dass hier Arbeitspositionen verhandelt werden. Die Zusammenführung der beiden von Text und Bild aufgerufenen Plätze lässt sich als eine widersprüchliche Fügung beschreiben. Sie zeigt, dass es zwar nicht unbedingt festgelegt ist, dass die fragliche Person eine Gerichtsschreiberin sein wird und dort etwa einen Platz in der Weiblichkeit besetzt, der beispielsweise daraus besteht, männlichen Chefs zuzuhören. Die gesellschaftlichen Plätze, die das Bild aufruft – jener der Anwältin, der Butch, die einer lesbischen Subkultur angehört, und einer Klassenaufsteigerin –, werden aber dennoch weder aufgelöst noch weggelassen, weil sie für die Darstellung unwesentlich erschienen. Vielmehr thematisiert ihre Anwesenheit in Text und Bild die Intaktheit und Widersprüchlichkeit der spezifischen Normen und Ressourcen, die an den jeweiligen Kategorien arbeiten. Nur mit einem recht großen Aufwand, so ist daraus zu schließen, ist es möglich, die unterschiedlichen Anforderungen und Zuweisungen an diese Plätze aufzugreifen und *gleichzeitig* zu besetzen – sowohl für die dargestellte Person als für die Betrachter_in. Dieses Bild anzuschauen erfordert, wie ich meine, einen produktiven, lesenden Blick, der die Plätze *durchquert* und sie dabei etwa in einer singulären Geschichte verbunden zu einem verständlichen Bild anordnet. Diesen Aufwand, diese sexuelle Arbeit, könnte man überdies auch als eine Praxis des Bildes bezeichnen: Der Titel des Bildes verleiht dem, was dabei produziert wird, sogar den Namen einer Subjektivität oder einer neuen sozialen Kategorie, die gesellschaftliche Anerkennung und Sichtbarkeit einfordert: „Latina Lesbian #2“ nennt Laura Aguilar diesen Teil aus einer Serie.

Laura Aguilar betonte, dass sie mit dieser Serie von Portraits entgegen verbreiteten negativen Stereotypen das kulturelle Bilderrepertoire um positive Bilder von Latina-Lesben erweitern wolle (Aguilar 1988). Ihr Projekt könnte in gewisser Weise als Fortsetzung feministischer Programmatiken verstanden werden, wie sie von Filmemacherinnen der 1970er Jahre ausgerufen wurden: Unter dem Namen *Frau* – sowohl als Kampfbegriff wie als identitäts- und solidaritätsschaffende Einheit verstanden – sollten Filme, zu vergessenen weiblichen Geschichten und aus authentischen Erfahrungen von Frauen gespeist, dem feministischen Film zu einer neuen Stimmlage und Bildsprache verhelfen.⁸ Anders als in dieser Linie möchte ich meinen Blick unter dem Fokus der Prekarisierung jedoch nicht sofort in der titelgebenden Kategorie stillstellen. Vielmehr möchte ich in dem Aufwand fortfahren, in der Praxis, zwischen den geforderten und gewünschten Bildern der Lesbe, des Juristen und der Tochter einer Migrantin beständig und

aufwändig hin und her zu wandern. Das öffentliche Bild einer erfolgreichen lesbischen Latina-Anwältin, dessen Sichtbarkeit Laura Aguilers Arbeit von 1987 propagiert, ist heute nach wie vor prekär, es besitzt keine Evidenz und doch ist es nicht undenkbar, unvorstellbar oder *unbewohnbar*. Es kann jedoch nicht als eine stabile, durch wechselseitige Ergänzung hervorgebrachte und gesellschaftlich anerkannte Kategorie gelten. Anstelle der Fähigkeit, einen fixen Platz möglichst gut auszufüllen, weist das Bild der portraitierten Person auf eine neue Anforderung, die der „Durchquerung“ (Lorenz/Kuster 2007, 141 ff., 235 f.): Die Person ist aufgefordert, aus einem Gefüge unterschiedlicher, möglicherweise widersprüchlicher Praxen und Normen Handlungsoptionen und Freiheitsgewinne abzuleiten und dabei die implizite Drohung, auf einen der eindeutigen Plätze relegiert zu werden, möglichst abzuwenden. Die Durchquerung erfordert eine beständige Bearbeitung von Widersprüchen, verlangt nach beständigen Entscheidungen in einem vorgegebenen Rahmen. Aus der Perspektive des Platzes als *Anwalt* lässt sich die Geschichte einer Person denken, die ihre sexuelle Identität als eine Privatsache distanzieren kann, sie kann sie *zu Hause lassen*. Sie kann aber auch entscheiden, ihren Mandant_innen in Lederjacke gegenüberzutreten, vielleicht weil sie zu einer Staranwältin für Immigrationsrecht geworden ist, weil und indem sie die Kategorien *Frau*, *Lesbe* und *Latina* gegeneinander verhandeln und bearbeiten kann und muss. Vielleicht unterwirft sich *diese* Anwältin den Regeln, als Anwalt außergewöhnlich tough zu sein, gerade besonders gut, um dann wieder in Distanz zu ihnen treten zu können, indem sie etwa die Rechte ihrer Mandant_innen aus der Position einer parteiischen Verbundenheit als Latina-Butch verteidigt. Die Anordnung eines solchen *double-binds* aus Zwang und Ermöglichung von Durchquerungen, die ich Prekarisierung nenne, bildet ein neues Machtdispositiv im Feld der Arbeit aus, wie ich argumentieren möchte, das den Aufwand sexueller Arbeit vermehrt (vgl. Lorenz/Kuster 2007). Ich schlage vor, die Arbeit von Laura Aguilar als Eingriff in die gegenwärtigen Diskurse um Arbeit und Ökonomie zu interpretieren, die häufig ein *Doppelspiel* produzieren: Sie forcieren die Pluralisierung etwa sexueller und geschlechtlicher und anderer Lebensweisen, die ein Ideal der *freien* Gestaltbarkeit des Lebens symbolisieren, zugleich aber deren strukturelle Hierarchisierungen entpolitisieren und in den Bereich des Privaten oder einer *kulturellen Identität* verweisen. Im Kontext der Prekarisierung betrachtet, macht Laura Aguilers Darstellung weniger eine Kategorie oder einen Namen als vielmehr den *Aufwand* solcher Durchquerungen sichtbar und lenkt die Phantasie der Betrachter_in auf Widersprüche und möglicherweise ausgehandelte Konflikte zwischen der Frau, dem Anwalt, der Tochter einer Latina-Migrantin, einer Klassenaufsteige-

rin und dem Begehren einer Butch. Eine solche Artikulationsform ermöglicht *Umarbeitungen* – und als eine solche möchte ich vorschlagen, das Bild „Latina Lesbian #2“ zu verstehen: Es fordert die geltenden Regeln der Lesbarkeit heraus, es bietet dem Blick weder das Bild einer Minorität als Verwertungspotenzial an – die Person stellt weder ihre Herkunft noch ihre Sexualität als exotisches Bild der Abweichung (vom Normalarbeitsverhältnis) aus – noch präsentiert es eine Ausgestoßene (ein Opfer der Prekarisierung), sondern eine, die in Auseinandersetzungen (der Durchquerung) verwickelt ist, die unser Interesse wecken und uns anstecken könnten. Die politische Handlungsoption des Bildes könnte als Wunsch entziffert werden, als Betrachter_in dorthin mitzugehen, wo der Prozess der Subjektivierung über das Verhaftetsein an die Produktionsbedingungen einerseits und an die Begrenztheit von *Zugehörigkeit* oder Identitätskonzepten andererseits hinaustreibend gewissermaßen einen Überschuss produziert, eine Singularität, die sowohl spezifische Grenzen als auch Möglichkeitsräume des Gesellschaftlichen aktualisiert.⁹

... und dann?

Im Anschluss an die Leseweise der Arbeit von Laura Aguilar, mit der ich Prekarisierung weder als ein So-Sein noch als allein durch äußere Umstände bestimmt fasse, drängt sich die Frage auf, was dies für kollektive Handlungsoptionen in der Prekarisierung bedeutet. Wenn das Prekär-Werden gesellschaftlicher Plätze die Aktivierung und Aktualisierung von Durchquerungen in Gang setzt, so fragt sich nicht nur, wie diese ihrerseits soziale Felder aktivieren, sondern vor allem: Wann und wo lassen sich dabei Konflikte aufmachen, die über ein individuelles singuläres Arrangement hinausweisen? *Singularität*, verstanden als Unvergleichbarkeit und 'Irreduzierbarkeit', auszurufen, müsste sich berechtigterweise den Vorwurf gefallen lassen, dass sich damit Macht- und Herrschaftsweisen der Kritisierbarkeit entziehen. In Laura Aguilars Artist Statement findet sich jedoch auch ein Hinweis, der deutlich etwas anderes als eine beziehungslose Singularität meint. Sie spricht von ihrer Arbeit als einer Kollaboration zwischen den Modellen und ihr selbst – „intended to be viewed by a cross-cultural audience“. Damit spricht sie von dem Wunsch, dass das Bild als singulärer Effekt einer Relationalität eine Kette in Gang setzte, die über Betrachter_innen verlaufend zu neuen Erfahrungen führte, die sie mit den Begriffen „recognize“ und „initiate“ an das Bild anschließend denkt (Aguilar 1988).

Wenn ich nicht von Organisation oder Bündnissen spreche, sondern – vorsichtig und zugleich vielleicht optimistischer – für solche Verkettungen und

Anschlüsse den Begriff der *Ansteckung* ins Spiel bringe, dann nicht bloß, weil der Text sich im Gebiet kultureller Artefakte bewegt, für die sich Begriffe wie Organisation weniger anbieten. Vielmehr möchte ich mich in Bezug auf die Politiken und Erfahrungen der sozialen Bewegungen rund um die europäischen *MayDays* für eine strategische Offenheit des Begriffes aussprechen und schließe mich der Vorsicht gegenüber Vereinheitlichungs- und Vergemeinschaftungseuphorien rund um die Begriffe Prekarisierung/Prekarität an: Efthimia Panagiotidis plädiert in dem Zusammenhang etwa für eine Politik, die am Alltag der Subjekte ansetzt und die „schwankende Lage“ der Prekarisierungsweise aufgreift. Dabei avisiert sie eine Ausweitung des politischen Raums und setzt auf die selektive Kraft der deleuzschen *Bejahung*, neue Freiräume zu schaffen, und auf Operationen „vernetzter Affektionen“ (Panagiotidis 2007). Unter der Losung „Wenn das Prekariat überhaupt irgendetwas ist, dann ist es selbst prekär“, denkt Gerald Raunig das *Prekariat* mit dem Begriff der *Multitude*. Organisierungspotenzial ortet er dabei in der Aktualisierung ihrer „Verkettungspotenziale“ hin zur „Entwicklung eines furchterregenden Monsters“ (Raunig 2007).

Wenn Prekarisierung aus einem Ensemble von Negativ-Verhaftungen an die so genannten Normalarbeits- und -lebensverhältnisse besteht, die gleichzeitig – insbesondere aus feministischer Perspektive – nicht als glückliche erinnert werden, sondern vielmehr als Teil einer gesellschaftlichen Veränderung zu verstehen sind, die Subjekten neue Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten eröffnen, dann kann ihr politisches Potenzial nur in dem Versprechen liegen, über die prekären Subjektivierungsweisen hinauszutreiben, welche die Verstrickung in Macht- und Herrschaftsverhältnisse voranbringen. Prekarisierung stellt sich so als eine Gleichzeitigkeit dar: Sie lässt sich als Anreiz und Bedingung verstehen, sich von Plätzen, die als Abweichung von ausschließenden Normen gehandelt werden, weg- und vielleicht sogar näher an eine *Normalität* – wie jede_r andere – heranzubewegen. Zugleich zeigt sie sich dabei immer auch als eine infame Drohung des Ausschlusses aus (etablierten) Institutionen der Anerkennung und der Intelligibilität.

Prekarisierung als ein Modus der Produktion

Ich möchte abschließend diese Überlegungen nochmals auf konkretes audiovisuelles Material zurückführen und sie an einem Beispiel aus meiner eigenen Praxis der Filmarbeit durchspielen. Das dokumentarische Video „Rien ne vaut que la vie, mais la vie même ne vaut rien“ (Nichts ist wie das Leben, aber das Leben selbst ist nichts) geht von einem gesellschaftlich besonders exponierten Ort

aus, einem Ort der ausschließenden gesellschaftlichen Einschließung als Asylbewerber_innen und beschreibt Prekärwerden als eine normalisierende Strategie des Flüchtigwerdens. Anlass, diesen flüchtigen Ort zu artikulieren und damit gleichzeitig auch seine Produktion in Gang zu setzen, war ein dokumentarisches Filmprojekt¹⁰, das ich zusammen mit Moise Merlin Mabouna entwickelte, der zum damaligen Zeitpunkt jene Flüchtlingsunterkunft bewohnte, die Gegenstand der gemeinsamen kulturellen Praxis werden sollte. Sie adressiert das Regime und die Umstände einer Immigration, die Subjekte in Deutschland ins Asylverfahren und repressive Lagersystem verwickelt. Bei Präsentationen der fertigen Arbeit beobachtete ich, wie mein Co-Autor Moise Merlin Mabouna, der in diesem Film zu sehen ist und gewissermaßen auch als sein beispielhafter Gegenstand auftritt, immer entweder *als Flüchtling* oder *als Filmemacher* adressiert wurde. Die Formulierung der Zugehörigkeit zu einer dieser Kategorien der „Spezifität“ (Probyn 1996) schien die Zugehörigkeit zur anderen auszuschließen, obwohl die vorgestellten Bilder weniger die Lesart als Portrait nahe legten, das über eine Identität Auskünfte erteilte. Vielmehr handelt es sich bei „Rien ne vaut...“ um eine filmische Reflexion über die Subjektivierung als Flüchtling. Meine Präsenz als allerdings nicht abgebildete Adressatin von Aussagen im Film einerseits und als nicht näher beschriebene Co-Autorin andererseits erwies sich in Abhängigkeit der Konstruktionsleistungen und Perspektiven des jeweiligen Publikums als ebenso beweglich: Sie schwankte zwischen einer Art *Assistentin* oder der *eigentlichen Filmemacherin*. Dabei wurde mir klar, dass unsere erklärte Autor_innen-Kollektivität, die etablierte Regeln der Arbeitsteilung zwischen einer Dokumentarist_in und ihrem Protagonisten verwischte und unterlief, im Verhältnis zu dem, worüber der Film sprach, dazu führte, dass auch mein ansonsten nicht grundsätzlich angefochtener Platz als Kulturproduzent_in offenbar vom Migrationsregime erfasst wurde. Oder anders: Eine Anerkennung auf der Höhe der Aktualität aller Subjektpositionen, die diese Arbeit zu verhandeln und zu durchqueren versuchte, war für unser Publikum nur selten auszusprechen. Und auch für uns selbst stellte sich ein solches Sprechen, das nach Mobilisierung und Verflüssigung verlangte, als schwierig dar. Mit Elspeth Probyn, die herausstellt, dass wir unsere Leben nicht als allgemeine Kategorien lebten (also etwa nicht: „as a lesbian I should do this, as a feminist as ought to do that“), ließe sich dieses filmische Sprechen als ein Prozess der Bewegung von der *Spezifität* hin zur *Singularität* beschreiben:

The movement from specificity to singularity can be understood as processes that render the virtual actual – the ways in which the general becomes realized by individuals as singular (Probyn 1996, 22).

Singularität ist für Probyn kein spontaner Akt und keine individualisierte Angelegenheit, sondern etwas, das manchmal hart erkämpft werden und sich sogar als unmöglich erweisen kann, sie ist eine *Aktualität*, die hergestellt werden muss und somit zutiefst relational: „Singularity is thus *rendered*, not posited; it is to be PRODUCED in the processes of reducing possibility“ (Probyn 1996, 24 Hervorhebung: v. E.P. kursiv, v. B.K. Großbuchstaben). Dass sie nicht an jedem Ort und zu jeder Zeit möglich wird, sondern erstritten werden muss, zeigte sich uns in der Praxis der Arbeit am Film. Erst im distanzierten Umgang mit bereits gedrehtem Material, weit weg von den Realitäten des Lageralltags in der deutschen Provinz gelang es uns nach und nach, unser eigentliches *Thema* oder den *Angriffspunkt* des Films herauszuarbeiten, dass dem Ansehen und der Anerkennung als Flüchtling ein souverän reflektierter Auftritt als Kulturproduzent_in als Widerspruch gegenüberstand. Diese Unvereinbarkeit trägt Moise Merlin Mabouna in einer abschließenden Regie-Erzählung, im Angesicht seines eigenen Bildes als Bewohner eines Flüchtlingsheimes, das medialisiert auf dem Computer am Schnittplatz meiner Berliner Wohnung erscheint, vor:

Im Heim werden wir darauf reduziert, in etwa die Form anzunehmen, welche die Deutschen uns geben. Sie sagen, ah, die Afrikaner, das ist dieser Typ da, der sich einen Rasta auf den Kopf macht und der sich in der Disko herumtreibt. Siehst du, sie vergessen, dass wir Ausbildungen gemacht haben, dass es unter uns Intellektuelle gibt. Und wir, wir sind gezwungen, die Form anzunehmen, die man uns geben will, weil wir nicht die Mittel haben, uns zu wehren. Wir kommen hier an, sehr heterogen, jeder mit seiner Mentalität, mit seiner Kultur. Wir kommen ja aus unterschiedlichen afrikanischen und auch europäischen Ländern. So finden wir uns wieder, alle im selben Heim, derselben Ordnung, demselben Leben unterworfen. Und so werden wir gezwungen, die Form anzunehmen, welche die Deutschen uns geben. Sie gießen uns in Form, genau. Wie wenn du ein Croissant machst: Du nimmst das Mehl, eine Gussform, zum Beispiel diese Flasche da, man füllt uns da rein, wie Mehl, und dann härtet man uns. Und wenn wir herauskommen, haben wir exakt die Form dieser Flasche, weil man uns in Form gebracht hat. Deshalb können wir keine guten Berufe ausüben, sogar wenn wir das Heim verlassen. Sie haben uns geistig tot gemacht, uns in Form gegossen und dumm gemacht. [...] Wenn du rauskommst und sogar einen Pass hast, bist du auf Hilfsarbeiten herabgesetzt. Du musst Wohnungen fegen, putzen. Dagegen kannst du nichts machen, siehst du? Man stellt uns her in Deutschland. Wir verlieren sogar das Französisch. Ich habe mein ganzes Französisch verloren. Ich drücke mich nicht mehr sehr gut aus wegen dem Kulturschock. Dieses Sprachgemisch im Heim; man leiht sich hier ein Wort und da... und bumm – das ergibt eine andere Sprache. Wir verlieren geistig sehr viel. Siehst du, so behandelt man uns in Deutschland. Man fertigt uns an. Jaja, man produziert uns. (Mabouna/Kuster 2002/03)

Die Filmnarration entscheidet die in dieser Szene zwischen dem Text und der vom Sprechenden eingenommenen Platz als Regisseur aufgespannte Wider-

sprüchlichkeit der Produktion eines Subjektes letztlich nicht auf eine Seite hin. Sie bleibt in dieser Hinsicht ein uneindeutiges Produkt, anhand dessen Zirkulation wir allerdings zuzuschauen begannen, wie unsere Plätze als Akteur_innen dadurch weder *differenter* noch *gemeinsamer*, sondern *prekärer* wurden: Indem wir die Aufmerksamkeit auf die Prozesse jenes Erlangens von Kohärenz *als* Flüchtling oder Filmemacher_in gelenkt hatten, fanden wir uns diesen Prozessen über den Film hinausgehend ausgesetzt. Die Kohärenz findet nicht einfach aus sich selbst heraus, sondern in Abhängigkeit davon statt, wie die mit diesen gesellschaftlichen Plätzen verbundenen Anforderungen als Fertigkeiten dargestellt, von anderen Subjekten und Institutionen beantwortet werden und Anerkennung finden können. Wir begannen zu verstehen, dass die Filmarbeit, die aus dem eigentlich simplen Versuch bestand, mit den vorgängigen Narrationen über die *sicheren Plätze Flüchtling* wie auch *Dokumentarfilmer_in zu arbeiten*, uns selbst vorantrieb. Von diesen Plätzen aus starteten wir und traten an, sie zu modifizieren, indem wir uns gegenseitig dazu einsetzten. Die fragilen Modifikationen, die wir durch diese *Verkettung* in Gang gesetzt und formuliert hatten, begannen uns in unseren jeweils eigenen Arrangements gegenüber normalisierenden Blicken in die Flucht zu schlagen: Blicke, die wir auf uns selbst und aufeinander warfen oder die uns von Dritten zugeworfen wurden. Prekarisierung hieß hier nicht bloß, auf mehrere Plätze zugleich gerufen zu sein und diese miteinander verhandeln zu müssen, sondern das Selbstidentischwerden furchtlos zu fliehen, um dabei jene Intelligibilität herzustellen (oder zu verteidigen), die wir mit dem Film als *Ort der Ansteckung* zu behaupten versucht haben. Könnte dies ein flüchtig erhaschter Blick sein, aus einem beängstigenden, von Prekarisierung durchfurchten Antlitz, das uns schon seit geraumer Zeit anschaut – insbesondere auch in Folge von (Arbeits)Verhältnissen, in denen (kulturelle) Kapital- und Arbeitsformen in diskontinuierlicher, flexibler und unbezahlter Weise zur „Illusion der kulturellen Ausnahme“¹¹ getauscht werden?

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu auch den Film *Arbeiter verlassen die Fabrik*, Deutschland 1995, 37 min. von Harun Farocki, der ausgehend von dem Lumière-Film Szenen aus 100 Jahren Filmgeschichte montiert und das variierte Motiv kommentiert sowie Harun Farockis gleichnamigen Text von 1995 (wiederabgedruckt Farocki 2000).
- 2 Vgl. dazu etwa die von Ramón Reichert und Florian Wüst kuratierten Filmprogramme „The Vision Behind“, die Industrie- und Gewerkschaftsfilm, Werbe- und Dokumentarfilme, Videoclips und Experimentalfilme aus den Jahren 1922-2005 kombinierten, sowie die entsprechende Publikation Hentschel u.a. 2007.

- 3 Vgl. etwa den Film *Jeanne Dielmann, 23 Quai du Commerce – 1080 Bruxelles*, Belgien 1975, 225 min. von Chantal Akerman.
- 4 Vgl. demgegenüber zur denormalisierenden queeren Strategie der „VerUneindeutigung“ (Engel 2002) sowie im Kontext von Prekarisierung Engel (2007, 284-288).
- 5 Vgl. zu der Anrufung der Künstler_innenfigur etwa das Forschungs- und Veranstaltungsprojekt *Atelier Europa* im Kunstverein München. 12. März bis 13. Juni 2004. <http://www.ateliereuropa.com/>.
- 6 Die Autoren benutzen den Begriff des „methodologischen Fordismus“ im Zusammenhang ihres Unterfangens, nach theoretischen Modellen zu suchen, welche die „Aktualität ‘illegaler Migration’“ und ihre „Einbettung in sich transformierende Arbeits- und Produktionsverhältnisse“ zu fassen vermögen, ohne auf eine verkürzte Figur der Nation zurückzufallen, wie sie sagen. Es geht ihnen dabei darum, Spuren der Arbeitsverhältnisse und ihre Kontrollregime – nicht zuletzt in der Begriffsbildung einer Wissensformation – *gleichzeitig* zu adressieren.
- 7 So lautet der Titel des von Michaela Wunderle (1977) herausgegebenen Band, der Texte der italienischen Frauenbewegung unter dem Stichwort der politischen Subjektivität *als Frau* zusammenführt.
- 8 Vgl. etwa das 1973 von Helke Sander und Claudia von Alemann organisierte „1. Internationale Frauenfilmseminar“ in Berlin, wo in rund 40 Uraufführungen Filmemacherinnen präsentiert wurden, die sich mit der Frauenbewegung auseinandersetzten.
- 9 Nicht zufällig scheint mir, dass der Text differenziert zwischen der Vorstellung der Mutter, eine Gerichtsschreiberin zu *sein* und der Praxis, eine Anwältin zu *werden*.
- 10 Mabouna, Moise Merlin/Kuster, Brigitta, 2002/03: Rien ne vaut que la vie, mais la vie même ne vaut rien [Nichts ist wie das Leben, aber das Leben selbst ist nichts]. 24 min. Vertrieb: Arsenal Experimental Berlin.
- 11 Zur Kritik der Konstruktion der „Ausnahme der Kultur“ vgl. diverse Veröffentlichungen der Gruppe „précaires et associés de Paris“, die im Netzwerk der „Intermittance“ aktiv ist, auf: <http://pap.ouvaton.org/>.

Literatur

- Aguilar, Laura, 1988: Artist Statement. <http://www.cla.purdue.edu/WAAW/Corinne/Aguilar.htm> (Download 12.01.2008).
- Boudry, Pauline/Kuster, Brigitta/Lorenz, Renate, 1999: Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit & Zuhause. Berlin.
- Dörre, Klaus/Fuchs, Tatjana, 2005: Prekarität und soziale (Des-)Integration. In: Zeitschrift Marxistische Erneuerung. 16. Jg. Heft 63, September 2005 <http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/archiv/xxinfo/h063s020.html> (Download 12.01.2008).
- Engel, Antke, 2002: Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/Main.
- 2002: Bilder der Verführung in die privatisierte Verantwortung. Ein Gespräch. In: Lorenz, Renate/Kuster, Brigitta (Hg.): Sexuell arbeiten. Eine queere Perspektive auf Arbeit und prekäres Leben. Berlin, 273-288.

- Farocki, Harun, 2000: Arbeiter verlassen die Fabrik (original von 1995). In: Schöne neue Arbeit. Programmbroschüre der 2. Internationalen Filmtage politischer Film. Wien/Linz, 12-17.
- Hentschel, Beate/Casser, Anja/Siemens Arts Program (Hg.), 2007: Technische und soziale Innovationen im Unternehmensfilm ab 1950. Berlin.
- Karakayalı, Serhat/Tsianos, Vassilis, 2005: Mapping the Order of New Migration. Undokumentierte Arbeit und die Autonomie der Migration In: Peripherie. Heft 97/98, 35-64.
- Lorenz, Renate/Kuster, Brigitta (Hg.), 2007: Sexuell Arbeiten. Eine queere Perspektive auf Arbeit und prekäres Leben. Berlin.
- Lorey; Isabell, 2007: Vom immanenten Widerspruch zur hegemonialen Funktion. Biopolitische Gouvernementalität und Selbst-Prekarisierung von KulturproduzentInnen. In: Raunig, Gerald/Wuggenig, Ulf (Hg.): Kritik der Kreativität. Wien, 122-132.
- Panagiotidis, Efthimia, 2007: Die 'gute Botschaft' der Prekarisierung. Zur Symbolik von SuperheldInnen in Zeiten der postfordistischen Zeichenflut. In: transversal. Heft 3. <http://translate.eipcp.net/transversal/0307/panagiotidis/de> (Download 12.01.2008).
- Probyn, Elspeth, 1996: Outside Belongings, New York/London.
- Raunig, Gerald, 2007: Das Monster Prekariat. In: Grundrisse. Heft 21. http://www.grundrisse.net/grundrisse21/gerald_raunig.htm (Download 12.01.2008).
- Wunderle, Michaela (Hg), 1977: Politik der Subjektivität. Texte der italienischen Frauenbewegung, Frankfurt/Main.

Agnieszka Zimowska

Eigensinnige Risse in der Klammer der Erfahrung Identitätspolitische Ambivalenzen bei der Organisation migrantischer Sexarbeiterinnen

In Debatten um den gesellschaftlichen Umgang mit Prostitution in der Bundesrepublik ist es inzwischen *denkbar*, Prostitution nicht mehr als Sittenwidrigkeit, sondern als *Sexarbeit*, als einen Beruf oder zumindest eine Dienstleistung zu betrachten, die nach kapitalistischen Marktregeln funktioniert. Der Begriff der Sexarbeit wurde von Alexander/Delacoste (1989) eingeführt und bezeichnet einvernehmliche sexuelle Dienstleistungen. Im Unterschied zur Prostitution betont er den Aspekt der Marktförmigkeit, Erwerbsroutinen und Inszenierungen von Sexualität. Sexarbeit wird dabei nicht als eine beliebig zumutbare Arbeitsform begriffen, sondern vielmehr als eine, die zunächst die Anerkennung ihrer gesellschaftlichen Relevanz einfordert und durch Rechte geschützt wird.¹ Sowohl gesellschaftliche Machtverhältnisse als auch die Handlungspotentiale von 'Sexarbeiterinnen'² in den Blick zu nehmen, halte ich für das Verständnis arbeitspolitischer Organisationsfragen migrantischer Sexarbeiterinnen wie auch generell im Rahmen aktueller Prostitutionsdebatten für wesentlich. Hinter ein politisierendes, kulturelle und ökonomische Zusammenhänge herstellendes Verständnis von Prostitution als Sexarbeit sollten geschlechterkritische Analysen meiner Ansicht nach nicht zurückfallen. Ich betrachte Sexarbeit im Kontext gesellschaftlicher Nachfrage nach intensiven, menschnahen Ver- und Umsorgungsdienstleistungen, die zunehmend von Migrantinnen unter teils prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen übernommen werden.³ Unter dieser Prämisse möchte ich zur Reflexion wissenschaftlicher Diskurse in Bezug auf (migrantische) Sexarbeit beitragen. Vor allem aber richte ich meinen Beitrag an Netzwerke, NGOs und Gewerkschaft(en) von Migrantinnen in der Sexarbeit – als Anregung und Unterstützung in ihren derzeitigen zaghaften Organisationsansätzen.

1. Identitätspolitische Organisationsstrategien und ihre Problematiken

Sexarbeit kommt im Zentrum politischer Organisationsbemühungen von 'Sexarbeiterinnen' einem 'Kampfbegriff' gleich. Wo Auseinandersetzungen um die Etablierung ihrer gesellschaftlichen Teilhabe sowie um ihre Sichtbarkeit, Ermächtigung und Repräsentation gegenhegemonialer Positionen als gesellschaftlich marginalisierte, stigmatisierte und prekarierte Subjekte geführt werden, wird strategisch auf die Dimension sexueller *Arbeit* positiv Bezug genommen. Wer sich als 'Sexarbeiterin' bezeichnet, stehe zur eigenen Erwerbstätigkeit, respektiere sich selbst und könne so u.a. mit KollegInnen unterschiedlichen Hintergrunds für die Verbesserung gemeinsamer Arbeitssituationen eintreten – so die Selbstverortung (vgl. Sexworkers in Europe 2006).⁴ Angesichts der nach wie vor dominierenden gesellschaftlichen Abwertung und Stigmatisierung sexueller Dienstleistungen wird das Potential zur Ermächtigung und erfolgreichen Vernetzung somit wesentlich im strategischen Bezug auf Legalitäts-, Anerkennungs- und Professionalisierungsdiskurse sexueller Arbeit ausgemacht. Unter deren Wirkung werden ermächtigte Subjektpositionen bis hin zu einer Berufsidentität als professionalisierte 'Sexarbeiterinnen' vor allem durch den Akt der Subjektivierung zur 'Dienstleistenden', einer 'Arbeitnehmerin' oder 'selbständigen Geschäftsfrau' herausgebildet. Die in den Organisations- und Repräsentationsstrategien zu findende Annahme beinhaltet zudem, dass der Akt der Ermächtigung gegen gesellschaftliche Marginalisierung von Sexarbeiterinnen idealer Weise durch einen Rückbezug auf 'geteilte authentische' individuelle Erfahrungen vollzogen werden könne: in diesem Fall als Frau, als prekär arbeitende und gesellschaftlich stigmatisierte 'Sexarbeiterin'. Diese Form der Maßnahmen zur gesellschaftlichen Teilhabe von Sexarbeiterinnen stützt sich folglich auf ein Authentizitätskonzept strategischer Berufsidentitätspolitik, das ich als 'Klammer der Erfahrung' bezeichnen möchte, und in deren Rahmen ermächtigte Positionen nahezu vorausgesetzt werden, um als in der Sexarbeit Tätige für eigene Rechte laut zu werden.

Bei gegenwärtigen Versuchen von Sexarbeiterinnen in der Bundesrepublik, sich in Interessensverbänden zu organisieren, zeigen sich jedoch nur wenige Migrantinnen bereit, gemeinsam mit deutschen und KollegInnen anderer Nationalitäten, ermächtigte Positionen von 'Sexworkern' einzunehmen und sich für die Forderung nach Grundrechten stark zu machen. Diese Beobachtungen in der transnationalen, kaum prestigeträchtigen, vergeschlechtlichten wie auch ethnisierten Sexdienstleistungsbranche lassen daher aus vernetzungspo-

litischer Perspektive einen Eindruck von 'Unorganisierbarkeit' aufkommen. Die Problematik einer politischen Organisation, die der Unterstützung von Sexarbeiterinnen in Arbeitskämpfen dienen soll, stellt daher meines Erachtens eine Herausforderung für branchenspezifische und vor allem subjektorientierte wissenschaftliche Analysen dar.

Vom Sexarbeitsdiskurs ausgehend, der auch meine anerkennende Haltung als Forschende im Feld der Sexarbeit maßgeblich prägte, ist im folgenden Beitrag zu klären, ob bei derzeitigen Organisationsversuchen für ein Kollektiv migrantischer Sexarbeiterinnen die als einigendes Moment angenommenen 'geteilten authentischen Erfahrungen' für alle Sexarbeiterinnen gelten und sie darüber mobilisiert werden können. Dazu reflektiere ich zunächst verschiedene Ebenen in der Analyse von Prekarisierung und lenke dann die Aufmerksamkeit auf Erfahrungen und ihre Deutungen als situiertem Wissen in Anlehnung an ein diskurstheoretisches Erfahrungsverständnis von Joan W. Scott (1991). Dies erlaubt, auch Differenzierungen in Subjektpositionen migrantischer Sexarbeiterinnen offen zu legen. Als empirische Grundlage dient hierfür ein Interview aus dem Sample meines laufenden ethnographischen und lebensgeschichtlichen Dissertationsprojektes mit zwei polnischen Migrantinnen, die in Deutschland als Prostituierte⁵ arbeiten. Dabei werde ich den Subjektivierungsprozessen der Protagonistin nachgehen und zeigen, auf welche Weise sie vergeschlechtlichte und ethnisch markierte Positionen im Feld der Sexarbeit für sich zusammen fügt. Anschließend kehre ich zurück zu der Frage, inwiefern Erfahrungen (von Prekarisierung) durch Migrantinnen in der Sexarbeit als identitätsstiftendes Moment zu ihrer Organisation als 'Sexarbeiterinnen' beitragen können. Dieses Vorgehen verstehe ich in Anlehnung an Boudry, Kuster und Lorenz (1999) als eine Intervention aus analytischer Sicht, die den Kanon des Sexarbeitsdiskurses – als dem inzwischen gesellschaftlich *Denkbaren* – auf produktive Weise verunsichert und weiter herausfordert. Dazu sind meines Erachtens kritische Lesweisen des Anerkennungsdiskurses notwendig. Zugleich gehe ich davon aus, dass dem gesellschaftlichen Phänomen der Sexarbeit nur adäquat begegnet werden kann, wenn diese *Arbeit* nicht Stigmatisierungen und Sanktionierungen, sondern die volle Anerkennung ihrer gesamtgesellschaftlichen Relevanz in Analysen und Praxen erfährt.

2. Zum Verständnis von Prekarisierung migrantischer Sexarbeit

Bevor ich Erfahrungen in der Sexarbeit an einem Fallbeispiel diskutiere, möchte ich zwei analytische Perspektiven auf die Prekarisierung in den Lebens- und Arbeitsbedingungen migrantischer Sexarbeiterinnen aufeinander beziehen und diese Konditionen umreißen.

Schätzungen des NGO-Projektes TAMPEP zufolge, die sich mit gesundheitlichen und sozialen Aspekten migrantischer Sexarbeit befassen, sind über 60% der etwa 400.000 Dienstleistenden im deutschen Sex-Business Frauen mit Migrationshintergrund (Tampep 2006). Entgegen dominanten Diskursen, die mit Migrantinnen als Sexarbeiterinnen vornehmlich Handlungssohnmacht und Zwang verbinden, gibt es im Sex-Business genauso erfolgreiche 'Karrieren' zu benennen, mit denen Migrantinnen ihre Ziele, seien sie materieller oder ideeller Art, verfolgen können. Ich konzentriere mich in diesem Beitrag auf den als prekär definierten Bereich migrantischer Sexarbeit, der gesellschaftliche Teilhabe enorm erschwert. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Migrantinnen in diesem Bereich sind gekennzeichnet entweder durch einen temporär gültigen oder fehlenden Aufenthaltstitel, grundlegend aber durch eine fehlende Arbeits-erlaubnis. Die Frauen bleiben deshalb häufig illegalisiert, von sozialer Absicherung durch gesellschaftliche Institutionen wie Kranken- und Rentenversicherungen ausgeschlossen. Ihre transnational ausgerichtete Alltagsorganisation ist häufig geprägt von flexiblen und zyklischen Arbeitsphasen im deutschen Sex-Business und durchbrochen von möglichst regelmäßigen Aufenthalten an Herkunftsorten. Bezogen auf das Prekarisierungsverständnis der Arbeitsgruppe Precarias a la Deriva (2004) kann man hierbei von prekären im Sinne von flüchtigen und prozesshaften Arbeits- und Lebensbedingungen sprechen.

Mit einem weiter gefassten Verständnis von Prekarisierung als beständigen Aus- und Neuverhandlungen umkämpfter und unfixierter Subjektpositionen in Machtverhältnissen weist Brigitta Kuster (vgl. 2006 und in diesem Band) über reine Erwerbsdimensionen der Prekarisierung hinaus. Aus meiner Sicht könnte mit dieser macht- und subjektorientierten Perspektive daher weniger die risikoreiche und flexible Arbeitsweise als vielmehr die gewählte Position 'der Sexarbeiterin' grundlegend als ein prekäres Unternehmen gedeutet werden. Denn diese Position erscheint mir mitunter auf Grund gesellschaftlicher Stigmatisierung und zugleich Exotisierung von Sexdienstleistungen eher unsicher und uneindeutig zu sein.

Diese beiden Verständnisse von Prekarisierung verbindend plädiere ich dafür, ein differenziertes Verständnis der Arbeits- und Lebensbedingungen von

Sexarbeiterinnen zu gewinnen, indem ihre spezifischen Deutungen der Erfahrungen Beachtung finden. Anstatt die vorzufindenden Arbeitskonditionen mit einem groben Raster der Prekarisierung analytisch zu unterlegen, lohnt es sich vielmehr in Anlehnung an die Historikerin Joan W. Scott (1991), die Erfahrungen dieser Bedingungen als diskursiv erzeugtes, situiertes Wissen zu begreifen und damit dessen Bedeutungsproduktion nachzugehen. Wie es möglich wird, sich den Deutungen der Erfahrung von Prekarisierung analytisch zu nähern, skizziere ich im Folgenden mit Bezug auf Scotts Ansatz.

3. Erzeugungs- und Deutungsprozessen von Erfahrungen auf der Spur

Joan W. Scotts Kritik an der Annahme unbezweifelbarer Authentizität geteilter, z.B. 'weiblicher' Erfahrung entstand im Rahmen ihrer Revisionen feministischer sozialer Kämpfe. Derart authentifizierte Erfahrungen seien ihres Erachtens bei Personen vorausgesetzt und man schreibe ihnen auf diese Weise Handlungskapazitäten zu, die wiederum unvermeidlich aus dieser Erfahrung heraus zum Widerstand gegen Ungleichheitsverhältnisse aktivierbar seien (vgl. Scott 1991, 787). Wie Scott konstatiert, werden Erfahrungen und Identitäten und somit auch der Widerstand von Individuen demnach selbsterklärend verwendet. Sie hingegen fasst Erfahrung als „die diskursiv erzeugte und sprachlich in Kraft gesetzte Geschichte des Wissens, mittels dessen Subjekte und ihre Handlungskapazitäten sich konstituieren und konstituiert werden“ (vgl. Scott 1991, 793). Die Handlungsmächtigkeit von Subjekten entsteht unter dem Einwirken bestimmter historischer, sozialer, politischer Diskurse, die das Wissen und somit die Erfahrungen formen (vgl. Scott 1991, 793). In diesem Sinne *haben* nicht Individuen Erfahrungen, sondern Subjekte werden durch Erfahrungen *erzeugt* (vgl. Scott 1991, 779).

Dieses Verständnis von Erfahrung möchte ich der eingangs aufgeworfenen Frage nach der Reichweite des strategischen Bezugs auf Erfahrungen bei der Entstehung der Berufsidentität 'Sexarbeiterin' für Migrantinnen und deren politischer Organisierungsbemühungen zu Grunde legen. Am Beispiel von Interviewsequenzen werde ich die Effekte der von mir selbst zu Beginn meiner Forschung an meine Interviewpartnerinnen angelegten kollektivierenden 'Klammer authentischer Erfahrungen' und Erwartung einer Professionalisierung sowie einer ermächtigten Identität als 'Sexarbeiterinnen' reflektieren. Im Folgenden gilt es daher empirisch nachzuvollziehen, welche Diskurse die Subjektivierungsweisen⁶ der interviewten Migrantinnen prägen, in ihren Erfah-

rungsprozessen zum Tragen kommen und dabei Bedeutungen für die Subjekte produzieren, die eine kollektivierbare Berufsidentität für sie ermöglichen oder erschweren.

4. Under Construction – Subjektivierungsweisen und Erfahrungsdeutungen migrantischer Sexarbeiterinnen

Meine beiden Interviewpartnerinnen Urszula und Karolina⁷ lernte ich 2006 während meiner teilnehmenden Beobachtung im Sexarbeitsfeld als Streetworkerin einer NGO kennen. Meine muttersprachlichen Polnischkenntnisse erlaubten mir, die Interviews in der gemeinsamen Sprache mit meinen Interviewpartnerinnen zu führen. An einem späten Vormittag besuchte ich die beiden Frauen in ihrem Apartment im Parterre eines Großstadaltbaus in einer ruhigen Wohngegend. Nichts wies darauf hin, dass sich hinter diesen Fenstern ein Sex-Business befindet, denn sie werden nicht als Gewerberäume geführt. Urszula lebt seit zwei Jahren in Deutschland. Als Polin kann sie sich infolge der EU-Osterweiterungsabkommen vom Mai 2004 visafrei und unbefristet in der Bundesrepublik aufhalten. Lediglich mit einer unbefristeten Arbeitserlaubnis kann sie auf Grund der Ausschlussklausel gegenüber den Neumitgliedstaaten nicht rechnen. Mit dreißig Jahren war Urszula 2004 ihrem langjährigen Partner nach Deutschland gefolgt.⁸ Seit Ende 2005 hat sie sich mit Hilfe eines Apartmentbesitzers ihre Wohn- und Arbeitsexistenz in einer Zwei-Zimmer-Wohnung aufgebaut. Am gleichen Ort zu wohnen und zu arbeiten, ist eine zusätzliche Herausforderung in diesem Job, in dem grundsätzlich gilt, zwischen Arbeits- und Privatraum zu trennen. Weder Urszula noch ihre Kollegin und Freundin Karolina hatten zuvor mit dem Sex-Business zu tun gehabt.

Im Folgenden konzentriere ich mich auf die Eingangssequenz des narrativen Interviews mit Urszula und zeige anhand dessen sowie anhand von Passagen aus dem im Anschluss daran geführten leitfadengestützten Interview auf, auf welche Diskurse sie Bezug nimmt, wenn sie ihre Erfahrungen und Subjektivierungen zum Ausdruck bringt. Die Interpretationen beruhen auf einem feanalytischen und abduktiven Vorgehen der Hypothesenbildung (vgl. Rosenthal 2005).

4.1 „Ab zwanzig Uhr bin ich eine andere, und Schluss“

Das Interview mit Urszula, dem auch Kollegin Karolina während ihrer Arbeitszeit größtenteils beiwohnte, eröffnete ich mit der hier anschließenden Eingangsfrage:

I: Ich interessiere mich eben für Biographien von Polinnen, die nach Deutschland gekommen sind und die jetzt hier eben in der Sexbranche arbeiten [K und U schauen sich an und lachen] So kann man es doch nennen?//

U: lachend: Nein das klingt wirklich total bekloppt//

I: Wie würdet ihr es bezeichnen?//Wie würdest du es nennen?//

U: Es gehörte sich, weil wir als Prostituierte arbeiten, aber das klingt so schlecht, oder//

I: Ich versuche das irgendwie zu umschreiben//

K: Nein, weil es unangenehm klingt, nee//

U: Nee ne, lass uns nicht uns selbst beschließen, na das ist so und nicht anders, ne {K: Aber ich verstehe mich nicht//} Das ist so ein Beruf//ich auch nicht//[lachen] Ich mache das, was ich mache, es ist zwanzig Uhr, ich bin eine andere Urszula und Schluss, und nicht, dass ich wäre, so ist es halt//(Urszula, 13.7.06, 2/17-37)⁹

Diese Situation steht symptomatisch für zwei Aspekte: für die hier zentrale Diskussion um Anerkennungs- und Professionalisierungsdiskurse und für die Frage danach, inwiefern diese migrantische Sexarbeiterinnen als Subjekte erzeugen und ihre Erfahrungen durchziehen. Wie diese Sequenz aufzeigt, finden bereits im Vorfeld des Interviews Machtverhandlungen um Zuschreibungen und Selbstpositionierungen zwischen den Interviewten und der Interviewerin statt. Sowohl Urszula als auch Karolina bringen gleich zu Beginn des Interviews zum Ausdruck, dass sie mit der *Anrufung*¹⁰, die ich ihnen in der institutionalisierten Position als Streetworkerin und Wissenschaftlerin entgegenbringe, nicht einverstanden sind. Sie möchten hier Kontrolle über die Definitionsmacht ihrer Subjektposition behalten. Während ich als von Anerkennungsdiskursen geprägte Interviewerin sie unhinterfragt nach der Lebensgeschichte einer ermächtigten Sexarbeiterin befrage, verweisen beide Frauen – so zeigt die Feinanalyse – auf das gesellschaftliche Stigma, das der Sexarbeit anhaftet, verwahren sich aber gleichzeitig gegen die Markierung, die dem eingeführten Professionalisierungsdiskurs entspringt, mit dem ich eine Anerkennung auszudrücken meinte. Sexarbeit ist aus Urszulas Sicht ein „schlecht klingender Beruf“. Urszula beschreibt zudem den Subjektivierungsprozess, den sie im Laufe jeden Tages immer aufs Neue in den gleichen Räumen vollzieht. Dabei präferiert sie gegenüber ‘der Sexarbeiterin’, die auch nach Feierabend ihre Relevanz behält, die Subjektposition ‘der Prostituierten’, die sie diskursiv zu stützen weiß, von der sie sich aber auch distanzieren kann. An einer weiteren Stelle stellt sie es noch klarer heraus, als ich sie fragte:

I: Ich würde dich gerne etwas fragen eben, was *professionelle* Arbeit hier in der Branche anbetrifft//Und {U: Professionelle}, Ja eben so wie du professionell gerade arbeitest, ne//

U: Aber ich arbeite nicht professionell (lachend), ich bin keine Professionelle//

I: Na//Mit der Zeit vielleicht//

U: (lachend) Ja vielleicht mit der Zeit, ich hoffe, dass ich es nicht sein werde//Nein, ich hoffe, dass ich es nicht werde, aber nein, ich denke zum Beispiel darüber nach, es legal zu machen//(Urszula, 13.7.06/8/46-9/36)&Z&

Während ich erneut um einen Zugang zum Wissen auf der Ebene der Erfahrung als ermächtigte Sexarbeiterin ersuche, dieses sogar als einen Maßstab für die mögliche Subjektposition 'der Professionellen' anlege, die eines Tages erreicht werden könne, widersetzt sich Urszula dieser Anrufung. Gleichzeitig führt sie die dafür aus ihrer Sicht konstituierenden Aspekte zusammen: Die Verknüpfung von Berufsidealität mit der Dauer der Tätigkeit und dem arbeitsrechtlichen Status. Wie viele migrantische Prostituierte sieht Urszula in der Tätigkeit unter prekären Konditionen ein kurz- bis mittelfristiges Mittel zum Zweck, ihre weitere Zukunft im Herkunftsland finanziell absichern zu können. Im Gegensatz zu Migrantinnen, die unter gleichen prekären Konditionen arbeiten und sich durchaus als 'Sexarbeiterinnen' bezeichnen, ist für Urszula keine derartige berufliche Identität im von ihr veranschlagten Zeitrahmen denkbar.

Vor dem Hintergrund dieser in den Interviewausschnitten anklingenden Anerkennungs- und Professionalisierungsdiskurse erlangt die Frage Relevanz, welche Erfahrungen eine ermächtigte Sexarbeiterinnenposition für Urszula eher ausschließen. Es lassen sich über diese bereits eingeführten Diskurse hinaus hierfür zwei weitere Diskursstränge – die der migrationsrechtlichen und der Risikodiskurse – in Bezug auf Urszulas Erfahrung in der Arbeit als migrantische Prostituierte erkennen, die ich anhand weiterer Interviewsequenzen exemplifiziere.

Urszula kommt im Kontext meiner Frage nach ihrer Position zu Polinnen in der Bundesrepublik auf ein unsolidarisches Klima unter polnischen Migrantinnen zu sprechen, in dessen Folge Vertrauen auf der Basis gemeinsamer Herkunft oder der Subjektposition Frau für sie zur Falle zu werden droht.

U:(...)Karolina ist ein nettes Mädels, sie ist wirklich super und ich habe sie so lieb gewonnen, dass ich nicht weiß, ich hatte sie nicht gekannt, ich hatte sie bereits lieb gewonnen//Aber so habe ich keine gute Meinung von Polinnen//Ich hatte so eine Freundin, sie hat hier deutsche Papiere und//Nein nein nein nein//(lächelt) Und eine würde der anderen//Wenn sie könnte, würde sie ein Messer in den Rücken rammen//Nein aber so ist die Wahrheit//Hier ist sie deine Freundin, du drehst dich um und sie würde dir das Messer in den Rücken rammen//Weiß nicht//Ich sage nicht, dass alle//Vielleicht habe ich so allgemein gesagt//Ist vielleicht, wie sagt man, auf hundert Prozent//Gibt es sechzig schlechte vierzig gute, oh in der Art kann ich das, ich sage nicht allgemein, aber ich habe hier keine in Deutschland, ich habe

keine gute//die Polinnen, mit denen ich mich getroffen habe//Sogar als ich noch nicht, ich sage nicht hier, in der Branche//Im Allgemeinen, mit denen ich mich getroffen habe//Ich habe keine gute Meinung von ihnen//Habe ich nicht (...)//(Urszula, 13.7.06/11/29-12/1)

Urszula grenzt in diesem Vergleich ihre derzeitige persönliche Arbeitsbeziehung zu Karolina gegenüber bisherigen Erfahrungen von mangelnder Solidarität und rechtlich-sozialer Hierarchie unter polnischen Migrantinnen ab. Dabei stellt sie im quantitativen Vergleich diese Freundschaftsbeziehung als außergewöhnlich heraus, die sie unter all der verspürten Konkurrenz zu schätzen weiß. Sie kontrastiert diese mit Erfahrungen, die sie mit einer rechtlich privilegierten Subjektstatusgruppe machte, und mit Enttäuschung sowie Missgunst verbindet: den Polinnen mit deutschem Pass. Hinsichtlich der Annahme einer 'einigen Erfahrung' unter polnischen Migrantinnen wirkt sich, wie u.a. hier erkennbar, der migrations- und aufenthaltsrechtliche Diskurs differenzierend aus. Wie Urszulas Selbstpräsentation im gesamten Interview zu verstehen ist, konstituiert sie sich gegenüber rechtlich abgesicherten Landsfrauen als Subjekt mit zwar geringeren Ressourcen, dafür aber als die individuell solidarischere Migrantin, die beim Konkurrenzspiel nicht mitmachen will. Sie würde ihre Erfahrung der Hierarchien, die unter Einwirkung migrationsrechtlicher Diskurse entstehen und sich in aufenthaltsrechtlichen Restriktionen manifestieren, nicht mit denen abgesicherter Kolleginnen gleichsetzen wollen.

Die Einwirkung von Risikodiskursen auf Urszulas Selbstdeutung verdeutlicht meines Erachtens weitere Differenzierungslinien in Bezug auf Erfahrungen migrantischer Sexarbeiterinnen. Wie sich im Laufe der Feldforschung und der Interviews herausstellte, führt Urszula gemeinsam mit Karolina das Apartment zu gleichen Konditionen; sie teilen alle Risiken und Chancen. Zu zweit schützen sie sich vor Übergriffen der Klienten aber auch der Profiteure, die versuchen, isoliert arbeitende Frauen wie sie für eigene Interessen einzuspannen. Urszula wehrt solche männlichen 'Beschützer' sowie damit verbundene verfängliche geschäftliche Arrangements ab. Auf die Frage nach der Vorstellung idealer Arbeitsbedingungen in der Branche verteidigt sie ihre derzeitige Arbeitssituation durch eine Kontrastierung, die sie, wie sie sagte, lediglich aus TV-Sendungen herleiten kann:

U: Weil es geht nicht, dass du im Palast arbeitest, eine Sklavin bist//Weil das vielleicht ideale Bedingungen im Inneren, in der Wohnung sind//Aber du bist eine Sklavin//Du hast nichts zu sagen//Und so wie es bei mir klingelt, habe ich keine Lust, öffne ich nicht//Wenn mich hier jemand beaufsichtigen würde, ich würde nicht aufmachen//Da gibt's nichts zu sagen//Er würde noch das Geld würde er

kassieren, würde mir davon ein paar Groschen abgeben//(...) Na ich weiß nicht// weiß nicht, mir kommt es so vor, dass na ideale Bedingungen, das ist das, dass eine frei ist, dass eine die Herrin für sich selbst ist//Das sind ideale Bedingungen// (Urszula, 13.7.06/5/14-6/43)

Urszula thematisiert ihre Arbeitsbedingungen im Kontext des Erscheinungsbildes des eigenen, in ihren Augen vielleicht bescheideneren Arbeitsraumes und im Kontrast zu Bedingungen in „palastartigen Sexclubs“. Ihr Gegenargument zu den dort überwiegend vorzufindenden legalisierten und formalisierten Arbeitsverhältnissen besteht darin, es trotz des exklusiven Arbeitsortes zu bevorzugen, keine „Sklavin“ der Zeit, der Arbeitgeber und des Geldes zu sein. Sie konstituiert sich durch Bezugnahme auf den historischen wie gegenwärtig aktuellen Sklavereidiskurs im Kontext der Prostitution¹¹ als ein autonomes, erwerbstätiges Subjekt, als „Herrin ihrer Selbst“. Wie sie an einer anderen Stelle hervorhebt, bestimme sie, wann und wie viel sie arbeite und sei niemandem Rechenschaft schuldig. Urszulas Bezug auf die Risiko- sowie Sklavereidiskurse bei der Erfahrungsdeutung ihrer Arbeitsbedingungen enthält auch eine Genderdimension. Die Subjektposition Urszulas als Frau wird von ihr vor allem im Kontext von Solidarität zur Abwehr der Bedrohung durch das konstitutiv Andere, nämlich der Männer als Kunden, Partner oder Geschäftemacher herausgestellt.

Während andere, in den benannten Clubs legal arbeitende Sexarbeiterinnen also durchaus Vorteile darin sehen können, sich nicht alleine auf dem Markt durchzuschlagen, bevorzugt Urszula die Position der ‘autonom Freischaffenden’ und ‘Selbständigen’, mit dem Unterschied jedoch, dass sie sich derzeit nicht um ein legales Gewerbe bemüht. Eine legalisierte Erwerbsarbeit als Sexarbeiterin auf Selbständigenbasis wäre seit dem EU-Beitritt Polens rechtlich durchaus möglich. Urszula zieht hingegen eine rechtlich unabgesicherte Erwerbstätigkeit doppelten Steuerabgaben in Polen und Deutschland sowie der Rechenschaft gegenüber Arbeits- und Finanzbehörden vor. Unsichtbarkeit gegenüber Ausländerbehörden ist ihr besonders wichtig. Sie meint, auf diese Weise die absolute Kontrolle über die eigene Situation zu behalten, anstatt sich Nachforschungen durch die Behörden auszusetzen. Auf die darin liegende Gefahr kommt sie im Kontext der Frage nach den wahrgenommenen Veränderungen durch Polens Beitritt zur EU zu sprechen:

U: (...) Es hat sich sehr verändert, dass ich mich einfach nicht Sorge, na sie würden mir höchstens die Wohnung schließen//Na weil ich das nicht an der Stelle machen kann, wo ich es mache ne//Obwohl, dann würde nicht mal ich was abbekommen, sondern der Besitzer der Wohnung wäre am Arsch//Das hat sich eben sehr viel

verändert//Wir können uns auch eben weniger Sorgen//um Verkauf oder Handel mit Frauen, weil wir hier legal sind, na das ist absolut was anderes//Ich kann das machen, das ist einfach mein Fehler, dass ich keine Papiere habe, aber ob ich diese Papiere habe oder nicht habe, ich kann das so oder so machen//Das ist, das hat sich eben sehr verändert, nicht wahr// (Urszula, 13.7.06/13/5-21)

Urszula beschreibt in dieser Sequenz das Wissen um mögliche staatliche Repression für ihre irreguläre Erwerbstätigkeit. Sie konstituiert sich erneut im Kontext dieses migrationsrechtlichen und Risikodiskurses zugleich als selbstverantwortliches Subjekt, dessen „Fehler“ es ist, die aufenthaltsrechtlichen Auflagen nicht zu erfüllen. Auch greift sie auf den zur Zeit des Interviews medial dominanten Diskurs des „Frauenhandels aus Osteuropa“¹² zurück, um sich in ihrer aktuellen Subjektposition kontrastierend zu bestimmen. Auf Grund dieses situierten Wissens deutet sie weder Erfahrungen mit Ausländerbehörden noch Profiteuren aus ihrer Migrationsgeschichte als relevante Bedrohung. Sie verortet sich selbst in der Verantwortung und Entscheidung darüber, welche Risiken sie zu tragen bereit ist und für welchen Preis. Gleichzeitig ist sie sich bewusst, im Falle eines Angriffs durch Kunden oder andere Akteure derart isoliert keine Hilfe oder Rechtsprechung erwarten zu können.

Wie die Interviewpassagen zeigen, lässt sich die Rationalität, die Urszulas Subjektkonstitution als polnische Migrantin im deutschen Sex-Business zu Grunde liegt, auf Techniken der Selbstführung (vgl. Foucault 2005) wie Disziplinierung und Risikobereitschaft, Selbststigmatisierung und Selbstverantwortung deuten. Diese Techniken gewinnen vor allem an Bedeutsamkeit, indem ein überschaubarer zeitlicher Rahmen gesetzt wird. In dieser Form von Rationalität ist eine berufliche Identität, die Anerkennung sucht und rechtliche Standpunkte vertritt, für die beiden Frauen nicht denkbar. Urszula räumt an einer Stelle zwar die Möglichkeit ein, ein legales Gewerbe als Selbständige anzumelden, womit sie dem Professionalisierungsdiskurs entsprechend ihre aktuelle Subjektposition zugunsten einer ermächtigten Sexarbeiterin verändern würde. Jedoch spielt es keine Rolle, ob Urszula faktische Erwägungen hegt oder nur mir als der im Professionalisierungsdiskurs verfangenen Interviewerin entgegenkommen möchte. Vielmehr kommt es darauf an, welche Auswirkungen dies aus ihrer Sicht mit sich bringen kann. Darauf kommt sie in der hier zum Abschluss angeführten Interviewsequenz bei der Frage nach ihrer Haltung zu gewerkschaftlicher Vertretung migrantischer Sexarbeiterinnen zu sprechen, über die sie zuvor mit Karolina unterschiedlicher Meinung gewesen ist:

U: Schutz von Arbeitsrechten//Ich denke, das wäre gut, weil wenn es Mädels sind, die wirklich das machen wollen, und sie wollen es die ganze Zeit machen//Dann

denke ich, das wäre wirklich//das wäre eine gute Sache//damit normal, alles legal und sicher, damit//damit sie nicht durch Zuhälter ausgenutzt werden {K: Ja eine gute Sache, aber das wäre ja, wenn das darum geht, dann wäre es eine gute Sache} das ist vor allem das Primäre//(Urszula, 27.9.06/5/29-6/49)

Urszula zeigt sich hier grundsätzlich aufgeschlossen gegenüber Bemühungen einer deutschen Gewerkschaft, sich für Arbeitsrechte von Migrantinnen in der Sexarbeit einzusetzen. Damit sieht sie eine Möglichkeit, das in ihren Augen dringliche Ziel zu erreichen, dem vermeintlichen Schutz durch Männer, die diesen mit Eigenprofit Sexarbeiterinnen anbieten oder unter Druck aufdrängen, die Grundlage zu entziehen. Sie setzt allerdings auch die Konditionen, unter denen diese Arbeitsrechtvertretung aus ihrer Sicht erst sinnvoll wird: Es muss ein Interesse von Migrantinnen geben, die Berufsidentität anzunehmen. Dies ist aus ihrer wie auch Karolinas Sicht nur denkbar, wenn die Tätigkeit zum längerfristigen Projekt wird, wenn legalisierte und damit auch behördlich kontrollierbare Verhältnisse eingegangen werden. Dieser arbeitsrechtliche Schutz ist aber mit dem Preis der Aufhebung von Anonymität, des Arrangements mit einer gesellschaftlichen Stigmatisierung, der Zahlung von Steuern und Abgaben anstatt möglicher Schutzgelder verbunden. Der überwiegende Teil der interviewten Sexarbeiterinnen bezeichnete ihren aktuellen Erwerb als „kurzfristig“. ¹³ Diese Selbsteinschätzung begegnete mir während der Forschung regelmäßig und wurde mit einem 'Augenzwinkern' vorgetragen, das den Eindruck eines *Mythos kurzfristiger Sexarbeit* erweckt. Nicht die tatsächliche Dauer spielt dabei eine Rolle. Es ist vielmehr eine Strategie, sich anderer Lebensperspektiven zu vergewissern und für die aktuelle Arbeit immer wieder zu mobilisieren. Es ist zugleich ein Modus, sich einer fixierten Subjektposition als Sexarbeiterin zu entziehen. Die proklamierte Kurzfristigkeit des Erwerbes entbindet sie von den Konsequenzen der Professionalisierungsanforderungen.

4.2 Ambivalenzen im prekarierten Feld migrantischer Sexarbeit

Die hier eingenommene diskursivierende Lesweise der Erfahrungen, die Urszula und ihre Kollegin in ihren Subjektpositionen konstituieren, hat den Blick auf Ambivalenzen von Prekarisierung und ihre Deutungen gelenkt. Zum einen sind beide Frauen arbeits- und daher bei Verstoß aufenthaltsrechtlich unabgesichert und leben betont zurückgezogen. Im Falle von gesundheitlichen Problemen gibt es für sie kaum eine institutionelle Abfederung. Ihre Erfahrungen sind von Migrations- und Risikodiskursen geprägt, auf die sich beide Frauen beziehen und die Bedrohung sowie soziale Abschottung zum Ausdruck bringen.

Zum anderen jedoch konstituieren sie sich in ihren 'Einzelkämpferinnenpositionen' entschieden in Abgrenzung zu einem Anerkennungs- und Professionalisierungsdiskurs, der die für sie positive Seite der gleichen Medaille gar nicht zum Vorschein treten lässt. Sie verweigern sich einer fixierten Berufsidentität, da sie all die Unverbindlichkeiten, Flexibilitäten und Chancen, die sie an der derzeitigen Position „in der Grauzone“ schätzen, kanalisieren, kontrollieren und festlegen würden.

Ein Ringen um Kontrolle und Autonomie kennzeichnet die Machtverhältnisse der Subjektivierung migrantischer Sexarbeiterinnen sowie ihre Erfahrungen. Die benannten Techniken der Selbstführung, die auch den Rationalitäten neoliberaler Konzepte entsprechen (vgl. Bröckling u.a. 2000), geben Hinweise darauf, wie migrantische Sexarbeit von diesen Konzepten durchzogen ist. Gleichzeitig lese ich Urszulas Betonung von Selbstverantwortung und dem Ziel, sich institutionellen Kontrollen zu entziehen, als eigensinnige Subjektivierungsweise einer Migrantin in der Sexarbeit. ¹⁴ Nicht zuletzt wird das gesellschaftliche Stigma (vgl. Goffman 1967), das der Sexarbeit anhaftet, als ein zentraler Aspekt für Urszulas Erfahrungsdeutung unverkennbar. Denn das Spezifische an der Erwerbstätigkeit von Sexarbeiterinnen beruht wie in keiner anderen Branche auf der gesellschaftlichen Abwertung ihrer sexuellen Dienstleistungen.

5. Revisionen und Herausforderungen identitäts- und organisierungspolitischer Ansätze

Im Rahmen derzeitiger Organisierungsbemühungen von Sexarbeiterinnen wird meiner Ansicht nach eine strategische Vereinheitlichung der Selbstbezeichnung 'Sexarbeiterin' auf der Basis von Erfahrungen vorgenommen. Damit wird aus der 'Klasse' der Sexarbeiterinnen *an sich* all zu schnell eine *für sich* imaginiert. Es wird vorausgesetzt, dass alle in der Sexarbeit Erwerbstätigen die ermächtigende Erfahrung als 'Sexarbeiterin' als den kleinsten gemeinsamen Nenner teilen. Dies jedoch verlangt implizit, dass sie sich einheitlich positiv auf die gesellschaftlich nach wie vor hoch stigmatisierte Tätigkeit beziehen. Diese Vereinheitlichung wird programmatisch eingesetzt, um auf die Legitimität 'authentischer Erfahrung' zur Identitätsbildung als 'Sexarbeiterin' zurückzugreifen und diese damit unhinterfragbar zu machen. Handlungsmächtigkeit und Ermächtigungen in der Sexarbeit tätiger Frauen werden in einer angenommenen, nur noch zu entdeckenden Identität begründet, die auf der Basis geteilter Erfahrung als 'Sexarbeiterinnen' authentifiziert wird. Die Frage, wie diese Identität ihre Relevanz erlangt, bleibt aber außen vor. Diese strategische Ver-

einheitlichung sehe ich als problematisch an, denn es besteht gerade unter organisierungs- und repräsentationspolitischen Gesichtspunkten die Notwendigkeit, für Differenzlinien und Ambivalenzen offen zu bleiben, die Erfahrungen von Migrantinnen in der Sexarbeit auf Grund unterschiedlicher sozialer – u.a. ethnischer und geschlechtlicher – Markierung kennzeichnen. Für eine Berücksichtigung dieser Differenzierungen im Rahmen von Organizing-Strategien (siehe Schroth in diesem Band) möchte ich mich im Anschluss an die hier exemplifizierten Erfahrungsdeutungen und -prozesse der beiden Migrantinnen aussprechen.

Wie das empirische Beispiel veranschaulicht, lassen sich Erfahrungen prekärer Lebens- und Arbeitsverhältnisse nicht vereinheitlicht als ein Impuls deuten, der die Subjektposition 'Sexarbeiterin' für alle in der Sexarbeit Tätigen erstrebenswert macht, um für eine Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebenssituationen eintreten zu können. Denn zum einen erscheint die Annahme einer stigmatisierten Berufsidentität für den Teil migrantischer Sexarbeiterinnen, die Sexarbeit als ein kurz- bis mittelfristiges Mittel zum Zweck erachten, als ein weitaus prekäreres Unternehmen als die unabgesicherte Existenz ohne Professionalisierungsansprüche. Zum anderen können sie faktisch bislang kaum auf ermächtigende Erfahrungen zu ihrer Erwerbstätigkeit zurückgreifen. Die strategische Verwendung eines ontologisierenden Erfahrungsbegriffes, wie Scott es konstatierte, der meines Erachtens auch gegenwärtigen Organisierungsbemühungen von Sexarbeiterinnenverbänden zugrunde liegt, kann die Herstellungsweise bestimmter Subjektivitäten – in dem Fall als Frau, als Migrantin, als Prostituierte oder Sexarbeiterin – nicht erklären. Dabei wird der für das Verständnis dieser einzelnen Subjektivitäten wichtige Zusammenhang zwischen deren Bedeutungen ausgeblendet, durch die sie sich gegenseitig konstituieren und differenzieren.

Diese Revision will keinesfalls eine Abkehr von derzeitigen Bemühungen seitens Sexworkernetzwerken und ihrer Koalitionen mit NGOs und Gewerkschaften proklamieren. Vielmehr verstehe ich die hier vorgeschlagenen diskursivierenden Lesweisen der Erfahrungen von Prekarisierung als eine Intervention in Organisierungsversuche und diese betreffende wissenschaftliche Auseinandersetzungen. Eine Berufsidentität als Sexarbeiterin ist nur als *eine* mögliche Maßnahme für ein bestimmtes Spektrum (migrantischer) Erwerbstätiger in der Sexarbeit zu verstehen, um ihre gesellschaftliche Teilhabe voranzubringen, der durch die gesellschaftliche Stigmatisierung der Sexarbeit permanent Grenzen gesetzt werden. Die Reflexion meiner eigenen Prägung durch Professionalisierungs- und diesen übergeordnete Anerkennungsdiskurse als Maßnahme gegen

Stigmatisierung im Feld migrantischer Sexarbeit machte deutlich, dass auch eine anerkennend gemeinte Ansprache der Sexarbeiterinnen ihr Ziel verfehlen kann. Vielmehr erscheinen Subjektivierungsweisen von Migrantinnen wie Urszula und Karolina als produktive Antworten auf die opponierenden Stigmatisierungs- und Anerkennungsdiskurse zugleich. Diese Subjektivierungsweisen lese ich als 'eigensinnig hervorgebrachte Risse' in der den beiden Diskurssträngen zugrunde liegenden 'Klammer der Erfahrungen' von Prekarisierung und Stigmatisierung.

Für Vernetzungsansätze prekär arbeitender Migrantinnen in der Sexbranche empfiehlt es sich daher aus meiner Sicht, statt einer allgemeingültigen strategischen Identitätspolitik und Ermächtigungserwartung niedrigschwellige Angebote der Vernetzung zu konzipieren. Hierbei bieten bereits praktizierte Konzepte aufsuchender und akzeptierender Streetworkarbeit Orientierungen dafür, die Migrantinnen dort abzuholen, wo sie in ihren derzeitigen Arbeits- und Lebensbedingungen 'stehen'. Als Möglichkeit der kurzfristigen Intervention betrachte ich daher die Schaffung und den Erhalt eines geschützten und solidarischen Raumes zur Vernetzung, bei dem weder Anonymität preisgegeben werden müsste noch die professionelle Berufsidentität eine Voraussetzung darstellt. Angesichts solcher Maßnahmen wäre vor allem eine klassische gewerkschaftliche Mitgliederorganisation vor neue Herausforderungen gestellt. Erst wenn die Isolation durchbrochen und ein Austausch möglich ist, lassen sich Erfahrungen von Solidarität und Ermächtigung unter migrantischen Sexarbeiterinnen dementsprechend deuten und Maßnahmen auf praktischer und analytischer Ebene vornehmen.

Langfristig hingegen sollte es nach wie vor darum gehen, dem Stigma in Sexarbeitsdiskursen entgegenzuwirken. Trotz des bestehenden Sexarbeitsdiskurses als dem gesellschaftlich *Denkbaren* scheint es nach wie vor Herausforderung genug, die gesamtgesellschaftliche Relevanz von Sexarbeit anzuerkennen und diese Arbeit konsequenterweise als Beruf mit Kompetenzen und Rechten weiterzudenken.

Anmerkungen

- 1 Seit 2002 besteht in der Bundesrepublik das Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Prostituierten (ProstG).
- 2 Augustins (2007) aktuelle Kritik an der Prostitutionsforschung konstatiert, Männer und Transgender als 'Sexworker' nahezu komplett zu unterschlagen. Diese teile ich uneingeschränkt. Dennoch konzentrieren sich gegenwärtige Organisierungsversuche auf Frauen im Prostitutionsgeschäft, weshalb hier im Folgenden nur die weibliche Form gewählt wird.

- 3 Der hier zugrunde liegende geschärfte Blick auf Erwerbsdimensionen von Sexarbeit sowie auf die Arbeits- und Lebensbedingungen darin tätiger Migrantinnen ist nicht zuletzt problematisierenden Perspektiven aus der Frauen- und Geschlechterforschung zu verdanken, die insbesondere bei der Untersuchung globaler Transformationen eingenommen wurden. So haben Ilse Lenz u.a. (1993) sowie Frauke Helwes (1998) schon frühzeitig Zusammenhänge feminisierter Migration, deregulierter Dienstleistungsmärkte und der Nachfrage nach möglichst rechtlosen Positionen von Frauen in der Sexarbeit beschrieben. Kritisch zum dominanten Frauenhandeldiskurs in der Forschung zur migrantischen Sexarbeit äußern sich Howe (1999) und Zimowska (2004).
- 4 Deren Manifesto entstand 2005 im Kontext der internationalen 'Sexworker'-Konferenz „Sex Work, Human Rights, Labour and Migration“ in Brüssel und wurde von SexarbeiterInnen an das EU-Parlament herangetragen.
- 5 Ich wähle je nach Selbstbezeichnung die Zuschreibung 'Prostituierte' oder 'Sexarbeiterin'. Wo es sich um keine explizite Selbstbezeichnung handelt, verwende ich den politisierenden Begriff der Sexarbeiterinnen.
- 6 Verstanden in Anlehnung an Michel Foucault (1986a; 1986b) als Prozess der Subjektwerdung, als produktive Machtprozesse der Identitätskonstitution auf der Basis von Wissen.
- 7 Die Namen wurden anonymisiert.
- 8 Der Frage, unter Rückgriff auf welche Formen erzählter und erlebter Geschichte Ursula ihr Leben und die Entscheidung zur Sexarbeit präsentiert, wird im Rahmen einer biographischen Fallrekonstruktion nach Gabriele Rosenthal (1995) in meiner Studie weitergehend nachgegangen. Die hier ausgeführten Interpretationen wurden auf der Basis der erzählten Präsentationsebene ihrer Gegenwartsperspektive erstellt.
- 9 Die hier angeführten Zitate wurden der Lesbarkeit wegen im Sprachbild optimiert. Die Angabe gibt Auskunft über Interviewzeitpunkt sowie Seiten- und Zeilenangabe im Interviewtranskript.
- 10 Althusser (1977) hat den Begriff der Anrufung geprägt, um die Parallelität von gesellschaftlicher Erzeugung und Selbstkonstitution eines Subjekts zu fassen. In dem Moment, in dem einem Subjekt eine bestimmte Position zugeschrieben wird, wenn es z.B. als solches angesprochen wird und auf diese Zuweisung reagiert, hat es seiner Subjektivierung bereits zugestimmt. Diese Perspektive erlaubt es, dem Prozess einer Identifikation und seinen Mächtigkeiten nachzugehen.
- 11 Historisch hierzu Vries (2006).
- 12 Kritisch zum Weltmeisterschafts- und Zwangsprostitutionsdiskurs von 2006 vgl. Sülzle u.a. (2006) und Künkel (2007).
- 13 Diese hier von Interviewpartnerinnen hervorgebrachten Deutungen ihrer Erfahrungen, auf Grund derer sie sich derzeit gegen eine geregelte Rechtsvertretung wenden, hat auch die Studie des Projektes „Arbeitsplatz Prostitution“ von ver.di Fachbereich 13 Hamburg aufgeführt. Die darin befragten Sexarbeiterinnen teilten die gesellschaftlichen stigmatisierenden Vorurteile gegenüber Prostituierten, füh-

ren daher häufig ein 'Doppelleben' und bevorzugen die Anonymität. Als zentral wurde ebenfalls die kurzfristige, periodische Dauer ihrer Tätigkeit im Sex-Business angeführt, die keine Berufsidentität erzeuge (vgl. Mitrović, 2004).

- 14 In Anlehnung an die Diskussion um Autonomie/ Eigensinnigkeit der Migration durch Benz/Schwenken (2005).

Literatur

- Alexander, Priscilla/Delacoste, Frédérique, 1989: SexArbeit. Frauen in der Sexindustrie. München.
- Althusser, Louis, 1977: Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Althusser, Louis (Hg.): Ideologie und ideologische Staatsapparate: Aufsätze zur marxistischen Theorie. Hamburg/Berlin, 108-153.
- Augustin, Laura, 2007: Sex at the Margins. Migration, Labour Markets and the Rescue Industry. London/New York.
- Benz, Martina/Schwenken, Helen, 2005: Jenseits von Autonomie und Kontrolle: Migration als eigensinnige Praxis. In: Prokla. 35 Jg. Heft 3, 363-377.
- Boudry, Pauline/Kuster, Brigitta/Lorenz, Renate, 1999: Reproduktionskonten fälschen. Heterosexualität, Arbeit und Zuhause. Berlin.
- Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Thomas, 2000: Gouvernementalität der Gegenwart. Frankfurt/Main.
- Foucault, Michel, 1986a: Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt/Main.
- 1986b: Die Sorge um Sich. Frankfurt/Main.
- 2005: Technologien des Selbst. In: Foucault, Michel: Schriften. Dits et Ecrits. Band IV. Frankfurt/Main, 966-999.
- Goffman, Erving, 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt/Main.
- Helwes, Frauke, 1998: Migration, Prostitution, Frauenhandel. Von der 'Verschiebung' des Liebesaktes wechselseitiger Anerkennung. In: PROKLA 111. 28. Jg. Heft 2, 249-269.
- Howe, Christiane, 1999: Frauenhandel – Strukturen und Verhältnisse eines Phänomens. Öffentlichkeitsmaterialien von agisra, Arbeitsgemeinschaft gegen internationale sexuelle und rassistische Ausbeutung e.V.. Frankfurt/Main.
- Kuster, Brigitta, 2006: Die eigenwillige Freiwilligkeit der Prekarisierung. In: Grundrisse. Heft 18, 12-15.
- Künkel, Jenny, 2007: Sex & Crime und 'richtige Männer'. Frauenhandelsmythen zur WM 2006. In: Eick, Volker/Sambale, Jens/Töpfer, Eric (Hg.): Kontrollierte Urbanität. Zur Neoliberalisierung städtischer Sicherheitspolitik. Bielefeld, 261-284.
- Lenz, Ilse/Ramil-Weiss, Norma/Thiemann, Heidi, 1993: Internationaler Frauenhandel. Eine Untersuchung über Prostitution und Heiratshandel in NRW und die Interventionsmöglichkeiten von Institutionen und Frauengruppen. Düsseldorf.
- Mitrović, Emilija, 2004: Arbeitsplatz Prostitution. Hamburg.

- Precarias a la Deriva, 2004: A la deriva. Por los circuitos de la precariedad femenina. Madrid.
- Rosenthal, Gabriele, 1995: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Frankfurt/New York.
- 2005: Interpretative Sozialforschung. Weinheim/München.
- Scott, Joan W., 1991: The Evidence of Experience. In: Critical Inquiry. 17. Jg. Heft 4. Chicago, 773-797.
- Sexworkers in Europe (Hg.), 2006: Manifesto. In: Mitrović, Emilija (Hg.): Prostitution und Frauenhandel. Hamburg, 145-155.
- Sülzle, Almut/Schuster, Martina/Zimowska, Agnieszka, 2006: Zu Gast bei Freunden. Die WM und das Bedrohungsszenario „Zwangsprostitution“. In: IZ3W. Heft 293, 4-5.
- TAMPEP/European Network für HIV/STI Prevention and Health Promotion among Migrant Sex Workers, 2006: Germany-Deutschland. January 2005-December 2006. Hamburg.
- Vries, Petra De, 2006: Weiße Sklavinnen in einer Kolonialnation. Die Niederländische Kampagne gegen Frauenhandel im frühen 20. Jahrhundert. In: Grenz, Sabine/Lücke, Martin (Hg.): Verhandlungen im Zwielicht. Bielefeld, 133-157.
- Zimowska, Agnieszka, 2004: Der Internationale Frauenhandel als Migrationschance? Neue Perspektiven auf Handlungsstrategien migrantischer Sexarbeiterinnen in der deutsch-polnischen Grenzprostitution. In: Roß, Bettina (Hg.): Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Opladen, 49-66.

Heidi Schroth

Transversale Billigjobber/innen? Dimensionen von Macht und Widerstand im prekären Dienstleistungssektor

Neben der „Fanmeile“ zählt Jürgen Link „Prekarität“ zu *der* semantischen Innovation des Jahres 2006 (Link 2007, 34). Während die Fanmeile Erinnerungen an das ‘Sommermärchen’ weckt (vgl. Selmer/Sülzle 2007), intensiviert die Debatte um Prekarität das Unbehagen über eine Expansion amerikanisierter Arbeits- und Lebensverhältnisse. Prekäre Arbeit ist jedoch kein Novum. In Anlehnung an Serhat Karakayali kann grundlegend gefragt werden, ob in Gesellschaften, in denen Erwerbsarbeit die dominierende Form ökonomischer Reproduktion ist, überhaupt nicht-prekäre Beschäftigungsverhältnisse existieren (Karakayali 2006, 136). Dennoch scheint Prekarität in sozialwissenschaftlichen und politischen Debatten zunehmend an Bedeutung zu gewinnen. Dabei bilden sich Szenarien ab, die meines Erachtens einer kritischen Revision bedürfen: Zunächst geht es deshalb darum, zentrale Diskussionsstränge in der aktuellen Prekaritätsdebatte zu explizieren und kritisch zu beleuchten. Ausgehend von diesen Überlegungen werde ich anschließend, quer zu den konstatierten Strömungen, nach Dimensionen und Potenzialen von Macht und Widerstand in der Zone der Prekarität fragen. Diese stellt, im Anschluss an Robert Castel (2007) und Klaus Dörre (2005), eine sich ausweitende Pufferzone *zwischen* so genannten Normalbeschäftigten, deren Anzahl schrumpft, und den von Erwerbsarbeit ausgeschlossenen Personen dar. In meiner Auseinandersetzung geht es sowohl um eine Differenzierung und Systematisierung der Kategorie *Macht* in Anlehnung an ein Konzept des US-amerikanischen Soziologen Erik Olin Wright als auch um dessen Erweiterung um eine handlungs- und subjektorientierte Perspektive. Mit dieser Brille wird die US-amerikanische Dienstleistungsgewerkschaft Service Employees International Union (SEIU) als eine spezifische Akteurin analysiert, die im Rahmen diverser Organizing-Kampagnen u.a. Selbstermächtigung (*Empowerment*) prekär Beschäftigter zum Ziel hat. Die SEIU zeichnet sich durch Organisierungserfolge der bislang als unorganisierbar geltenden Reinigungsleute aus, also Beschäftigten¹, die in einer ethnisiert-

ten und vergeschlechtlichten Dienstleistungsökonomie für „Doing the Dirty Work“ (Anderson 2006) zuständig sind. Abschließend werden Potenziale und Unzulänglichkeiten transversaler Praktiken bilanziert, die im Sinne einer quer zu Kategorien wie Geschlecht, Herkunft und Arbeitsfeld verlaufenden Solidarisierung prekär Beschäftigter verstanden werden können.

1. Transformation von Prekarität

Prekäre Arbeit wird von Autor/innen wie Nicole Mayer-Ahuja und Klaus Dörre in Abgrenzung zum verberuflichten, tariflich abgesicherten, männlichen Normalarbeitsverhältnis konzeptionalisiert (Mayer-Ahuja 2003; Dörre 2005)² und damit als ein historisch relativ neues Phänomen etikettiert. Dass prekäre Arbeit zunächst in den 1960er Jahren in Frankreich (Cingolani 2007, 16), später dann auch in Deutschland mit der Ausweitung von männlich dominierter Leiharbeit in den Blickpunkt wissenschaftlicher Aufmerksamkeit rückte (und über den Hebel der Besitzstandswahrung auch in den gewerkschaftlichen Fokus gelangte), ist kein Zufall: schließlich drohte damit das fragile Konstrukt des 'Normalarbeitsverhältnisses' auch für einheimische Männer brüchig zu werden. Mit der Idee, prekäre Arbeit als Abweichung von der Norm zu definieren, werden nicht nur traditionelle, androzentrische Perspektiven auf Erwerbsarbeit reproduziert (vgl. Völker 2006, 142f.). Zudem bleibt auch die doppelte Grenzziehung, die moderne Arbeitsverhältnisse 'auszeichnet', nämlich eine Feminisierung und Ethnisierung von Arbeit, damit unangetastet. Gerade prekäre Arbeit ist jedoch ohne die Kategorien Ethnizität und Geschlecht nicht zu charakterisieren, schließlich waren und sind „immer wieder diejenigen von Prekarisierung betroffen, die als 'Andere' einer hegemonialen männlichen, weißen, nationalen Norm positioniert worden sind“ (Kuster u.a. 2006, 12). Ein einprägsames Beispiel prekärer Beschäftigung, in der sich vergeschlechtlichte und ethnisierte Hierarchisierungen verketteten (und sich zudem als überaus modernisierungsresistent erweisen), sind Hausarbeiterinnen, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts mit Bedingungen wie überlangen Arbeitszeiten, ständiger Verfügbarkeit, geringer Bezahlung, rassistischen/sexistischen Übergriffen, Diskriminierung usw. konfrontiert werden (vgl. Anderson 2006, 15). Gewerkschaftliche Kritik an prekären Jobs zielt dabei sowohl historisch als auch aktuell immer wieder auf Personengruppen und nicht auf Arbeits- und Lebensbedingungen ab. So wurde im 19. Jahrhundert Frauenarbeit als „Schmutzkonzurrenz“ degradiert (Karakayali 2006, 137), im 21. Jahrhundert bezieht sich eine im Jahr 2005 gestartete Kampagne der Industriegewerkschaft Bauen Agrar Umwelt

(IG BAU) auf Migrant/innen in Osteuropa: „Illegale Schmutzkonzurrenz hat auf unseren Baustellen nichts zu suchen“ (Plakat im Rahmen der Kampagne: Ohne Regeln geht es nicht).

Die nachdrückliche Aufforderung von Feminist/innen und Migrationsforscher/innen, Frauen und Migrant/innen nicht länger vornehmlich als Opfer zu positionieren, sondern auch als handlungsmächtige Subjekte zu situieren, wird in Texten zu Prekarität teilweise eingelöst. Damit kommen wir zu einem weiteren Forschungsstrang in der Prekaritätsdebatte. Zunehmend versuchen Autor/innen, Prekarität positiv zu wenden: „Von bestimmten Subjektivitäten, vor allem jungen mit Qualifikationen und sog. postmodernen Mentalitäten, kann Prekarisierung als Emanzipation erfahren werden“ (Link 2007, 33). Erwerbsarbeitsunterbrechungen könnten als kreative Pausen genutzt werden, anstelle einer langfristigen Festlegung treten Erfahrungen (ebd.). Autor/innen wie Brigitta Kuster fokussieren in ihren Texten ambivalente Aspekte einer *freiwilligen Prekarisierung* von formal hoch qualifizierten Subjekten, wie IT-Spezialist/innen, Kulturproduzent/innen und Wissensarbeiter/innen (z.B. Kuster 2006). Potenziale widerspenstiger Praktiken werden tendenziell in immateriellen (wissensbasierten) Arbeits- und Lebenskontexten vermutet, erschöpfen sich aber weitgehend in Suchbewegungen und kraftlosen Forderungen nach neuen Formen der Selbstorganisation. Vereinzelt gewerkschaftliche Anstrengungen zur Organisierung von Selbständigen haben bisher lediglich Projektcharakter (vgl. Mazari in diesem Band).

Gemeinsam haben Forschungsperspektiven, die sich auf Prekarität als atypische Arbeit bzw. formal hoch qualifizierte Arbeit beziehen, dass sie ein Szenario allgegenwärtiger, unentzerrbarer Ausbreitung von prekären Erwerbsarbeitsverhältnissen inszenieren. Pierre Bourdieu (1998) proklamierte bereits vor einigen Jahren: Prekarität ist überall!, Robert Castel (2007) spricht von einer Institutionalisierung des Prekariats und Patrick Cingolani (2007) vertritt die These, dass Prekarität zum neuen Leitmodell der Arbeit avanciert. Auch wenn es nicht darum gehen kann, Risiken prekärer Arbeitsverhältnisse herunterzuspielen, ist es ebenso falsch, von einer grundlegenden Transformation im Sinne einer Prekarisierung der Erwerbsarbeit zu sprechen, wie die folgenden Berechnungen exemplarisch zeigen: Tatjana Fuchs (vgl. Arbeitsgruppe Strategic Unionism 2006) hat – basierend auf der Typologie von Dörre (2005) sowie Kraemer/Speidel (2004)³ – auf Grundlage einer zufällig ausgewählten, geschichteten Stichprobe – berechnet, dass in der Bundesrepublik 'lediglich' rund 16% der Erwerbstätigen in den beiden Zonen der Prekarität und Entkoppelung anzutreffen sind (Arbeitsgruppe Strategic Unionism 2006, 34). Cingolani geht von

einem Anteil von 13% prekär Beschäftigter in Frankreich aus (Cingolani 2007, 16), wobei er auf eine Vervierfachung prekärer Beschäftigungsverhältnisse innerhalb der vergangenen zwei Jahrzehnte hinweist (ebd.). Auch wenn sich Erwerbsarbeit nicht grundlegend in prekäre Arbeit transformiert, wirken sich die mantra-artig vorgetragene Risiken prekärer Beschäftigung (wie zeitliche Diskontinuitäten, der Imperativ von Mobilität und Flexibilität, mangelhafte soziale Sicherungen, Armut trotz Arbeit usw.) auch auf 'Normalarbeiter/innen' aus: Die Angst vor einem Abrutschen in die Zone der Prekarität oder der Entkoppelung 'produziert' sich selbst ausbeutende, gefügige, wenig widerständige Erwerbstätige.

Mit dem Nebeneinander der skizzierten Forschungsstränge wird darüber hinaus unintendiert eine Achse etabliert, die zwischen 'Billiglöhnern' und 'Luxusprekariern' binarisiert. Mark Terkessidis (2006), der sich mit Organisationsproblemen in unsicheren Arbeitsverhältnissen beschäftigt, kommt zu dem Schluss, dass 'Billiglöhner' über nicht genügend Verhandlungsmacht verfügen, weil sie aufgrund fehlender Bildungsressourcen und wegen aufenthalts- und arbeitsrechtlich bedingten Statusproblemen leicht ersetzbar sind. Und auch Bourdieu spricht unfreiwillig Prekarisierten Handlungsmächtigkeiten ab:

Prekarität hat bei dem, der sie erleidet, tief greifende Auswirkungen. Indem sie die Zukunft überhaupt im Ungewissen lässt, verwehrt sie den Betroffenen gleichzeitig jede rationale Vorwegnahme der Zukunft und vor allen Dingen jenes Mindestmaß an Hoffnung und Glauben an die Zukunft, das für eine vor allem kollektive Auflehnung gegen eine noch so unerträgliche Gegenwart notwendig ist (Bourdieu 1998, 97).

Im Hinblick auf Organisations- und Verhandlungserfolge einzelner US-amerikanischer Gewerkschaften muss seine These der Verhandlungs- und Organisationssohnmacht jedoch angezweifelt werden.

Gemeinhin referieren Texte, die sich mit den Ursachen prekärer Arbeit befassen, den Übergang vom Fordismus zum Postfordismus, die Auferstehung von Dienstleistungsgesellschaften sowie Auswirkungen eines globalen Wettbewerbs. (Prekär beschäftigte) Arbeiter/innen können Klassenherrschaft nicht länger in Räumen (sprich Fabriken) *erfahren* – die Formierung von Widerstand gegen neue Produktionsbedingungen scheint unmöglich. Traditionelle politische Akteurinnen in der Formation von Gegenmacht, nämlich Gewerkschaften, scheinen nicht (länger) in der Lage zu sein, die Machtasymmetrie zwischen Arbeit und Kapital anzugleichen. Ihr Beharren auf einem sozialen Protektionismus innerhalb nationalstaatlicher Grenzen und ihre Liaison mit männlichen Facharbeitern macht sie für prekär Beschäftigte obsolet, so eine gängige Kritik. Demgegenüber steht die gewerkschaftliche Position, prekäre 'Billigjobber/in-

nen' zahlten lediglich geringe Mitgliedsbeiträge, seien 'betreuungsintensiv' und insbesondere im Dienstleistungssektor schwierig zu organisieren.

Vor diesem Hintergrund stellen sich folgende Fragen: Was macht eigentlich 'das' Prekariat, um die vielfach konstatierten Restriktionen zu bekämpfen? Und wie konstituiert sich eine kritische Gegenbewegung, wenn Prekarität – jenseits formaler Qualifikationen – als Chance im Hinblick auf eine „Unmöglichkeit der Vereindeutigung“ (Kuster u.a. 2006, 12) eines identitären Wirs begriffen wird und möglicherweise Kooperation unterschiedlicher Gruppierungen eröffnet? Sind Koalitionen zwischen Wischmopp und Laptop tatsächlich realisierbar?

2. Dimensionen von Macht in „Billigjobs“

Auf der Basis eigener empirischer Erhebungen gehe ich im Folgenden der Frage nach, welche Dimensionen von Arbeiter/innen-Macht sich in den USA, einem Prototyp neoliberaler Gesellschaftsformation, ausfindig machen lassen. Um an den Perspektiven einer Machtlosigkeit des Prekariats und einer postfordistischen Omnipräsenz prekärer Verhältnisse zu rütteln, fokussiere ich dabei eine unternehmensbezogene Form der Dienstleistungsarbeit: die Reinigung von öffentlichen Gebäuden (in Abgrenzung zu privaten Haushalten). Dabei ist sowohl ein makroperspektivischer als auch ein akteurszentrierter Blick aufschlussreich: Für eine systematisierende Analyse erscheint mir folgende Differenzierung des US-amerikanischen Soziologen Erik Olin Wright hilfreich: Wright (1999) unterscheidet zwischen *Organisationsmacht* und *struktureller Macht*. Unter Organisationsmacht fasst er verschiedene Machtformen, die aus der Bildung kollektiver Interessengruppen, wie beispielsweise Gewerkschaften⁴ entstehen, während strukturelle Macht aus der Stellung der Arbeiter/innen im ökonomischen System erwächst. Für den letztgenannten Aspekt definiert er zwei Unterformen: *Produktionsmacht* entwickeln Arbeiter/innen, die durch örtliche Arbeitsniederlegungen in Schlüsselpositionen den Produktionsumfang erheblich stören, Macht entsteht also aus einer spezifischen Stellung in einem industriellen Schlüsselsektor. *Marktmacht* kann unterschiedliche Formen annehmen, wie z.B. den Besitz seltener Qualifikationen, eine geringe Erwerbslosenquote, die Möglichkeit, sich vom Arbeitsmarkt zurückzuziehen und von anderen Einkommensquellen zu leben.

Wird die *Organisationsmacht* von prekär Beschäftigten am gewerkschaftlichen Organisationsgrad gemessen, sollte zutreffender von *Ohn-Macht* gesprochen werden: Seit Jahren sinkt der Organisationsgrad in den USA und liegt in der Privatwirtschaft aktuell bei 8%. Arbeitgeber/innen bekämpfen betriebliche

Organisierungskampagnen nachdrücklich und lassen sich hierfür extern beraten. Untersuchungen zufolge ist die überwältigende Mehrheit der Beschäftigten im Verlauf gewerkschaftlicher Anerkennungswahlen einschüchternden Einzelgesprächen mit Vorgesetzten ausgesetzt; in den meisten Kampagnen kommt es zu Entlassungen gewerkschaftlich aktiver Beschäftigter (Bronfenbrenner 1994). Dass eine Person zwei Jobs ausübt, ist im prekären Dienstleistungssektor üblich, ein gewerkschaftliches Engagement scheint neben Erwerbs- und Familienarbeit kaum realisierbar. Dennoch konnte allein die SEIU in einem Zeitraum von ca. 20 Jahren ihre Mitgliederzahlen verdoppeln.⁵ Von Tom Woodruff, Executive Vice President der SEIU, stammt die vollmundige Einschätzung, dass es seiner Organisation gelungen sei, „das erfolgreichste Organisationsprogramm der letzten fünfzig Jahre in den USA durchzuführen“ (Woodruff 2007, 92), und diese sich damit als „eine der am schnellsten wachsenden Gewerkschaften überhaupt“ profiliert habe (ebd.).

Obwohl 'Billigjobber/innen' für das Putzen in Bürogebäuden keine speziellen Kenntnisse brauchen, leicht ersetzt werden können, unter denkbar schlechten Bedingungen beschäftigt (bzw. ausgebeutet) werden usw., verfügen sie über ein nicht zu unterschätzendes Maß an *struktureller Macht*. Ihre Arbeitsplätze sind ortsgebunden und können nur bedingt globaler Konkurrenz ausgesetzt werden. Saul Alinsky, der Vater der radikaleren Variante des Community Organizing hat sehr anschaulich dargelegt, wie der größte US-amerikanische Flughafen durch ein „Shit-In“ (eine Blockierung sämtlicher Toiletten) zum Erliegen gebracht werden könnte (Alinsky 1999, 151f.).

Das im bundesdeutschen Kontext inzwischen schon inflationär gebrauchte 'Zauberwort' zur Revitalisierung von Organisierungsmacht ist *Organizing*. Auch wenn die SEIU mit ihrer Justice for Janitors-Kampagne in der Gebäudereinigungsbranche als Schrittmacher des Organizing gilt, ist es meiner Ansicht nach keine Neuerfindung amerikanischer Gewerkschaften. Schließlich unterscheidet es sich (bis auf eine Erwerbsarbeitszentrierung) nicht wesentlich vom Community Organizing-Modell Alinskys, der in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Bürger/innen in Chicagoer Slums für kommunalpolitische Kämpfe mobilisierte (vgl. Stövesand 2007). Bei aller Uneinheitlichkeit von Organizing-Konzepten im englischsprachigen Raum ist zunächst einmal zwischen *internal organizing* (dem Mobilisieren bereits organisierter Mitglieder) und dem *external organizing* (dem Gewinnen neuer Mitglieder) zu unterscheiden (Crosby 2005). Zentrale Elemente einer umfassenden Organizing-Kampagne (*comprehensive campaign*) sind (in bescheidener Kürze): im Vorfeld eine intensive strategische Planung sowie die Erstellung einer Branchenanalyse. Speziell ausgebildete Or-

ganizer/innen führen Einzelgespräche mit den Beschäftigten außerhalb ihres Arbeitsplatzes, etablieren Organizing-Committees, evaluieren Arbeitsplätze und „ranken“ gewerkschaftliche Vertreter/innen (sind sie Mitläufer, Leader usw.). Die Kampagnen sind konflikt- und aktionsorientiert, erzielte Erfolge werden medienwirksam verkündet.⁶

Ein wesentlicher Faktor für die Mobilisierung und Politisierung prekär Beschäftigter in einem Wirtschaftszweig (der gewerkschaftlich kaum erschlossen ist und aufgrund seiner Strukturen als schwer erschließbar gilt) ist das gewerkschaftliche Engagement der Beschäftigten selber, trotz ggf. drohenden, massiven Sanktionen.⁷ Aus der Perspektive der Organisation bedeutet dies das Abrücken von einem Stellvertretungs- hin zu einem Selbstvertretungsanspruch. Dazu der australische Gewerkschafter und globale Organizing-Director der SEIU:

We want working people to have power. With power, they are in the position to demand that they be treated fairly, receive a just reward for their work and are able to have a say in how their whole society operates and is governed (Crosby 2005, 215).

Charakteristisch für die Arbeit der SEIU ist das widersprüchliche Nebeneinander einer zentralistisch und hierarchisch strukturierten Organisation (in der Organizing seit 1996 von allen örtlichen Gewerkschaftsniederlassungen vorangetrieben werden *muss*) und einem basisdemokratisch angelegten Konzept von Mitgliederpartizipation. Mit der vom neu gewählten Gewerkschaftsvorstand geforderten organisationalen Verallgemeinerung des Organizing-Modells (bis dahin haben einzelne örtliche Gewerkschaftsniederlassungen die Modelle mehr oder weniger konsequent angewandt) werden Entscheidungsprozesse hierarchisiert und zentralisiert, den Locals wird die Entscheidungsmacht entzogen, eigene politische Zielsetzungen zu entwickeln. Gleichzeitig ist im Organizing-Modell eine demokratische Beteiligung der Arbeiter/innen angelegt:

The organizing model depends on the active participation of union members and their worksite representatives, stewards. Thus members create and control their own organization (Durrenberger/Erem 2005, 29).

Ein zentrales Element der Mitgliederentwicklung ist *empowerment* (handlungsorientierte Selbstermächtigung): „Part of organizing is moving the workers to take action in their own interest“ (Lead Organizer). Ein weiteres Prinzip ist *ownership* (d.h. die Gewerkschaft 'gehört' den Mitgliedern und nicht den hauptamtlichen Funktionär/innen). Von den Aspekten⁸, die für den Erfolg des in prekären Dienstleistungssektoren angewandten Organizing-Modells elementar sind, möchte ich einen herausgreifen: In sämtlichen Interviews – quer durch alle Statusgruppen – begegnete mir ein kämpferisches Selbstbewusstsein, das sich in

dem gewerkschaftlichen Slogan, „*Si, se puede! Yes, we can!*“, niederschlägt, der im Verlauf von Aktionen quer durchs Land skandiert wird. Auf die Frage, was eine/n Organizer/in auszeichnet, antwortet die interviewte Personalchefin:

I think you have to have a good heart and really be able to believe that you can make a difference in these workers' lives. That's what I would say would make a good organizer, in a nutshell.

Fraglich scheint weder, ob sich 'Billigjobber', die als schwer organisierbar und wenig interessiert an einer gewerkschaftlichen Repräsentation galten, gewonnen werden können, noch, ob es sich überhaupt lohnt, diese Arbeiter/innen zu organisieren. Kopfzerbrechen macht eher die Frage, inwieweit es der Gewerkschaft gelingt, in sehr viel kürzerer Zeit als bisher Industriezweige zu organisieren, dazu der interviewte Lead Organizer:

And it took 10 years to win a contract in [City 1]. It took 10 years of organizing, on going on strike, and doing all that stuff. But the learning experience! When we did [City 2,3,4] it took a year! In each of those examples we were able to win. Because we knew what we were doing and the owners knew what we were doing and they couldn't really fight back.

Die feste Überzeugung „*Ja, wir schaffen's!*“ beruht dabei nicht auf einer ausgeprägt amerikanisierten Form von Voluntarismus, sondern auf gemachten *Erfahrungen*. Widerstand ist möglich, eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen, insbesondere eine Erhöhung des Stundenlohnes und die Einführung von Sozialversicherungsleistungen können erkämpft werden. Arbeiter/innen sind insbesondere dann zu einer gewerkschaftlichen Vertretung zu überzeugen, wenn Organisierungserfolge (an anderen Orten) bereits gemacht werden konnten. Dazu sagt eine Organizerin:

The people can clearly see the differences between having the union and not having the union. Most workers understand that – esp. workers who got into a fight – they understand us even more.

Festzuhalten ist, dass sich 'Billigjobber/innen' im Immobiliendienstleistungssektor und ihre Gewerkschaft ein nicht zu unterschätzendes Potenzial an Organisationsmacht und struktureller Macht aneignen und nicht zuletzt von der Ortsgebundenheit prekärer Jobs profitieren (können). Dabei wird Macht nicht als Ware verstanden, die die einen besitzen und die anderen nicht. Vielmehr wird der Imperativ der Entmündigung von den Akteur/innen zurückgewiesen und durch einen erfahrungsgesättigten 'Imperativ', im Sinne einer alternativen Möglichkeitsform, ersetzt: „*Yes, we can!*“ Das skizzierte Beispiel der SEIU zeigt: Arbeiter/innen-Macht bedarf einer Organisation, die bereit und in der

Lage ist, mit enormen (nicht nur finanziellen) Ressourcen in Vorleistung zu treten.⁹ Deutlich wird, dass im Prozess gewerkschaftlicher Selbstermächtigung eine Neuausrichtung notwendig ist, die auf die vermeintlich einfache Formel – weniger Serviceorientierung und mehr Bewegungsorientierung – gebracht werden kann. Die Erfahrung von gewerkschaftlicher Handlungsmächtigkeit spielt dabei eine entscheidende Rolle. Ein nicht unwesentlicher Teil des Erfolgs der SEIU ist, dass bewegungserfahrene Linke und Arbeiter/innen aus dem Reinigungssektor zunehmend hauptamtlich tätig sind, das strukturkonservative Normalapparatsverhalten (Kurz-Scherf/Zeuner 2001) herausfordern und die Gewerkschaftsbewegung revitalisieren.

Success stories of immigrant and women workers organizing in low-wage service sectors have largely replaced devastating accounts of plant closings and mass layoffs in public discourses about the fate of organized labor under globalization (Chun 2005:486).

Pikanterweise finden sich in den USA Anzeichen einer Wiederbelebung der Gewerkschaftsbewegung, angestoßen von Beschäftigten, die zunächst wenig prädestiniert scheinen, Kräfteverhältnisse zu beeinflussen: Frauen, (un-)dokumentierte Migrant/innen in prekären Jobs. Arbeiter/innen und Bewegung können – zumindest punktuell – wieder zusammen gedacht werden. Die Organisation vermeintlich neuer Beschäftigten-Gruppen, das zeigen die Erfahrungen im US-amerikanischen Kontext, ist aber ohne deren Repräsentation innerhalb der Gewerkschaft nicht zu realisieren.

3. Transversales Prekariat?

Trotz einer partiell gelingenden Kooperation von Wischmopp und Laptop in Organizing-Kampagnen (wenn sich beispielsweise Studierende mit streikenden Reiniger/innen solidarisieren) sind – gesamtgesellschaftlich gedacht – prekär Beschäftigte am unteren Segment des Arbeitsmarktes meilenweit von dem Luxus entfernt, Prekarität als emanzipatorisches Projekt zu begreifen. Ebenso sind Prekäre am oberen Segment weit von Gewerkschaften mit ihren Themen und Organisationsformen entfernt. Euphorie erscheint daher unangebracht, trotz beachtlicher Erfolge von Einzelgewerkschaften und positiver Beispiele von Selbstermächtigungsprozessen im Rahmen von organisiertem Protest. Die Organizing-Gewerkschaften in den USA konnten (bislang?) den allgemeinen Trend nicht umkehren. Die Anzahl der gewerkschaftlich Organisierten ist weiterhin rückläufig, US-Amerika steuert auf eine bereits in den 1980er Jahren antizipierte post-union-era zu, und viele Gewerkschaften weltweit verzeichnen

massive Mitgliederrückgänge. Steven Lerner, einer der Initiator/innen der ersten Justice for Janitors-Kampagne, lanciert derzeit ein transnationales Projekt. Seines Erachtens ist die Formierung von Weltgewerkschaften im Immobiliendienstleistungssektor eine adäquate Strategie gegen den weltweiten, bedrohlichen gewerkschaftlichen Mitglieder- und Machtverlust:

Ironischerweise sind vielleicht die ärmsten und am schlechtesten qualifizierten Arbeitnehmer, die von den Weltkonzernen in diesen Städten beschäftigt werden, am ehesten dazu in der Lage, die wachsende Herrschaft der Konzerne infrage zu stellen (Lerner 2007:62).

Die Orte, auf die er in Anschluss an Saskia Sassen Bezug nimmt, sind derzeit 40 bis 50 wirtschaftliche Knotenpunkte (Global Cities; vgl. Sassen 2006), in denen sich multinational tätige Firmen konzentriert ansiedeln und eine glänzende Gelegenheit zum Organizing bieten.

Einer konsequenten Beteiligung bundesdeutscher Gewerkschaften an einer transversalen Solidarisierung prekär Beschäftigter quer zu ungleichheitsgenerierenden Kategorisierungen wie Geschlecht, Herkunft, nationalstaatlicher Grenzen stehe ich skeptisch gegenüber. Neben erwartbaren Herausforderungen – wie beispielsweise die Zusammenarbeit einzelner DGB-Gewerkschaften, historisch begründete Vorbehalte gegenüber US-amerikanischen Gewerkschaften und Kritik an einer politischen und ökonomischen Hegemonie sowie widersprüchlichen Modellen der Migrationspolitik – sehe ich vor allem die Gefahr, dass sich bundesdeutsche Gewerkschaften in Handlungs^{so}hmächtigkeit hineinreden. In der expandierenden Debatte um prekäre Arbeit zeichnet sich meines Erachtens die Tendenz ab, im Lamento einer Elendsberichterstattung zu verharren und somit allenfalls dazu beizutragen, die Angst vor zunehmend prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen zu verschärfen.

Das im bundesdeutschen Kontext zu beobachtende Verharren in einem Anti-amerikanismus hilft ebenso wenig weiter, den Imperativ der Entmächtigung umzudeuten, wie die hier stellvertretend angeführte Ansicht eines Gewerkschaftssekretärs der IG BAU nach einem Organizing-Seminar mit Michael Crosby: „Ich fand es sehr schön, was der Michael gesagt hat, aber so arbeiten wir bereits zu 80%.“ Konstruktiv und weiterführend erscheint deshalb, nicht nur den Blick auf erfolgreiche Projekte zu lenken, sondern Modelle wie das Organizing, dessen Umsetzung in der hiesigen Gewerkschaftsarbeit bislang allenfalls als abgekürztes Rezeptionsverfahren charakterisiert werden kann, konsequent zu erproben.

Entwicklungen der SEIU zeigen, dass eine Organisation prekär Beschäftigter nicht ohne deren Vertretung innerhalb der hauptamtlichen Gewerkschaftsorganisation zu realisieren ist. Solange sich bundesdeutsche Gewerkschaften

als Wächter und Bewahrer einer geschlechtlichen Arbeitsteilung engagieren und männlich konnotierte Arbeit in Tarifverträgen höher bewerten als weibliche, solange Einzelgewerkschaften Geschlechterdemokratie als politische Forderung ignorieren und Frauen in gewerkschaftlichen Vorstandsgremien lediglich als Spurenelemente (Koch-Baumgarten 1999) anzutreffen sind, bleiben sie im traditionellen männlichen Normalapparatsverhalten verhaftet. Mit der vor wenigen Jahren von Gewerkschaftsforschern formulierten Vision möchte ich schließen:

We envision a movement that embraces, attracts, and promotes women, people of color, immigrants, and lesbians and gays (Fletcher/Hurd 2000, 1)

und ihnen ein Star-Wars-Zitat mit auf den Weg geben:

Möge die Macht mit ihnen sein!

Anmerkungen

- 1 Inwieweit die überwiegend von Frauen ausgeübte Unterhaltsreinigung als prekär charakterisiert werden kann, wurde für den bundesdeutschen Kontext hinreichend beschrieben (vgl. z.B. Mayer-Ahuja 2003; Baatz/Schroth 2006).
- 2 Link kondensiert die aktuelle französische Prekaritätsdebatte um Robert Castel, Patrick Cingolani und Pierre Lantz auf die einfache Formel: Flexibilisierung minus Normalität gleich Prekarität (Link 2007, 1).
- 3 Klaus Dörre typologisierte gemeinsam mit seinen Kollegen Klaus Kramer und Frederic Speidel auf der Basis von empirischen Erhebungen in der Leiharbeitsbranche (Des-)Integrationspotenziale von Erwerbsarbeit (z.B. Kraemer/Speidel 2004; Arbeitsgruppe Strategic Unionism 2006). Die drei Zonen der Integration, Prekarität und Entkoppelung wurden in die Debatte gebracht sowie Mayer-Ahujas Kriterien zur Identifizierung prekärer Arbeit um den Aspekt der Lebensverhältnisse bereichert (vgl. auch Baatz/Schroth 2006).
- 4 Auf alternative Formen der Organisation von Protest, wie bspw. die Worker Centers Bewegung (vgl. Fine 2006), kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden.
- 5 Die Zahlen müssen dahingehend relativiert werden, dass ein Teil des Zuwachses auf Fusionen, ein anderer Teil auf einen Beschäftigungszuwachs in bereits organisierten Betrieben zurückgeht und ein kleiner Anteil der Mitglieder in Kanada und Puerto Rico leben.
- 6 Die im deutschen Sprachraum versierteste Beschreibung von unterschiedlichen Aspekten des *Organizing* findet sich bei Dribbusch (2007, 31f.).
- 7 Ein nicht unerheblicher Anteil von Beschäftigten aus lateinamerikanischen Ländern und Mexiko, die undokumentiert in den Staaten leben und arbeiten, sind im Reinigungsgewerbe anzutreffen (zu ihren Arbeits- und Lebensbedingungen vgl. Azzellini 1999).

- 8 Beispiele hierzu sind die Konstituierung von Brigaden (in denen ehrenamtliche Funktionär/innen von der Arbeit freigestellt, zum Organizing ausgebildet und eingesetzt werden), das Führen von Einzelgesprächen außerhalb der Arbeit, politische Forderungen jenseits von mehr Lohn, die Fokussierung auf den Eigentümer der Gebäude, nicht auf die Auftraggeber usw.
- 9 Die jüngste Justice for Janitors Kampagne in Houston/Texas hat nach Angaben einer Aktivistin rund 2 Mill. US-Dollar gekostet, dabei wurden ca. 5.000 Reinigungsleute organisiert.

Literatur

- Alinsky, Saul D., 1999: Anleitung zum Mächtigsein. Ausgewählte Schriften [original 1984]. Göttingen.
- Anderson, Bridget, 2006: Doing the Dirty Work? Migrantinnen in der bezahlten Hausarbeit in Europa. Berlin/Hamburg.
- Arbeitsgruppe Strategic Unionism, 2006: Revitalisierung von Gewerkschaften: Aus der Krise zur Erneuerung? Jena, unv. Manuskript.
- Azzellini, Dario, 1999: US-amerikanische Gewerkschaften und Latinos, in: Azzellini, Dario/Kanzleiter, Boris (Hg.): Nach Norden. Mexikanische ArbeitsmigrantInnen zwischen neoliberaler Umstrukturierung, Militarisierung der US-Grenze und dem amerikanischen Traum. Göttingen, 237-246.
- Baatz, Dagmar/Schroth, Heidi, 2006: Du putzt Deutschland: Die Prekarisierung von Erwerbsarbeit in der Reinigungsbranche. In: Degener, Ursula/Rosenzweig, Beate (Hg.): Soziale Gerechtigkeit im Zeichen gesellschaftlichen und politischen Strukturwandels – feministische Perspektiven. Wiesbaden, 281-299.
- Bourdieu, Pierre, 1998: Prekarität ist überall. In: Bourdieu, Pierre (Hg.): Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion. Konstanz, 96-102.
- Bronfenbrenner, Kate L., 1944: The Role of Union Strategies in NLRB Certification Elections: Industrial and Labor Relations Review. 50 Jg. Heft 2, 195-221.
- Castel, Robert, 2007: Jenseits der Lohnarbeit und unterhalb der Beschäftigung? Die Institutionalisierung des Prekaritäts. In: Kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie. 52. Jg. Heft 1, 6-16.
- Chun, Jennifer Jihye, 2005: Public Dramas and the Politics of Justice. In: Work and Occupation. 32 Jg. Heft 4, 486-503.
- Cingolani, Patrick, 2007: Wird die Prekarität ein neues Leitmodell der Arbeit? In: Kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie. 52. Jg. Heft 1, 16-23.
- Crosby, Michael, 2005: Power at Work. Rebuilding the Australian Union Movement. Sydney.
- Dörre, Klaus, 2005: Prekäre Beschäftigung – ein unterschätztes Phänomen in der Debatte um die Marktsteuerung und Subjektivierung von Arbeit. In: Lohr, Karin/Nickel, Hildegard Maria (Hg.): Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen. Münster, 180-205.

- Dribbusch, Heiner, 2007: Das „Organizing-Modell“. Entwicklung, Varianten, Umsetzung. In: Bremme, Peter/Fürniß, Ulrike/Meinecke, Ulrich (Hg.): Never work alone. Organizing – ein Zukunftsmodell für Gewerkschaften. Hamburg, 24-52.
- Durrenberger, E. Paul/Erem, Suzan, 2005: Class Acts. An Anthropology of Service Workers and their Union. London.
- Fine, Janice, 2006: Worker Centers. Organizing Communities at the Edge of the Dream. New York.
- Fletcher, Bill Jr./Hurd, Richard W., 2000: Is Organizing enough? Race, Gender, and Union Culture. http://qcpages.qc.cuny.edu/newlaborforum/old/html/6_article2.html (Download 14.06.06).
- Karakayali, Serhat, 2006: Mobilität und Prekarität als Ressource in den Kämpfen um Migration. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) (Hg.): Prekäre Perspektiven. Informationen aus der Tiefe des unsicheren Raumes. Berlin, 136-143.
- Kraemer, Klaus/Speidel, Frederic, 2004: Prekäre Leiharbeit. In: Vogel, Berthold (Hg.): Leiharbeit. Neue sozialwissenschaftliche Befunde zu einer prekären Beschäftigungsform. Hamburg, 119-153.
- Koch-Baumgarten, Sigrid, 1999: Gewerkschaftsinternationalismus und die Herausforderung der Globalisierung: das Beispiel der Internationalen Transportarbeiterföderation (ITV). Frankfurt/New York.
- Kurz-Scherf, Ingrid/Zuener, Bodo, 2001: Politische Perspektiven der Gewerkschaften zwischen Opposition und Kooperation. In: Gewerkschaftliche Monatshefte. 52. Jg. Heft 3, 147-160.
- Kuster, Brigitta, 2006: Die eigenwillige Freiwilligkeit der Prekarisierung. <http://eicp.net/transversal/0704/kuster/de/print> (Download 23.07.07).
- Kuster, Brigitta/Lorey, Isabell/Reichard, Katja/Osten, Marion von, 2006: Prekarisierung von KulturproduzentInnen und das ausbleibende „gute Leben“. Ein kleines postfordistisches Drama. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) (Hg.): Prekäre Perspektiven. Informationen aus der Tiefe des unsicheren Raumes. Berlin, 12-14.
- Lerner, Stephen, 2007: Weltgewerkschaften: Ein Mittel gegen den weltweiten Niedergang der Arbeiterbewegung. In: Bremme, Peter/Fürniß, Ulrike/Meinecke, Ulrich (Hg.): Never work alone. Organizing – ein Zukunftsmodell für Gewerkschaften. Hamburg, 52-78.
- Link, Jürgen, 2007: Flexibilisierung minus Normalität gleich Prekarität. In: Kulturrevolution. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie. Jg. 52. Heft 1, 32-38.
- Mayer-Ahuja, Nicole, 2003: Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen „Normalarbeitsverhältnis“ zu prekärer Beschäftigung seit 1973. Berlin.
- Sassen, Saskia, 2006: Cities in a World Economy. Thousand Oaks, CA.
- Selmer, Nicole/Sülzle, Almut, 2007: Deutscher Fußballherbst. In: ballesterer. 26. Jg. Heft Feb/März, 52-53.
- Stövesand, Sabine, 2007: (Für den) Blick über den Tellerrand. Organizing im lokalen Gemeinwesen. In: Bremme, Peter/Fürniß, Ulrike/Meinecke, Ulrich (Hg.): Never work alone. Organizing – ein Zukunftsmodell für Gewerkschaften. Hamburg, 79-91.

- Terkessidis, Mark, 2006: Warum das Prekariat schweigt. Das Organisationsproblem in unsicheren Arbeitsverhältnissen. In: Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK) (Hg.): Prekäre Perspektiven. Informationen aus der Tiefe des unsicheren Raumes. Berlin, 62-67.
- Völker, Susanne, 2006: Praktiken der Instabilität. Eine empirische Untersuchung zu Prekarisierungsprozessen. In: Aulenbacher, Brigitte/Bereswill, Mechthild/Löw, Martina/Meuser, Michael/Mordt, Gabriele/Schäfer, Reinhild/Scholz, Sylka (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster, 140-154.
- Wright, Erik O., 2000: Working-Class Power, Capitalist-Class Interest and Class Compromise. In: American Journal of Sociology. 105. Jg. Heft 4, 957-1002.
- Woodruff, Tom, 2007: Gewerkschaftsaufbau in schwierigen Zeiten. Wie die SEIU zur Gewerkschaft mit den höchsten Mitgliederzuwächsen in den USA wurde. In: Bremme, Peter/Fürniß, Ulrike/Meinecke, Ulrich (Hg.): Never work alone. Organizing – ein Zukunftsmodell für Gewerkschaften. Hamburg, 92-116.

Simone Mazari

Vernetzung: ja – Gewerkschaft: nein!? Von vernetzten Kulturselfständigen und Herausforderungen bei der Interessensvertretung neuer Selbstständiger

Normalarbeitsverhältnisse beziehungsweise spezifische *standard employment relationships* machen nach wie vor den quantitativ umfangreichsten Teil der Erwerbsverhältnisse aus (Candeias 2004, 399f.), auch wenn die fordistischen Verhältnisse seit den 1970er Jahren erodieren. Spätestens seit den 1980er Jahren ist ein qualitativer und quantitativer Bedeutungszuwachs von Erwerbsformen wie Teilzeitarbeit, befristete Beschäftigung, Leih- und Zeitarbeit sowie neue Selbstständigkeit zu verzeichnen. Die in diesem Bereich übergreifend als *Renaissance von Selbstständigkeit* (Bögenhold 1999, OECD 2000) gekennzeichnete Entwicklung stellt unter anderem sozialwissenschaftliche, aber auch ökonomisch ausgerichtete Forschungen vor Abgrenzungs- und Bestimmungsprobleme (vgl. z.B. Fink u.a. 2006, 8-10). Diese sind oft begleitet von einem Ringen um zeitdiagnostisch treffende Beschreibungen. Die oft als kleinster gemeinsamer Nenner fungierende Beschreibung, dass fordistische Zeiten etwas Neuem gewichen seien, wird nicht umstandslos geteilt (vgl. Arbeitsgruppe SubArO 2005). Gerade aus feministischer Perspektive wurden über die Analyse und Kritik gesamtgesellschaftlicher Arbeitsteilung Kontinuitäten herausgearbeitet (vgl. Kurz-Scherf u.a. 2003). Dystopisch werden die Deutungen dennoch geradezu, wenn vor allem Prekarisierungstendenzen als gesamtgesellschaftlich verallgemeinerbar ausgemacht werden.

Prekarisierung ist – wie auch Heidi Schroth in ihrem Beitrag ausführt – eine Art Modebegriff. Der Vorteil des Begriffes liegt darin, die relative Verschlechterung von materiellen und rechtlichen Erwerbslagen quer zu den bekannten Stratifikationskategorien in den Blick zu bekommen (Geschlecht, Klasse, Ethnizität und Bildungshintergrund). Prekarisierung wende ich für die folgende Fragestellung mit Mayer-Ahuja (2003) auf Erwerbsarbeit bezogen an. Sie hat einen Kriterienmix entwickelt, bei dem Prekarisierung bei der Unterschreitung materieller, rechtlicher und betrieblich integrativer Standards vorliegen kann.

Auf die materiell-rechtlichen Dimensionen stütze ich mich im Folgenden als gedankliche Folie (Mayer-Ahuja 2003, 15).

Mein Beitrag fragt nach dem Möglichkeitsraum für die Organisation heterogener und komplexer Erwerbsverhältnisse in Form von Selbstständigkeit und spezifiziert mögliche Adressierungspunkte am Beispiel des Erwerbsfeldes der Kulturselbstständigkeit. Zunächst werden Organisationsansätze vorgestellt, die in Deutschland und Spanien von zivilgesellschaftlichen, gewerkschaftlichen Akteuren/-innen angestoßen wurden. Die Analyse besteht darin, die bestehenden Vernetzungsformen und die strategische Ausrichtung innerhalb gewerkschaftlicher Modellprojekte zu beschreiben. Daran anschließend wird analytisch herausgearbeitet, wie Vernetzungsformen Kulturselbstständiger Ansätze für gewerkschaftliche, dialogisch orientierte Organisationsstrategien bieten können. Aus dem empirischen Material der Dissertation¹ wurden dafür Netzwerktypen rekonstruiert. Dies ermöglicht eine verdichtete Beschreibung von Vernetzungsformen Kulturselbstständiger – als individuelle Organisationsanstrengung und koordinierte Handlung verstanden. *Vernetzung* wird dabei auf unterschiedlichen Ebenen begriffen: zunächst auf der Ebene der kollektiven Akteure (Gewerkschaften), zweitens auf der Ebene koordinierter Handlungen (Kulturselbstständige).

1. Vernetzung, Gewerkschaften und Neue Selbstständige

Gewerkschaften sind Organisationen, die mit einer anderen Handlungslogik funktionieren als individuelle oder koordinierte Handlungen. Sie können als historisch erfahrene, zivilgesellschaftliche und sozial nach wie vor fest institutionalisierte Akteurinnen in den Arbeitsbeziehungen gesehen werden. Dabei handelt es sich nicht um monolithische Blöcke, sondern um historisch gewachsene, korporatistisch eingelassene Organisationen. Diese stehen durch den Strukturwandel von Erwerbsarbeit vor spezifischen Herausforderungen. Veränderungen in diesem Bereich wurden angestoßen durch betriebliches Outsourcing, technischen Wandel und Nejustierungen öffentlicher und privatwirtschaftlicher Regulierungsweisen (*global governance*). Die verbreiteten Erwerbsformen wurden nicht nur von hiesigen Gewerkschaften, die traditionell (männliche) Stammebelegschaften vertreten, defensiv wahrgenommen. Choi konstatiert in ihrem Bericht zu italienischen Gewerkschaften dazu:

Atypische Arbeitsverhältnisse wurden von Gewerkschaften als Bedrohung wahrgenommen und teilweise bekämpft, sahen sie in ihnen doch den Motor der Erosion des geschützten Normalarbeitsverhältnisses. So verschloss man jahrelang die Augen vor

existierenden Realitäten, konzentrierte sich auf die festen Stammebelegschaften und verharnte in strukturkonservativer Verteidigungshaltung (Choi 2004, 429).

Zu langsamem Umdenken führt der Schwund von Mitgliedern, also der eigentlichen Basis zumindest hiesigen gewerkschaftlichen Handelns, und damit einhergehende Repräsentationsdefizite (Ebbinghaus/Visser 1999, Stroby Jensen 2006, 70f.). Wenn die Diagnose geteilt wird, dass durch den Strukturwandel der (Erwerbs-)Arbeit und die damit einhergehende Krise von Gewerkschaften neue Vertretungsformen von Interessen nötig sind, schließt sich ein Konnex von auf unterschiedlichen Ebenen liegenden Fragen an: Gibt es überhaupt ein Interesse sowohl von *neuen Selbstständigen* als auch von Gewerkschaften, sich aufeinander einzulassen? Wie werden Beschäftigtengruppen erreicht, die traditionell nicht gewerkschaftlich vertreten sind? Wo sind Ansatzpunkte für gewerkschaftliche Organisation, wenn in einem Erwerbsbereich keine klaren Arbeitnehmer/-innenpositionen mit betrieblichen Vertretungsstrukturen gegeben sind? Diese Fragen werde ich im Folgenden empirisch fundiert illustrieren.

1.1 *Vernetzung und Strategien bei ver.di*²:

Branchenlogik, Hochqualifizierte und der Staat

Gewerkschaftsbezogene Vorschläge laufen darauf hinaus, neue Erwerbstätigen-Gruppen mit in die betriebliche Interessenvertretung einzubeziehen. Für Zeit- und Leiharbeit laufen diese Organisationsbemühungen an. Berufliche Selbstständigkeit explizit aufzunehmen, postuliert dennoch eher die Forschung und siedelt diese mit Schwerpunkt auf Weiterbildung zwischen Selbst- und Stellvertretung an (vgl. Pongratz 2005). Die Aufnahme dieser Erwerbsformen ist kompliziert, weil es bei diesen in steigendem Maße keine klaren Arbeitgeber/-nehmer/-innenpositionen gibt und Prekarisierung selbst durch Ambivalenzen gekennzeichnet ist.³

Weiterhin gibt es in der BRD den Trend, vor allem für hochqualifizierte und marktlich relativ gut positionierte Erwerbstätigen-Gruppen eigenständige Organisationsstrukturen zu schaffen, woran die Gewerkschaft der Lokomotivführer, der Marburger Bund (Ärzte/-innen) und Cockpit (Piloten/-innen) im hiesigen Kontext denken lassen. Für Hochqualifizierte und die berufsbezogene Interessenvertretung von Selbstständigen und Freiberufler/-innen hat sich vor allem die Einzelgewerkschaft ver.di hervorgetan.⁴ ver.di hat ein aus vier Mitarbeiter/-innen bestehendes Referat für Freie und Selbstständige eingerichtet. Um die 30.000 organisierte Selbstständige können auf ein umfassendes Beratungsangebot zurückgreifen und werden branchenübergreifend und -spezifisch organi-

siert. Unterstützung und Angebote gibt es von der Existenzgründung bis hin zum Rechtsschutz (wenn die Freiberufler/-innen in einem Streitfall als abhängig und nicht etwa arbeitgeberähnlich eingestuft werden können und Erfolgsaussicht besteht). Über die (Selbst-)Organisation der Selbstständigen kommt es zu regionalen Vernetzungen, wie sie sich in Ballungsregionen wie Hamburg, Köln oder auch Stuttgart feststellen lassen. Die beobachtbare starke Präsenz von Medienschaffenden liegt wohl auch an den bereits in den IG Medien entfaltenen Anstrengungen und wird heute mit mediafon fortgeführt.⁵ Während des zweiten Selbstständigentages im Dezember 2007 postulierte Frank Werneke, stellvertretender Vorsitzender von ver.di, dass man nicht lediglich Prekäre organisieren wolle, sondern durchaus auch andere Selbstständigenberufsgruppen, die sich in dem Profil der Dienstleistungsgewerkschaft verorten lassen. Dabei besteht durchaus die Gefahr, Klientelpolitik für sozial Bessergestellte, so genannte Hochqualifizierte, zu betreiben. Es überwiegt meiner Meinung nach ein suchender Prozess wie die – organisationsgeschichtlich bedingt – empirisch vor allem hochqualifizierten Selbstständigen organisiert werden können. Der *Betrieb* spielt als Gegenüber eine abnehmende Rolle und der *Staat* tritt als Adressat für Forderungen in den Mittelpunkt. Dies äußert sich beispielsweise bei Forderungen nach einer Grundsicherung, die in Form des DGB-Konzepts der Bürgerversicherung bei ver.di auch für Selbstständige vertreten werden. Dabei scheint bei Einzelanstrengungen nicht ausgemacht, dass die *eine Hand weiß, was die andere tut*. Bereits die Vernetzung und Herstellung von Transparenz *innerhalb* der Organisation stellt bei ver.di eine Herausforderung dar. Die Vernetzung und Koordinierung *zwischen* Gewerkschaften über die Einzelgewerkschaft hinaus scheint denn gar nicht von Interesse zu sein, obwohl dies gerade für staatlich zu adressierende Forderungen sinnvoll sein könnte. Weiterhin ist die Zusammenarbeit mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren/-innen, beispielsweise aus den sozialen Bewegungen, nicht gegeben. Auch die Überlegung, wie bestimmte Entwicklungen eben nicht nur nationalstaatlich gerahmt angegangen werden können, sondern dass diese eventuell auch eine europäisch vernetzte Strategie bräuchten, findet meines Erachtens keinen Widerhall. Das folgende Beispiel stammt aus dem spanischen Kontext und setzt bei der rechtlich-materiellen Besserstellung abhängiger Selbstständiger an.

1.2 Vernetzung und Strategien am Beispiel der CC.OO-TRADE: Abhängige Selbstständige und der Staat

Ein spannender Ansatz lässt sich in spanischen Organisierungsbemühungen erkennen.

Die großen Richtungsgewerkschaften CC.OO und UGT in Spanien hatten bis dato durchaus Schwierigkeiten, überhaupt *white-collar* Arbeiter/-innen mit ihren Programmen zu erreichen, geschweige denn atypische Erwerbstätige anzusprechen. Dies mag auch mit der finanziell angespannten Situation spanischer Gewerkschaften zusammenhängen. Die katalanischen Comisiones obreras (CC.OO) haben im Jahr 2000 jedoch während des siebten Kongresses der Gewerkschaft das *neue, reale Kollektiv* der abhängig Selbstständigen⁶ in die strategischen Überlegungen aufgenommen. Diese Gruppe zeichne sich dadurch aus, dass sie vor allem über steuerliche Lasten und marktliche Risiken belastet sei, aber *keine Rechte* habe (vgl. TRADE-CCOO 2003). 2001 wurde im Hauptsitz der CC.OO in Barcelona das für spanische Verhältnisse als Modellprojekt stehende FS TRADE in Katalonien auf den Weg gebracht.⁷ Die regionale Erweiterung des Projektes wird angedacht und national übergreifende Initiativen *innerhalb* der Gewerkschaft sind angelaufen, wie beispielsweise eine Gesetzesvorlage für den Senat zeigt, die die Erweiterung des Arbeiterstatuts⁸ auf abhängige Selbstständige vorsieht. Gewerkschaftsübergreifende Vernetzung fand als Austausch mit einem Projekt der italienischen Kollegen/-innen (CISL-ALAI) und per (rechts-)wissenschaftlicher Begleitung vor allem in der Anfangsphase statt. Die Schwierigkeiten bestehen ungebrochen darin, mit einem *alle Sektoren umfassenden*, sich auf abhängige Selbstständigkeit stützenden Kollektivkonstrukt überhaupt in Kontakt zu treten. Angeschrieben und für Runde Tische eingeladen wurden deshalb Selbstständigenorganisationen und branchenspezifische Organisationen, d.h. einschlägige zivilgesellschaftliche Akteure/-innen. Die abgedeckten Branchen reichen vom Transportwesen über die Metallbranche, das Gesundheitswesen bis hin zu Übersetzungsdienstleistungen, neuen Technologien etc. Das vorrangige strategische Ziel ist die Verbesserung der rechtlichen und sozialen Lage abhängiger Selbstständiger. Adressiert werden sowohl sogenannte Hoch- als auch Niedrigqualifizierte, da über die Qualifikationsvoraussetzungen hinweg eine sozialrechtlich ähnlich prekäre Erwerbssituation gegeben ist. Die Forderungen sind, was aus feministischer Sicht kritisiert werden kann, an einem androzentrischen Normalarbeitsverhältnis und seinen Absicherungsleistungen orientiert. Darüber tritt, ebenso wie bei ver.di, der *Staat* als Adressat gewerkschaftlicher Positionen ins Zentrum, was auch

die gesellschaftlich umkämpften Forderungen nach einem Grundeinkommen (Renta Básica) umfasst.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass nicht nur die Vernetzung, Kommunikation und Transparenz innerhalb und außerhalb der Einzelgewerkschaften Herausforderungen darstellen. Je nach gewerkschaftlicher Strategie rücken unterschiedliche Selbstständigengruppen in den Blick. Der Staat als strategischer Adressat gewerkschaftlicher Politik ist viel prominenter als bei anderen Erwerbsformen, wo der Betrieb im Zentrum steht. Frappierend ist, dass lokale Bündnisse in verschiedenen europäischen Regionen bestehen, diese aber bis auf einzelne Vernetzungspunkte kaum in Kontakt zueinander zu stehen scheinen. Schwierig bleibt auch die Ansprache der individualisiert arbeitenden Selbstständigen, seien sie solosebstständig, abhängig selbstständig oder in Klein- und Kleinstunternehmen tätig. Kontakt kann über die einschlägigen Berufsverbände hergestellt werden oder über die Kenntnis von bestehenden Netzwerken selbst und deren mögliche Adressierbarkeit. Im folgenden Abschnitt möchte ich den Blick auf den als hochqualifiziert geltenden Erwerbsbereich der Kulturselbstständigkeit⁹ in Spanien und Deutschland richten und von den rekonstruierten Vernetzungsformen ausgehend, gewerkschaftliche Ansprachemöglichkeiten diskutieren.

2. Vernetzungsformen bei Kulturselbstständigen

Das ausgewählte Erwerbsfeld der Kulturselbstständigkeit kann durch einen Überhang an Klein- und Kleinstunternehmen charakterisiert werden. Darin finden sich eher wissens- als kapitalintensive Unternehmungen. Das Feld nimmt eine quer zu den Sektoren liegende Stellung ein mit fertigen und dienstleistungsbezogenen Gütern. Weiterhin gibt es private, öffentliche und Mischfinanzierungen, wobei sich unter den neoliberalen Kürzungspolitiken seit den 1990er Jahren eine Verschiebung zu letzteren zeigt (Kopyciok 2005, Mascarell 2005). In diesem Erwerbsfeld mit hybriden Erwerbsformen werden sich in den Arbeitsmärkten generalisierende Tendenzen antizipiert.¹⁰ Dazu gehören die Feminisierung des Berufsfeldes¹¹, die Erosion der kontinuierlichen (männlichen) Vollzeitbeschäftigung und der für den Kulturmarkt überdurchschnittlich hohe Anteil an Selbstständigen mit statistisch gesehen enormen Zuwachsraten. Es gibt Hinweise darauf, dass unter anderen stratifizierenden Kategorien die geschlechtsspezifische Arbeitsmarktsegregation vertikal tradiert wird und vermutlich auch horizontal weitergeschrieben wird.¹²

Einige mit der Kulturwirtschaft befasste Autoren/-innen gehen gar davon aus, dass hier besondere Wachstums- und Beschäftigungseffekte zu vermuten

sein. Die Anzahl der Erwerbstätigen in Kulturberufen sei in der BRD beispielsweise zwischen 1995 und 2003 um fast ein Drittel gestiegen (Söndermann 2004, 5). Wenn man die zum Teil sehr ausufernden, statistisch umfassenden Grundlagen einer kritischen Begutachtung unterzieht, sind diese Zahlen aus regionalen, wirtschaftspolitischen Gründen vermutlich hypostasiert.

In einem hochindividualisierten Erwerbsfeld lassen sich bestehende Vernetzungsformen als Ansätze zur koordinierten Selbstorganisation lesen. Dafür wird auf das empirische Material der Dissertation zu Erwerbshandeln von Kulturselbstständigen im Rhein-Main-Gebiet und Madrid zurückgegriffen.¹³

2.1 Methodische Überlegungen

Auf der Grundlage des theoretischen Samplings (Glaser/Strauss 1998) wurden in der zugrunde liegenden Untersuchung leitfadengestützte Interviews mit selbstständigen Klein- und Kleinstunternehmer/-innen in Rhein-Main und Madrid geführt, die in der Kulturwirtschaft seit mindestens einem Jahr erwerbstätig sind. Ziel war, ein fundiertes Bild über die Handlungsstrategien Kulturselbstständiger zu erhalten. Das in den Untersuchungskontexten erwerbsarbeitslich strukturhomolog gebildete Sample wurde befragt hinsichtlich der Erwerbssituationen und -strategien. Diese werden idealtypisch als Netzwerktypen mit unterscheidbaren Vernetzungsmodi rekonstruiert. Der Vorteil dieses Vorgehens liegt darin, Typologien in die Theoriebildung einarbeiten zu können. Diese können allerdings auch – worauf hier der Schwerpunkt liegt – in einen Praxisbezug gesetzt werden. Innerhalb der zunächst kontrastierten Einzelfälle soll eine externe Heterogenität erzeugt werden. Das bedeutet, dass die innerhalb einer Mehrfeldermatrix abgebildeten Dimensionen möglichst trennscharf analytisch voneinander abgegrenzt werden. Innerhalb der erarbeiteten Typen soll dadurch eine interne Homogenität entstehen. Da diese Typen empirisch in einem komplexen Erwerbsfeld durchaus Mischformen aufweisen, wurde hier nach Kelle und Kluge der Weg der Idealtypisierung beschritten, und die Typen werden als Querschnitts- und Momentaufnahme gefasst (vgl. Kelle/Kluge 1999). Durch die Subjektorientierung der Analyse wird es möglich, Erfahrungs- und Wissensbestände in die politikwissenschaftliche Analyse und in weiterführende Überlegungen einzubeziehen.

2.2 Vernetzungsstrategien von Kulturselbstständigen

In der Arbeitswelt wird Vernetzung als das Scharnier begriffen, das tauschwert-, güter- und dienstleistungsbasierte sowie kommunikativ vermittelte Austauschbeziehungen begünstigt. Ein zentraler Befund aus meiner Analyse der unterschiedlichen Vernetzungsformen lautet, dass Vernetzung und Zusammenarbeit in einem hoch individualisierten Erwerbsfeld lokal sehr viel breiter, branchenübergreifender und mit tendenziell ausgefächerteren Anbindungen funktioniert als überlokal. Im Kontrast dazu scheint die Vernetzung überregional sehr viel spezialisierter vorstatten zu gehen. Diese lokal ausgeprägten Bindungen sind teilweise tauschwert-, *good will*-basiert und punktuell über Rechtsformen institutionalisiert (beispielsweise Vereine, spanisches Pendant: *asociación*). Die Netzwerke funktionieren nicht hierarchiefrei, gleichzeitig sind sie kein Äquivalent zu Arbeitsbeziehungen, da keine klaren Arbeitgeber/-innen und Arbeitnehmer/-innenpositionen auszumachen sind. Besonders deutlich wird dies, wenn man an das Streikrecht denkt. Daraus folgt, dass verbindende Thematiken eher über die Vernetzungsformen hinweg bei Themen wie sozialer Sicherung und Schutz vor *direkt erfahrenen* – nicht betrieblich gepufferten – ökonomischen Risiken zu finden sind. Das heißt, dass der Staat und intermediäre Assoziationen tendenziell an Bedeutung gewinnen. Ansätze für die Ansprache an ein eher gewerkschaftsaveseres Kollektiv sind vermutlich eher über punktuelle Bündnisse und spezielle Aspirationen¹⁴ unterschiedlicher Netzwerktypen herzustellen.

Aufgrund der Analyse der Aspirationen unterscheide ich drei Vernetzungsformen: (a) den visionären Vernetzungstypus, (b) das professionelle Netzwerk und (c) das Unterstützungsnetzwerk. Diese lassen sich mit anderer Schwerpunktsetzung auch in der einschlägigen Forschung finden (vgl. Antcliff u.a. 2007). Der Schwerpunkt im madrilenischen Sample liegt eher bei Typus (a) und im Rhein-Main-Gebiet eher bei (b). Alle drei Netzwerktypen möchte ich im Folgenden kurz skizzieren.

a) Zunächst stelle ich den visionären Vernetzungstypus dar. Diese Netzwerke sind zum Teil sehr breit, *inklusiv* angelegt und qualifikationsübergreifend. Die Thematiken werden öffentlich positioniert, und Anbindungen an soziale Bewegungen sind vorhanden (Globalisierungskritik, Feminismen). Dazu wird, wenn Kapital benötigt wird, vor allem familial gebundenes eingesetzt. Diese Personen betrachten ihre Arbeit nicht losgelöst von ihrem Leben, wirtschaften zugleich professionell und probieren veränderte Verbindungen zwischen Arbeit und Leben aus. Dies verläuft in der Regel zu Lasten von sozialer Absicherung

und Einkommen, die zunächst als weniger wichtig erachtet werden. Dabei wird auch das Problem der Selbstaussbeutung benannt, bei geringem Entgelt zeitlich entgrenzt zu arbeiten. Bei der Motivlage, *Arbeit und Leben* zusammenzudenken, steht eine politische Orientierung im Vordergrund. Das heißt, dass im Zweifelsfall zu Lasten der Vermarktlichung Ideale und Utopien wichtiger sind. Nur in geringem Ausmaß liegen gewerkschaftliche Mitgliedschaften vor. Gewerkschaften werden eher skeptisch beäugt.

b) Demgegenüber ist das professionelle Netzwerk marktlich orientiert. Die Vernetzung funktioniert *exklusiv* und wird klar umgrenzt. Vorrangige Ziele sind die Marktbehauptung und ökonomische Prosperität. Die Erkenntnis, dass über die Vernetzung Auftragslagen und -flauten besser als individuell gesteuert werden können, führt dazu, dass die sich Vernetzenden qualifikationsbezogen näher aneinander sind. Produktinnovationen und Trends aufzugreifen, ist für diese Gruppe sehr wichtig. Die Professionalisierung ist eng mit dem Ziel verknüpft, sich einen Namen zu schaffen sowie Marktnischen zu identifizieren und zu besetzen. Diese können auch sozialemanzipatorische Bezüge beinhalten, solange die Idee vermarktbar ist. Über die Vernetzung werden die Pflege beruflich relevanter Kontakte und die Abarbeitung von Aufträgen arbeitsteilig organisierbar. Mittels der Institutionalisierung von Vernetzung in einem Verein wird es beispielsweise möglich, sich ein Sprachrohr zu schaffen. Ein Verein kann eher mit Positionen an die Öffentlichkeit treten und hat höhere Chancen, wahrgenommen zu werden, als eine als Ich-AG finanzierte Person. Die Absicherung sozialer Risiken verläuft individuell und wenn, eher über die aktuelle, familiale Konstellation. Anbindungen werden gesucht, wenn sie mit der Strategie der Marktbehauptung kompatibel sind. Wichtig ist es für die Professionellen, ihre Erwerbssituation möglichst dauerhaft gegenüber direkt vermittelten, bestehenden Marktrisiken, möglichst ökonomisch gewinnorientiert, abzusichern. Punktuell kommen bei rechtlichen Fragen auch Kontakte zu Gewerkschaften vor, die allerdings eher als selbstbezüglich gesehen werden (ähnlich wie bei Typ a).

c) Das Wissen über rechtliche Möglichkeiten und das Erleben eigener Handlungsfähigkeit ist im Unterstützungsnetzwerk relativ gering ausgeprägt und die marktliche Position wird defensiv wahrgenommen. Die Vernetzung verläuft am wenigsten institutionalisiert, weniger breit als eher personell eng abgesteckt und auf den Moment bezogen. Sie ließe sich im Vergleich als *hermetisch* kennzeichnen. In der Regel wird die Selbstständigkeit nicht als frei gewählt erlebt und ist damit eine negative Motivlage, die mit der Hoffnung verbunden ist, dass es sich um eine temporäre Passage handelt. Der Vorteil für die sich Vernetzenden liegt darin, als angeeignet erlebte Wissensbestände überhaupt beruflich nutzen zu

können und nicht in andere, qualifikationsfremde Nischen auszuweichen. Weder sind zeitlich prospektive Planungen möglich, noch steht die Bewältigung anstehender Aufgaben im Zentrum, sondern der *Überstieg von einem Projekt zum nächsten* stellt die eigentliche Herausforderung dar (Kocyba 2005, 89). Es ist schwierig, überhaupt mit dieser Gruppe in Kontakt zu kommen. Die zeitliche Verdichtung, die dieses Erwerbsfeld generell auszeichnet, wird bei diesem Typus besonders deutlich.

Die so ermittelten Vernetzungsformen lassen sich typisiert unterscheiden hinsichtlich der Aspirationen für die Vernetzung und der Motivlagen für die individuelle Selbstständigkeit.

Netzwerkformen von Kulturselbstständigen

Netzwerkform	a) Das visionäre Netzwerk (inklusive)	b) Das professionelle Netzwerk (exklusiv)	c) Das Unterstützungsnetzwerk (hermetisch)
Aspirationen (koordinierte Ebene)	Transformation von Öffentlichkeit	Ökonomische Prosperität, Reputation	Existenzsicherung, qualifikationsnahe Erwerbsarbeit
Motivlagen (individuelle Ebene)	Entwickelte Vision von Gestaltung der Erwerbsarbeit und Leben umsetzen, inhaltliche Herausforderung	Sicherung des Lebensstandards, Vereinbarkeit, <i>nie wieder Chefs</i>	Über BA- oder INEM ¹⁵ -Maßnahmen induziert, als Zwangselbstständigkeit erlebt

Das Bild der Gewerkschaften als bürokratisch und selbstbezüglich ist bei Kulturselbstständigen über Vernetzungsformen hinweg verbreitet. Auf die Frage zur Möglichkeit gewerkschaftlicher Anbindungen antwortet eine Interviewpartnerin beispielsweise:

Hab ich auch mal angedacht. Da hab ich mich dann auch so ein bisschen erkundigt. Aber da sagten mir die, dass sei ein blöder Verein. Ich denke, dass die sich auch oft, dass die großen Verbände sich in ihren eigenen Strukturen verheizen (GD_1: 2333-2339).

Im Folgenden soll überlegt werden, wie Ansprachemöglichkeiten beschaffen sein können.

2.3 Kooperationsoptionen zwischen Kulturselbstständigen und Gewerkschaften

Wenn die Diagnose geteilt wird, dass auch für deutsche, sich unter Repräsentations- und Legitimationsdefiziten befindende Gewerkschaften ein Interesse bestehen kann, sich in so genannte Wachstumsmärkte einzubringen, dann sind vor allem kommunikative Hürden zu bewältigen. Der Gewerkschaftsskeptizismus im Feld bedeutet für die Ansprache von Gruppierungen einen Bedarf an inklusiven, kommunikativen Strategien, die bei bestehenden Netzwerkformen und deren Aspirationen ansetzen können. Der visionäre Vernetzungstypus kann für andere Organisationsformen zugänglich sein als die hauptsächlich auf marktliche Positionierung und ökonomische Prosperität setzenden Professionellen. Während Ersterer vermutlich punktuell über gemeinsame Veranstaltungen und Projekte erreichbar sein könnten, sind Letztere eher über Dienstleistungsangebote ansprechbar, die eine ökonomisch-rechtliche Besserstellung im Fokus haben. Der Schwerpunkt für die unterstützungsbezogene Vernetzung liegt meiner Meinung nach eher in Bedarfen für die Ermutigung, sich offensiver marktlich zu positionieren und mehr über rechtliche und materielle Möglichkeiten im Erwerbsfeld zu erfahren. Ein Scharnier der Adressierbarkeit sehe ich für diese Gruppe über rechtliche Beratung, Weiterbildungs- und Professionalisierungsangebote als möglich an. Dabei zeigt sich, dass in eher wissens- als kapitalintensiven Unternehmungen ein Ansatz durchaus eher auf dem Schwerpunkt von Selbstvertretungspolitikern zu suchen ist. Dafür müssen aber auch Gewerkschaften durchlässiger werden. Pernicka und Blaschke plädieren deshalb auf theoretisch-konzeptionell elaborierte Weise in ihrer Studie zu wirtschaftlich abhängigen Selbstständigen für ein gewerkschaftliches, inklusiv angelegtes Partizipationsmodell (Pernicka/Blaschke 2006).

Vernetze Kulturselbstständige und Gewerkschaften

Netzwerkform	a) Das visionäre Netzwerk (inklusive)	b) Das professionelle Netzwerk (exklusiv)	c) Das Unterstützungsnetzwerk (hermetisch)
Gewerkschaftliche Ansprache über	Projekte mit gesellschaftlich-politischem Inhalt	die Verbesserung der materiellen Lage, sozialrechtliche Verbesserungen, Experten/-innenstatus	Informations-, Weiterbildungs- und Professionalisierungsangebote, Arbeitsrechtsschutz

Aus unterschiedlichen Aspirationen heraus können demnach Gewerkschaften und Kulturselbstständige durchaus Interesse an punktueller und auch verstärkter Zusammenarbeit haben und bestehende Kommunikationshürden abbauen.

3. Fazit: Mehr Vernetzung und Beteiligung wagen!

Die Vernetzungsformen kollektiver und koordiniert handelnder Akteure/-innen bieten eine Bandbreite an möglichen Kooperationsformen. Zunächst rückt der Staat als Adressat ins Zentrum, wie ich gezeigt habe. Dafür ist es hilfreich, wenn Gewerkschaften über die Einzelgewerkschaften hinaus ihre Anstrengungen bündeln und die Arbeit in den Modellprojekten intra- und interorganisatorisch transparenter würde. Aber auch die Zusammenarbeit mit anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren kann dafür sinnvoll sein. Schließlich gibt es, wie Schulze Buschoff/Schmidt ausführen, *eine unüberschaubare Vielzahl von Organisationen und Interessenvertretungen für Selbstständige* (Schulze Buschoff/Schmidt 2007, 116). Vorschläge müssten aber auch immer bestehende, soziale Kräfteverhältnisse und mögliche Bündnispartner/-innen im Blick halten, wenn es beispielsweise um die Frage von Grundeinkommen respektive Bürgerversicherung geht.

Eine reflektierte gewerkschaftliche Strategie sollte allerdings perspektivisch auch der wachsenden Bedeutung europaweit zusammenwachsender Arbeitsmärkte Rechnung tragen. Ein Ansatzpunkt besteht darin, von beruflichen Vertretungen neuer Selbstständiger zu abstrahieren, wie dies bei FS-TRADE und teilweise auch bei ver.di umgesetzt wird. Dazu bedarf es einer vorgeschalteten rechtlich-materiell basierten Analyse der Situation dieser Erwerbstätigen sowie daran anschließender kommunikativer, inklusiver und dialogischer Strategien, um diese zu erreichen. Die Ansprache kann schwerlich top-down funktionieren. Vielmehr sind dazu bündnisbezogene Vernetzung und die Reflexion über Erwerbslagen nötig, um dialogisch das mögliche, kollektiv Vertretbare auszuloten.¹⁶ Diese können bei bestehenden Netzwerken ansetzen. Die Vertiefung sozialer Spaltungen könnte sich so produktiv umgehen lassen.

Schließlich werden aus meiner Sicht Forschungsbedarfe deutlich. Die Erwerbssituationen in der neuen Selbstständigkeit sind derart komplex und durch Ambivalenzen der Prekarisierung geprägt, dass die sozialwissenschaftliche Forschung vor zweierlei Aufgaben steht: die Erwerbssituationen von atypisch Beschäftigten und insbesondere beruflicher Selbstständigkeit zu begreifen und arbeitspolitisch zu begleiten. Eine gesellschaftstheoretisch fundierte Sozialwissenschaft stünde dann zudem vor der Aufgabe, den Interessensbegriff neu zu konturieren (vgl. Pongratz 2005).

Anmerkungen

- 1 Die Dissertation wird zum Thema „Erwerbshandeln von Kulturselbstständigen“ erstellt und basiert empirisch unter anderem auf Interviews mit selbstständigen Kulturschaffenden im Rhein-Main-Gebiet und Madrid.
- 2 Die folgenden Ausführungen fußen auf den angegebenen Webseiten und Experten/-innengesprächen.
- 3 Es ist fast ein Allgemeinplatz: Es gibt Freiberufler/-innen, die über ein gutes Einkommen verfügen und verfestigt oder auftragbezogenen Arbeitskraft einkaufen können, und genauso diejenigen, deren Planungssicherheit und Einkommen zwischen täglicher und Monatsaktung schwankt.
- 4 Vgl. <http://freie.verdi.de/>.
- 5 Vgl. <http://www.mediafon.net/> und <http://www.connexx-av.de>
- 6 Mit der abhängigen Selbstständigkeit wird eine wirtschaftliche Abhängigkeit von einem oder mehreren Unternehmen als individualisierte Risikolage vor allem für Soloselbstständige konfiguriert.
- 7 FS TRADE steht auf Katalanisch für Federació Sindical de Treballadors Autònoms Dependents und Kastilisch für Federación Sindical de Trabajadores Autónomos Dependientes. (s. <http://www.fstrade.cat/>). Über die Anzahl der bei FS Trade Organisierten konnte ich leider keine Zahlen erhalten.
- 8 Das 1980 eingeführte Arbeiterstatut ist die wichtigste rechtliche Grundlage für die Regulierung und Rechte der Arbeitsbeziehungen abhängiger Erwerbstätigkeit in Spanien. Die Vorlage für den Senat enthält neben der Anerkennung wirtschaftlich abhängiger Selbstständiger sozialversicherungsbezogene Regulierungsvorschläge, die an die soziale Absicherung in der abhängigen Erwerbsarbeit angelehnt sind (Arbeitslosengeld, Krankheits- und Urlaubsgeld).
- 9 In einem weiten Sinne verstanden (vgl. Söndermann 2004).
- 10 Vgl. dazu Schwerpunktsetzungen von Haak/Schmid 2001, Mandel 2007. Beide beziehen sich ausdrücklich noch auf den Dritten Sektor mit hohem Anteil an freiwilligem Engagement, eine Besonderheit, die ich nicht vertiefe.
- 11 Die These der *Feminisierung von Arbeit* bezieht sich auf Veränderungen in der Erwerbsarbeit allgemein und greift die gestiegene Erwerbsbeteiligung von Frauen und die Verstetigung diskontinuierlicher Beschäftigung für Frauen und Männer auf (vgl. Scheele 2008, 29 und Roß in diesem Band).
- 12 Der Gender-Datenreport legt auf allgemeiner Ebene nahe, dass in der Selbstständigkeit generell die horizontale Arbeitsmarktsegregation, d.h. eine über geschlechtsspezifisch ausdifferenzierte Erwerbsfelder induzierte, fortgeschrieben wird und liefert auch Verweise auf eine vertikale geschlechtshierarchische Teilung von Erwerbsarbeit, die sich hier als Selbstständigkeit mit oder ohne Angestellte ausweisen lässt (Cornelißen 2005, 147f.).
- 13 Dieses Material wird in meiner Dissertation kontextspezifisch ausgewertet, während in diesem Beitrag das Kontextübergreifende, Gemeinsame im Vordergrund steht.

- 14 *Aspirationen* ist ein weniger technizistischer Begriff als *Ziele* oder *Zielsetzungen*. Er verweist auf Möglichkeitsräume, die oftmals eher im Nachhinein eine gewisse Kohärenz eigener Handlungen deutbar machen, und ist eher qualitativ begreifbar.
- 15 Das spanische Pendant zur Bundesagentur für Arbeit ist das INEM – Instituto de Empleo Servicio Público de Empleo Estatal.
- 16 Vermutlich ließe sich auch das Organizing-Konzept (vgl. Schroth in diesem Band) auf beruflich Selbstständige ausweiten.

Literatur

- Antcliff, Valerie/Saundry, Richard/Stuart, Mark, 2007: Networks and Social Capital in the UK Television Industry: The Weakness of Weak Ties. In: Human Relations, 60. Jg. Heft 3, 371-393.
- Arbeitsgruppe SubArO (Hg.), 2005: Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie. Berlin.
- Bögenhold, Dieter (Hg.), 1999: Unternehmensgründung und Dezentralität. Renaissance der beruflichen Selbständigkeit in Europa? Wiesbaden.
- Candeias, Mario, 2004: Prekarisierung der Arbeit und Handlungsfähigkeit. In: Das Argument 255. 46. Jg. Heft 3, 398-413.
- Choi, Hae-Lin, 2004: Organisierung der Unorganisierbaren. Bericht aus italienischen Gewerkschaften. In: Das Argument 255. 46. Jg. Heft 3, 428-439.
- Cornelißen, Waltraud (Hg.), 2005: Gender-Datenreport. Kommentierter Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männern in der Bundesrepublik Deutschland. Im Auftrag des BMFSFJ in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt. Berlin. <http://www.bmfsfj.de/Publikationen/genderreport/root.html> (Download: 22.03.2007).
- Ebbinghaus, Bernard/Visser, Jelle, 1999: When Institutions Matter: Union Growth and Decline in Western Europe, 1950-1995. In: European Sociological Review. 15. Jg. Heft 2, 135-158.
- Fink, Marcel/Riesenfelder, Andreas/Tálos, Emmerich/Wetzler, Petra (Hgg), 2006: Neue Selbstständige in Österreich. Wien.
- Genda – Netzwerk feministische Arbeitsforschung (Hg.), 2005: Memorandum zur zukunftsfähigen Arbeitsforschung – Plädoyer für einen erweiterten Horizont der Arbeitsforschung und ihrer Förderung. http://www.uni-marburg.de/fb03/genda/publ/dispaps/dispap_13-2005.pdf (Download: 22.10.2006).
- Glaser, Barney G./Strauss, Anselm, 1998: Grounded Theory. Bern.
- Haak, Carroll/Schmid, Günter, 2001: Arbeitsmärkte für Künstler und Publizisten: Modelle der künftigen Arbeitswelt? In: Leviathan. 29. Jg. Heft 2, 156-178.
- Kelle, Udo/Kluge, Susann, 1999: Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.
- Kocyba, Hermann, 2005: Selbstverwirklichungszwänge und neue Unterwerfungsformen. Paradoxien der Kapitalismuskritik. In: Arbeitsgruppe SubArO (Hg.): Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie. Berlin, 79-93.

- Kopyciok, Antje, 2005: Kultur zwischen Staat und Markt. Eine politikwissenschaftliche Analyse staatlicher und unternehmerischer Kulturförderung in Deutschland. Passau: unveröff. Diplomarbeit.
- Kurz-Scherf, Ingrid/Lepperhoff, Julia/Rudolph, Clarissa, 2003: Geschlechterperspektiven auf den Wandel von Arbeit. In: WSI Mitteilungen. 56. Jg. Heft 10, 585-590.
- Mandel, Birgit, 2007: Die neuen Kulturunternehmer. Ihre Motive, Visionen und Erfolgsstrategien. Bielefeld.
- Mascarell, Ferran, 2005: La cultura en la era de la incertidumbre. Sociedad, cultura y ciudad. Barcelona.
- Mayer-Ahujá, Nicole, 2003: Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen *Normalarbeitsverhältnis* zu prekärer Beschäftigung seit 1973. Berlin.
- OECD (Hg.), 2000: OECD Employment Outlook 2000. Paris. <http://www.oecd.org/dataoecd/10/44/2079593.pdf> (Download: 29.03.2006).
- Pernicka, Susanne/Blaschke, Sabine, 2006: Selbstständige – (k)eine Klientel für Gewerkschaften? In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie. 31. Jg. Heft 2, 29-53.
- Pongratz, Hans J., 2005: Subjektivierung und Interessensvertretung. Perspektiven innovativer gewerkschaftlicher Bildungskonzeptionen. In: Arbeitsgruppe SubArO (Hg.): Ökonomie der Subjektivität – Subjektivität der Ökonomie. Berlin, 59-77.
- Scheele, Alexandra, 2008: Arbeit als politisches Feld. Politikwissenschaftliche Perspektiven für die feministische Arbeitsforschung. Münster.
- Schulze Buschoff, Karin/Schmidt, Claudia, 2007: Neue Selbstständige im europäischen Vergleich. Struktur, Dynamik und soziale Sicherheit. Düsseldorf.
- Söndermann, Michael, 2004: Kulturberufe. Statistisches Kurzportrait zu den erwerbstätigen Künstlern, Publizisten, Designern, Architekten und verwandten Berufen im Kulturberufemarkt in Deutschland 1995-2003. http://www.miz.org/artikel/studie_kulturberufe.pdf (Download: 01.02.2007).
- Strøby Jensen, Carsten, 2006: Trade Unionism: Differences and Similarities – a Comparative View on Europe, USA and Asia. In: Journal of Industrial Relations. 48. Jg. Heft 1, 59-81.
- TRADE-CCOO (Hg.), 2003: Un marco de derechos para los trade. Barcelona.

Bettina Roß

Soziale Ungleichheit und politisches Handeln Solidarität und Differenz in der internationalen Textilindustrie

Soziale Konstruktionen von Klasse, Ethnizität¹ und Geschlecht bezeichnen komplexe, soziale Orte mit Verhaltenserwartungen, Chancen, Risiken, Verletzbarkeiten² und Widerstandspotenzialen. Die Fokussierung auf das *Zusammenwirken* von Herrschaftsverhältnissen und die Unterschiede in den Lebensbedingungen und (Diskriminierungs-)Erfahrungen zwischen Frauen wurde insbesondere im Black Feminism (Davis 1982, hooks 1981) und von postkolonialen AutorInnen (vgl. Lewis/Mills 2003, Spivak 1990) eingefordert. Dieser Blickwinkel war und ist mit dem emanzipativen Anliegen verbunden, in der Anerkennung von Differenzen in den Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten Perspektiven der Gleichheit und Solidarität zu entwickeln. Pointiert und kritisch dazu formulierte unter anderem Cornelia Klinger die Notwendigkeit, die soziale Frage vermehrt in den Blick zu nehmen und nach dem Zusammenwirken von Geschlecht mit anderen sozialen Kategorien zu fragen (Klinger 2003).³ Klinger verschreibt sich einem Projekt des *Social (Re-)Turn* (vgl. auch Klinger u.a. 2007): Mit dem Ziel, die Stagnation der feministischen Diskussion zu überwinden, fordert sie dazu auf, den Blick wieder auf Ungleichheit als System zu richten, statt nur bei der individuellen Sichtung von Differenz und darauf aufbauenden Identitätspolitik zu verharren. Basis jeglicher Anerkennung von Differenz – gerade der Differenz marginalisierter Gruppen – könne und müsse das Streben nach materieller und symbolischer Gleichheit sein. Mit diesem Diktum schließt Klinger an die Arbeiten von Joan Acker, Nancy Fraser und Iris Marion Young an, die sich ebenfalls für eine Repolitisierung zugunsten sozialer Gleichheit bei Anerkennung unterschiedlicher Bedürfnisse und Lebenserfahrungen einsetzen (Acker 1999, Fraser 1994, I. Young 2000). Ich möchte – Bezug nehmend auf diese Debatte – das komplexe Zusammenwirken von Geschlecht, Ethnizität und Klasse anhand der internationalen Arbeitsteilung mit Schwerpunkt auf der Textilindustrie illustrieren. Diese Sichtung biete ich ein in eine kurze Skizzierung von Klingers Ansatz, beschreibe soziale Ungleichheitslagen in der Textilindustrie und reflektiere auf dieser Grundlage die

Möglichkeiten politischer Intervention zunächst anhand der Clean Clothes Campaign. Nach diesem Beispiel schließe ich analytisch, indem ich demokratietheoretische Ansätze daraufhin befrage, inwiefern diese ebenfalls Denksätze für die Frage nach der Gleichheit und Solidarität vor dem Hintergrund differenter Lebenserfahrungen bieten. Hierbei beziehe ich mich insbesondere auf Martha Nussbaum, Iris M. Young und Nancy Fraser, da diese die Kritik an der Weißen⁴, bürgerlichen Ausrichtung in der Geschlechterforschung und der Demokratietheorie weiterentwickelt und die Debatte seit den 1990er Jahren geprägt haben. Ich möchte also auf mehreren Ebenen zeigen, dass und inwiefern die Anerkennung von Differenz und gemeinsames politisches Handeln keine Widersprüche sein müssen, sondern sich im Gegenteil sogar bedingen, wenn nicht erneut durch die Verallgemeinerung spezifischer Lebenserfahrungen neue Ausgrenzungen von Marginalisierten entstehen sollen.

1. Ein Modell sozialer Ungleichheit

Klinger (2003) geht in ihrem Vorschlag des *Social Return* von drei Herrschaftssystemen aus, die zusammenwirken, aber nicht ineinander aufgehen: Klasse, Rasse⁵ und Geschlecht. Sie stellt die *Dimensionen sozialer Ungleichheit* in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung und begründet die Begrenzung ihrer Analyse auf drei Ebenen der Herrschaft durch deren jeweils spezifische Verbindung zur Strukturierung von Arbeit und zur Legitimierung von Ausbeutung dieser Arbeit. Damit hat Klinger eine theoretische Fundierung der zu betrachtenden Dimensionen geliefert, die vor einer potenziell unendlichen und damit kaum mehr argumentativ einzuholenden Ausweitung der Kategorien schützt, die letztendlich in einem individualistischen, stagnativen und ebenso hilflosen *undsowweiter* stehen bleibt.

Klingers Modell bietet eine analytische Schärfung der Begriffe sozialer Ungleichheit, indem sie Arbeit, die Strukturierung der Arbeitsteilung sowie die Legitimierung der sozialen Ungleichheit zu den zentralen Kategorien ihres Modells macht.

Aufbauend auf Klingers Modell verstehe ich *Geschlecht* und *Ethnizität* als soziale Konstruktionen, die in Interaktionen hergestellt werden, auf Erfahrungswissen und kulturellen Vereinbarungen beruhen und sich in politischen wie wirtschaftlichen Institutionen und Agreements verfestigen. Einiges davon wird intentional gestaltet, vieles wird jedoch in Anpassungsleistungen zwischen Wandel und Persistenz intersubjektiv und institutionell hergestellt. *Klasse* wiederum betrachte ich als gesellschaftliche Zuordnung anhand der Verfügungs-

macht über ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital (vgl. Bourdieu 1991). Alle drei Systeme verwende ich als Analysekategorien, ohne sie gleichzusetzen: Sie funktionieren nach je spezifischen Modi, beeinflussen sich wechselseitig und sind in ihren Auswirkungen von historischen und geopolitischen Prozessen abhängig. Gemeinsam ist ihnen, dass sie soziale Kategorien sind, über die Einschlüsse und Ausschlüsse, gesellschaftliche Positionierungen, Zugangschancen, Handlungsoptionen und soziale wie ökonomische Ungleichheiten verwirklicht und legitimiert werden. Dies möchte ich anhand der internationalen Arbeitsteilung zeigen, weil diese besonders deutlich und dennoch hochkomplex nach sexistischen, ethnizierenden und Klassen-abhängigen Ungleichheiten strukturiert ist.

2. Ethnizität, Gender und soziale Herkunft in der internationalen Arbeitsteilung

Innerhalb der sozialen, geschlechtlichen und ethnizierenden Stufung von Ausbeutung, Privilegien, Verletzbarkeiten und Widerstandspotenzialen lässt sich erkennen, dass Frauen und bei Frauen besonders verarmte und /oder migrierte bzw. Farbige⁶ Frauen besonders prekäre Arbeitsbedingungen, schlechtere Bezahlung, einen niedrigeren Organisationsgrad in politischen Organisationen (wie Gewerkschaften), die geringste Sicherheit und die meisten Risiken haben, weiter zu verarmen, an heilbaren Krankheiten vorzeitig zu sterben oder von Gewalt und Vertreibung betroffen zu sein.

Die in den letzten Jahrzehnten gestiegene Mobilität und die Beschleunigung des Austausches von Produkten, Dienstleistungen, Informationen, Kapital und Arbeitskräften geht mit einer Steigerung der Frauenerwerbsbeteiligung weltweit einher (vgl. Ruppert 2001). Dies basiert vor allem auf Frauen in Dienstleistungsbereichen (wie Call-Center, Tourismus, Unterhaltung) und in internationalisierter, arbeitsintensiver Produktion (z.B. Elektro-, Spielwaren- und Textilindustrie) (vgl. Bundestag 2002, Ruppert 2001). Mit dieser Zunahme geht eine *Feminisierung* der Arbeitsbedingungen einher (zu den folgenden Thesen vgl. Lenz 1996, Ruppert 2001, Wichterich 1998). Dieser Begriff drückt aus, dass die für Frauen bislang schlechteren Arbeitsbedingungen ausgeweitet werden: auf mehr Frauen und verstärkt auch auf Männer. Diese Form der Prekarisierung⁷ beinhaltet niedrige Löhne, die nicht mehr ausreichend zum Lebensunterhalt sind (working poor), geringe gewerkschaftliche Organisation, ungesicherte oder informelle Arbeitsverhältnisse (zeitlich befristet, flexibilisiert nach Auftragslage, geringe Kalkulierbarkeit für Beschäftigte) und die Aufwei-

chung von Arbeitsschutzbestimmungen (insbesondere von Kündigungsschutz, Unfallprävention und Gesundheitsfürsorge).

Zugleich zeigt sich hier die Verquickung von Wandel und Persistenz: Auch wenn Frauen zunehmend oder ganz die Ernährerinnen der Familien sind, existiert das Leitbild der erwerbstätigen Frau als *Zuverdienerin* fort. Dabei wird dieses Leitbild in der Textilindustrie Asiens und Osteuropas als Rechtfertigung dafür genutzt, Frauen weniger Lohn zu zahlen, obwohl diese Textilarbeiterinnen in vielen Fällen faktisch für das Familieneinkommen sorgen.

Die gesteigerte Erwerbsbeteiligung von Frauen führt zudem meist nicht zu einer Veränderung der bisherigen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern. Vielmehr versorgen weiterhin mehrheitlich Frauen die Familien, erledigen also nach wie vor einen großen Teil der Reproduktions- und Pflegearbeiten (vgl. Kapitel 1 in diesem Band). Wohlhabende Frauen können diese Arbeiten zumindest teilweise delegieren, indem sie verarmte, ggf. migrierte Frauen dafür bezahlen, so dass Ethnizierung und Klasse sich in dieser Konstellation quer zu Geschlecht auswirkt.

Gerade die erwerbstätigen Frauen des Südens /Ostens⁸ finden ihre Erwerbsmöglichkeiten häufig in niedrig entlohnten, ungesicherten Jobs: Sie arbeiten zum einen in (prekären) Lohnarbeitsstellen und zum anderen, wenn dieses Einkommen nicht reicht, oft noch zusätzlich im informellen Sektor als Haushaltshilfe, Kleinstunternehmerin oder Heimarbeiterin. Aus der doppelten Vergesellschaftung von Frauen ist heute also für nicht-wohlhabende Frauen des Südens /Ostens häufig eine *Triple Shift* aus Lohnarbeit, informeller Arbeit und Reproduktion geworden – hier verbinden und durchkreuzen sich deutlich Geschlecht, Ethnizität und soziale Herkunft (vgl. Young 1998, 189 f.).

3. Achsen sozialer Ungleichheit anhand der internationalen Textilindustrie

Ich möchte die sozialen Trennungen und ungleichen Chancen im Folgenden anhand der Textilindustrie verdeutlichen. Ich beziehe mich beispielhaft auf diesen Wirtschaftszweig, weil in diesem Bereich die Arbeitsverhältnisse vergleichsweise gut untersucht sind (vgl. Ascoly/Musiolek 2005, Duval 2005) und sich zudem das Zusammenwirken von Ethnizierung, Klasse und Geschlecht veranschaulichen lässt. Bei der folgenden Skizze handelt es sich um Zuspitzungen, die die Achsen sozialer Ungleichheit konkret zu machen erlauben:

Die globalen Verflechtungen von Produktion und Handel sind komplex, zumal viele Teile des ursprünglich firmeneigenen Produktionsprozesses auch bei

der Herstellung von Textilien an Subunternehmen delegiert werden. Zahlreiche Markenartikel-Unternehmen produzieren nicht mehr selber, sondern kaufen Waren ein, lassen diese mit dem Firmenlogo versehen und konzentrieren sich auf die Vermarktung der Produkte. Gegenüber der früheren Arbeitsteilung der Großfabriken mit sozialen Kompromissen in den Industrienationen und Ausbeutung des Reichtums aus den ehemaligen Kolonien kann die Wirtschaftsweise heute als eine *Netzwerkökonomie* von parallel laufenden, flexiblen und informalierten Produktionseinheiten beschrieben werden, deren Produkte von transnationalen Firmen weltweit gekauft und vermarktet werden (vgl. B. Young 1998).

Die Unternehmen lagern auf diese Weise einen Teil der Risiken der globalisierten Produktion aus. Subunternehmen sind gezwungen, immer preisgünstiger und schneller zu produzieren. Länder, Unternehmen und Arbeitskräfte stehen in Konkurrenz. Das Mittel des Outsourcing führt heute zu einem Mix verschiedenster Formen der Produktion, die von großen Fabrikkomplexen bis zu vollständig flexibilisierter und ungeschützter Heimarbeit reichen (vgl. Arango 2002, Parnreiter u.a. 1999). Dabei lässt sich vor allem, aber nicht nur in Asien der Trend erkennen, dass immer mehr Menschen in kleinen, meist informellen Heimarbeitsplätzen arbeiten und ihre Produkte zu Billigstpreisen an ZwischenhändlerInnen verkaufen. Für diese HeimarbeiterInnen ist es nur schwer möglich, organisiert und schlagkräftig bessere Arbeitsbedingungen zu erkämpfen. Es bestehen also unmittelbare Zusammenhänge zwischen der Gestaltung der Arbeit und den Möglichkeiten der betrieblichen wie gesellschaftlichen Partizipation (vgl. Müller u.a. 2004).

Transnationale Produktion von Bekleidung ist zudem davon gekennzeichnet, dass 40 bis 60 Prozent des Einzelhandelspreises bei den Marken- und Discountfirmen verbleiben, die die Waren kaufen und vermarkten.⁹ Diese Firmen haben ihren Hauptsitz hauptsächlich im Norden /Westen. Dort werden die höchsten Tantiemen und Löhne gezahlt. In Produktionsländern des Südens oder Ostens wiederum ist sehr häufig zu beobachten, dass sich eine Oligarchie reicher und meist männlicher Großhändler etabliert, die die Umsetzung der Nachfrage aus den Industrieländern sichern. Ca. 20 bis 35 Prozent des Preises in der Textilindustrie bekommen diese lokalen Großhändler und Einkäufer. 5 bis 7 Prozent verdienen die lokalen Händler und Vorarbeiter, die direkten Kontakt zu den ProduzentInnen haben, das Angebot kanalisieren und insofern prekär arbeiten, als sie bei einem massiven Wechsel oder der Stornierung der Nachfrage bankrott gehen. Entsprechend viel Druck üben sie auf die Näherinnen aus. 0,1 bis 1 Prozent des Preises schließlich bekommen die Produzentinnen im Süden /Osten. Das Prinzip des *Hire and fire*, extrem lange Arbeitszeiten und Einkommen

unterhalb der Lebenshaltungskosten sind hier Alltag. Diese Näherinnen haben aber immer noch mehr Einkommen als ImmigrantInnen, die im informellen Sektor oder als DienstbotInnen in privaten Haushalten arbeiten. Erwerbs- und Existenzsicherung sind demnach deutlich nach Geschlecht, sozialem Status, Ethnizität bzw. geopolitischer Herkunft strukturiert.

4. Empowerment in der Clean Clothes Campaign

In der jeweiligen individuellen Existenz treffen Zugehörigkeiten zu Klasse, Ethnizität und Geschlecht aufeinander und bilden den ambivalenten und prozessualen Punkt sozialer Verortung einer Person in einem komplexen Herrschaftssystem. Die Überschneidungen und Durchkreuzungen der strukturellen Auswirkungen der Ungleichheitslagen trennen Menschen auch auf der Subjektebene, und erschweren so politische Solidarität und Handlungsfähigkeit. Mit Blick auf die Problematik des politischen Handelns vor dem Hintergrund differenter Erfahrungen arbeiten Cornelia Klinger und Gudrun Axeli Knapp (Klinger 2003, Knapp 2005) Unterschiede und Gemeinsamkeiten der drei Kategorien Klasse, Ethnizität und Geschlecht heraus (vgl. auch Roß 2008). Ihre Sichtung verdeutlicht, dass für jegliche Solidarisierung zunächst Aufklärung, Mobilisierung, Kommunikation und Verständigung zwischen den Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten notwendig sind, um von einem bloßen *BetroffenSein* zu bewusster *Betroffenheit* und schließlich in einem kommunikativen Prozess zu einer reflektierten Identifikation und Solidarität mit anderen zu kommen. Das Zusammenspiel der hierarchisierenden Systeme macht es durchaus schwierig, politische Strategien zur Überwindung dieser Hierarchien zu entwickeln. Ein *Wir* kann somit nur das Ergebnis von politischen Aushandlungsprozessen sein oder, wie Gayatri Spivak formulieren würde, des strategischen Essentialismus und der fortgesetzten Dekonstruktion von Ausgrenzungsprozessen (vgl. Spivak 1990). Politisches Handeln versteht sich so als Verabredung auf gemeinsame Themen und auf Koalitionen zugunsten politischer Veränderung. Maßnahmen zur Verwirklichung politischer Forderungen müssten demzufolge umsichtig betrachten, dass verschiedene Teilgruppen der Gesellschaft in unterschiedlichem Maß von der Verweigerung elementarer Rechte und Partizipationschancen betroffen sind. Je nachdem, welche sozialen Orte die Betroffenen einnehmen, mit welchen Verletzbarkeiten und Handlungspotenzialen sie dabei ausgestattet sind und welche Privilegien bislang durch die Ausbeutung Anderer erkaufte wurden, werden spezifische Formen des Empowerment möglich und nötig.

Als ein Beispiel für eine multiple und wertschätzende Empowerment-Strategie möchte ich hier auf die Kampagne für saubere Kleidung (Clean Clothes Campaign, im Folgenden CCC) verweisen.¹⁰ Diese ist eine internationale Kampagne, in der sich viele Menschenrechts- und christliche Entwicklungshilfegruppen sowie einige Gewerkschaften zusammengeschlossen haben,¹¹ um die Arbeitsbedingungen in der internationalen Bekleidungsindustrie zu verbessern. Die Kampagne beruht vor allem auf Recherchen vor Ort, Maßnahmen zur Verbesserung der örtlichen Arbeits- und Lebensbedingungen der Näherinnen sowie auf Öffentlichkeitsarbeit in den Ländern der KonsumentInnen mit dem Ziel, öffentlichem Druck aufzubauen, der die Bekleidungsunternehmen zur Anerkennung und Durchsetzung von Mindeststandards in ihren Fabriken (inkl. der Subunternehmen) veranlassen soll. Ein zentrales Werkzeug ihrer Arbeit ist die Durchsetzung und Überwachung des von der CCC entwickelten *Arbeitsverhaltenskodexes*. Der Kodex beruht auf den Vereinbarungen der International Labor Organisation (ILO) zu *decent work*¹². Diese beinhalten das Verbot von Zwangsarbeit, Kinderarbeit und Diskriminierung am Arbeitsplatz ebenso wie das Gebot, Vereinigungsfreiheit und Tarifverhandlungen zu ermöglichen, ausreichende Löhne zu zahlen, überlange Arbeitszeiten zu vermeiden, menschenwürdige Arbeitsbedingungen sicherzustellen und feste Beschäftigungsverhältnisse zu verankern. Die ILO-Standards wurden für die Textilindustrie weiterentwickelt und zu einem überschaubaren Kodex zusammengefasst:

Der Kodex ist eine präzise Aufstellung von Mindestarbeitsnormen sowie eine Selbstverpflichtung des Unternehmens, diese Normen einzuhalten und seine Auftragnehmer, Subunternehmer, Lieferanten und Lizenznehmer zur Einhaltung dieser Normen zu verpflichten (...) Mit dem Kodex erklären Einzelhändler und Produzenten ihre Verantwortung für die Arbeitsbedingungen, unter denen von ihnen verkaufte Bekleidung, Sportbekleidung und Schuhe produziert werden. Diese Verantwortung erstreckt sich auf alle ArbeitnehmerInnen, die für das Unternehmen Produkte herstellen, ungeachtet ihres Status und ihrer Beziehung zum Unternehmen und unabhängig davon, ob es sich um Beschäftigte des Unternehmens handelt oder nicht. Der Kodex ist deshalb auf HeimarbeiterInnen sowie informell angestellte ArbeitnehmerInnen oder VertragsarbeiterInnen anwendbar (Arbeitsverhaltenskodex 1998).

Die CCC verhandelt mit Unternehmen, diesen Kodex zu ratifizieren, indem sie Markenfirmen und Discounter (die auf ihr Image angewiesen sind) herausgreift, deren Arbeits- und Handelsbedingungen skandalisiert und auf Basis des so entstehenden öffentlichen Drucks eine gestärkte Verhandlungsposition erlangt. Unternehmen vermeiden negative Schlagzeilen bzw. können ihr Image verbessern, indem sie sich verpflichten, diesen Kodex einzuhalten und auf des-

sen Einhaltung bei ihren Lieferanten zu dringen. CCC trainiert schließlich AkteurInnen (NäherInnen, GewerkschafterInnen und AktivistInnen) vor Ort, die Einhaltung des Kodex zu überwachen.

Interessant für die Betrachtung des Verbindens von Gleichheit und Anerkennung von Differenz ist, dass die CCC durch die Kombination von ArbeiterInnenrechten mit der Aufklärung und Aktivierung von KonsumentInnen zwei Personengruppen zusammenbringt, die zunächst einmal konträre Lebensbedingungen und Bedürfnisse haben (vgl. Musiolek 1997). Die NäherInnen benötigen gesicherte Arbeitsbedingungen, die ausreichenden Lohn und Schutz für ihre Gesundheit beinhalten; die KonsumentInnen sind daran interessiert, möglichst hochwertige Ware zu einem möglichst niedrigen Preis zu bekommen. Neben den Unternehmen profitieren also monetär auch die KonsumentInnen der Kleidung von den niedrigen Löhnen und Standards in der Textilindustrie. Diese ungleiche Verteilung hat, wie bereits oben beschrieben, eine sexistische Komponente, indem die Mehrheit der NäherInnen Frauen sind, eine rassistische, indem die am schlechtesten bezahlten NäherInnen Frauen des Südens oder Ostens sind (insbesondere in Asien und Südosteuropa). Sie fußt schließlich auf sozialer Ungleichheit, da die NäherInnen aufgrund von Armut darauf angewiesen sind, die Näharbeit unter schlechten Bedingungen zu erfüllen, um ihre Lage zumindest etwas verbessern zu können, während sich wohlhabende KundInnen die Bekleidung leisten können.

Zudem lässt sich ein differenzierter Umgang erkennen, weil sich die CCC auf internationale Standards bezieht, diese jedoch nicht missionarisch *'unterdrückten Objekten von Befreiung'* aufnötigt. Vielmehr begibt sie sich seit Jahren in einen kommunikativen Prozess, in dem TextilarbeiterInnen unmittelbar an den Kampagnen vor Ort beteiligt sind. Dies beinhaltet zum einen, Schutzmaßnahmen gegenüber möglicher Repression und Kündigung zu unterstützen, indem außerhalb der Fabriken diskutiert wird und über essentielle Rechte am Arbeitsplatz (wie das Recht auf Vereinigungsfreiheit) aufgeklärt wird. Zum anderen werden konkrete Maßnahmen gemeinsam mit den AktivistInnen vor Ort entwickelt, in dem diese beispielsweise in Techniken zur Erfassung der Arbeitsbedingungen (z.B. zur Durchführung von Interviews mit KollegInnen und Management) geschult werden. Die Regie für die Kampagne verbleibt in den Händen der AktivistInnen vor Ort – das heißt, hier handelt es sich um Basisarbeit durch die NäherInnen selbst, die zugleich durch die internationale Öffentlichkeitsarbeit der Kampagne besser vor Repressionen geschützt werden.

Schließlich stellt sich die CCC der Herausforderung, auch mit den unterschiedlichen Arbeitsbedingungen von NäherInnen umzugehen: Sie konzentriert sich

nicht auf eine bestimmte Klientel (z.B. auf die NäherInnen in den Industrieländern, deren Arbeitsplätze bedroht sind bzw. verloren gingen, oder auf die FacharbeiterInnen in den Weltmarktfabriken), sondern baut die verschiedenen Arbeitsformen (in Großfabriken und Freihandelszonen ebenso wie in Heimarbeit) in ihr Selbstverständnis und in ihre Forderungen ein. Sie weiß um die Unterschiede und fordert gerade deshalb universelle Rechte ein. Auf diese Weise vermeidet sie, dass sich unterschiedliche TextilproduzentInnen gegenseitig schaden, indem sie in Konkurrenz miteinander treten und so den Unternehmen ermöglichen, von widerständigen Bereichen in schwer organisierbare Bereiche abzuwandern. Die CCC verringert diese Konkurrenzspirale dadurch, dass sie Produktion und Handel zusammenfasst (und damit auf ein Spezifikum der internationalen Textilvermarktung eingeht) und darüber hinaus Unternehmen dazu bringt, die Verhaltenskodizes auch von ihren Subunternehmern zu verlangen. Ein Weltmarktunternehmen kann das Zertifikat des fairen Handels nur für sich in Anspruch nehmen, wenn es sicherstellt, dass die Grundregeln auch in den Zuliefererbetrieben eingehalten werden.

Als abschließenden Aspekt der multiplen Perspektive möchte ich benennen, dass die CCC an vielen Orten einen direkten Zugang zu den Näherinnen hat und damit über fundierte Kenntnisse konkreter Arbeitsbedingungen verfügt, daraus aber keinen Alleinvertretungsanspruch ableitet:

Obwohl der Kodex darum bemüht ist, nationale ArbeitnehmerInnen vor Unterdrückung, Missbrauch und Ausbeutung zu schützen, wenn nationale Gesetze unzureichend sind oder nicht durchgesetzt werden, will er die nationalen Gesetze oder die nationale Arbeitsaufsicht nicht ersetzen. Der Kodex ist kein Ersatz für sichere und unabhängige Gewerkschaften oder Tarifverhandlungen (Arbeitsverhaltenskodex 1998).

Die CCC versteht sich also als Ergänzung und als ein Mittel unter vielen notwendigen Maßnahmen, um die Arbeitsbedingungen der TextilarbeiterInnen zu verbessern und einen fairen Handel zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen zu ermöglichen. Meiner Ansicht nach ergeben sich aus dieser kritischen Begleitung und Ergänzung von Gewerkschaften durchaus praktische und konzeptionelle Perspektiven der Ermächtigung von Berufsgruppen, die ebenso wie Reinigungskräfte oder SexarbeiterInnen (vgl. Schroth und Zimowska in diesem Band) oft nicht für wichtig und organisierbar gehalten werden. Die CCC zeigt, dass auf der Basis von langjährig aufgebauten Vertrauensverhältnissen öffentlicher und dynamischer Druck erzeugt werden kann: Die CCC ist erfolgreich darin, Unternehmen zur Unterzeichnung und zunehmenden Einhaltung von Sozialchartas zu bringen, bei denen früher davon ausgegangen wurde,

dass diese Unternehmen sich organisiertem Druck mit Hilfe von Outsourcing, Repression und Informalisierung (etwa in Heimarbeit) entziehen können. Gewerkschaften können von dieser Arbeit profitieren, wenn sie von ihr lernen, sich a) auf bisher schwer organisierbare ArbeitnehmerInnen langfristig einzulassen, b) die spezifischen Arbeitsbedingungen in unterschiedlichen Ländern zu beachten, c) in einen Dialog einzutreten, der viel Zeit und Vertrauensaufbau benötigt, um zum Erfolg zu führen, und d) verschiedene Menschen mit ihren unterschiedlichen Interessen zusammen zu bringen. Letzteres betrifft insbesondere die Verbindung von verarmten Süd / Ost-Frauen mit mehr oder weniger wohlhabenden KonsumentInnen vor allem im Norden / Westen, die aus dem Preisdumping aussteigen können, wenn nachvollziehbar wird, welche unmittelbaren Folgen die immer billigere Kleidung (bzw. Fleischproduktion, Kaffeevermarktung, Blumenzucht) für die ArbeitnehmerInnen in und aus Ländern des Südens / Ostens und in prekären sozialen Lagen hat. Gerade das Ansetzen an den unterschiedlichen Arbeits- und Lebensbedingungen kann also zum Erfolg führen und Strategien der Vereinzelung und Konkurrenz unterlaufen – dies dauert lange, kann aber im Sinne Simone Mazaris (vgl. Mazari in diesem Band) mit verhaltenem Optimismus an bestehenden Kampagnen, sozialen Bewegungen und den Netzwerken der AkteurInnen ansetzen.

5. Ansätze zur Weiterentwicklung von Solidarität unter Anerkennung von Differenzen

Die erfolgreiche Verpflichtung transnationaler Handelsketten kann motivieren, die kritische Analyse und transnationale Zusammenarbeit fortzusetzen. Dafür braucht es nicht nur Streitbarkeit und vertrauensvolle Kooperation, sondern auch analytische Begründungen universeller Rechte vor dem Hintergrund differenter Lebenserfahrungen, Chancen und Risiken. Abschließend möchte ich daher fragen: Wie lässt sich Gleichheit, Partizipation *und* die Anerkennung von Differenzen theoretisch begründen? Und wie kann Solidarisierung so reflektiert werden, dass sie sowohl handlungsmächtig ist als auch die erneute Ausgrenzung oder Instrumentalisierung marginalisierter Gruppen vermeidet? Damit möchte ich – nun auf einer theoretischen Ebene – die Frage nach einer *social re-turn* feministischer Intervention stellen, indem ich weiterführende Denkansätze prägender Demokratietheoretikerinnen beleuchte:

5.1 Das Gute Leben

Den Anspruch auf Gerechtigkeit begründet die Philosophin Martha Nussbaum in ihrer Auseinandersetzung mit der Aristotelischen Ethik aus der Fähigkeit und dem Streben nach dem Guten Leben, die allen Menschen innewohnen (Nussbaum 1999, 2003).

Sie unterscheidet hierfür aufeinander aufbauende Stufen des Mensch-Seins, die jeweils zu einem weiterführenden Niveau der von einem Menschen entwickelten Fähigkeiten führen. Mit der ersten Stufe des *Menschseins* umschreibt sie die menschliche Grundstruktur, die sich aus der Sterblichkeit, der Körperlichkeit, dem Empfinden von Freude und Schmerz sowie der Fähigkeit zu sozialen Bindungen und zum Denken zusammensetzt (vgl. Rosenberg 2008, Roß 2006). Sie beschreibt, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, um ein Mensch sein zu können, was folglich niemandem – nach welchen Merkmalen auch immer – verweigert werden darf. Die Idee der Entwicklungschance für menschliche Fähigkeiten beinhaltet, dass nur Lebensbedingungen, die diese Grundstruktur des Menschseins ermöglichen, akzeptiert werden können. Andere Bedingungen sind im wörtlichen Sinne un-menschlich, da sie Grundfunktionen des menschlichen Seins unmöglich machen. In dieser Denkfigur bietet sich ein elementarer Ansatz der Begründung von Menschenrechten und der Ableitung von Grundmerkmalen, die eine Gesellschaft zu ihrem Funktionieren entwickeln muss.

Über dieses Mensch-Sein hinaus entwickelt Nussbaum ein Konzept des *Guten Lebens* im Unterschied zum bislang dargestellten einfachen Leben. Diesem ordnet sie bestimmte Fähigkeiten des Menschen zu, deren Verwirklichung den Menschen durch entsprechende Rahmenbedingungen ermöglicht werden sollte: Alle Menschen sollten die Chance haben, nicht vorzeitig zu sterben, ihr Leben vor Übergriffen schützen zu können, ihre Gesundheit zu bewahren und körperliche Bedürfnisse zu befriedigen, unnötigen Schmerz zu vermeiden und Lustgefühle zu verwirklichen, über Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten für das eigene Leben, inkl. der Ausbildung einer eigenen Persönlichkeit, zu verfügen, emotionale Bindungen mit anderen Menschen einzugehen, andere zu verstehen und miteinander zu leben. Daran, ob und in welchem Ausmaß Rahmenbedingungen verwirklicht sind, die die Entwicklung dieser Fähigkeiten zulassen, misst sie eine Gesellschaft, da ein Mensch nur durch Entwicklung dieser Fähigkeiten ein gutes, menschliches Leben führen kann. Die Verweigerung der Entwicklung der oben genannten körperlichen, emotionalen, kognitiven und sozialen Fähigkeiten kommt daher struktureller Gewalt gleich. Der Ausschluss

von Armen aus Bildung, Kultur und materieller Versorgung sowie die Nicht-Beteiligung von Migranten an der Gesellschaft (unter anderem durch die Drohung von Abschiebung oder die Verweigerung der freien Wohnortwahl durch die in Deutschland für Flüchtlinge geltende Residenzpflicht) stehen in Kontrast zu den Grundsätzen des Fähigkeiten-Ansatzes von Nussbaum (2001).

Nussbaum hat die Frage nach einem kulturübergreifenden spezifisch *Menschlichen* umschrieben und verankert an diesem Mensch-Sein das Recht auf unveräußerliche Grundrechte, die es einem Menschen ermöglichen, seine bzw. ihre Fähigkeiten zu entwickeln. Sie legt ihre Konzeption jedoch so offen an, dass Raum für prozessuale Weiterentwicklung und interkulturelle Aushandlungsprozesse verbleibt. Durch die weite Öffnung der menschlichen Fähigkeiten und die interkulturelle Prozesshaftigkeit der Definition dieser Fähigkeiten kann Nussbaum der Anforderung genügen, hegemoniale Bevormundung und Re-Marginalisierung zu überwinden. Auf diese Weise ist es ihr möglich, unter Anerkennung pluralistischer Lebenskonzepte ein universalistisches Konzept eines gemeinsamen und damit allgemeingültigen Mensch-Seins zu entwickeln.

5.2 Heterogene Öffentlichkeit und Gruppenrechte

Während Nussbaum das Mensch-Sein in Form einer Positivliste bestimmt, problematisieren andere die Ausgrenzungsmechanismen, die der Gleichheit ebenso innewohnen können wie dem Insistieren auf Identität (und Nicht-Einmischung). Sie erdenken Gegenmaßnahmen, die einer Ermächtigung in Gleichheit und Anerkennung von Differenz dienen:

Iris Marion Young hat sowohl vor Ausschlussmechanismen als auch vor Assimilationszwängen gewarnt (I. Young 2000). Sie analysiert, dass selbst bei gleichen staatsbürgerlichen Rechten der Universalismus, der untrennbar mit Egalität verbunden ist, erneut diskriminierend auf marginalisierte Personen wirkt. Sie schließt sich der Position Amy Gutmans an, die darauf hinweist, dass wirkliche politische Gleichheit nur auf der Basis von sozialer und ökonomischer Gleichheit tragfähig sein kann (Gutman 1980). Young geht jedoch einen Schritt weiter, indem sie feststellt, dass marginalisierte Gruppen stets nur zu den VerliererInnen gehören können, solange die Anpassung an die materiellen, sozialen oder kulturellen Standards der privilegierten Gruppen als Messlatte für alle gilt und so alle Gruppen an den dominierenden Kriterien gemessen werden: So

(...) tendiert das strikte Festhalten an einem Prinzip der Gleichbehandlung zu einer Verstärkung von Unterdrückung und Benachteiligung dort, wo zwischen den Gruppen Unterschiede in den Fähigkeiten, der Kultur, den Werten und Verhaltensstilen

vorhanden sind, einige dieser Gruppen aber privilegiert sind. Die Inklusion und Partizipation eines jeden und einer jeden an sozialen und politischen Institutionen verlangt deshalb manchmal die Formulierung spezieller Rechte, die auf gruppen-spezifische Unterschiede achten, um Unterdrückung und Benachteiligung zu unterbinden (I. Young 2000, 86).

Iris M. Young vertritt ein Konzept der *heterogenen Öffentlichkeit*, in dem auf Basis der anzustrebenden rechtlichen und sozialen Gleichheit Menschen verschieden sein können und ihre spezifischen Interessen in Form von Gruppenvertretungen einbringen. Berechtigt hierzu sind für Young jene Gruppen, die gesellschaftsbildend wirken und aufgrund von Unterdrückung oder Benachteiligung einer spezifischen Repräsentation bedürfen. Damit hat Young den Zugang zur Gruppenrepräsentation ausdrücklich als Aushandlungsprozess markiert und zugleich eine willkürliche, uferlose und damit die Gesellschaft lähmende Überausweitung ausgeschlossen. Besonders interessant ist Youngs Ansatz für die Frage nach nicht-essentialistischer Gerechtigkeit durch ihr Verständnis, dass alle Menschen ein Recht auf Inklusion in die Gesellschaft *und* ein Recht auf Andersbehandlung haben, wenn spezifische Interessen oder Fähigkeiten marginalisiert werden.

5.3 Multiple Solidarität

Ebenso einer Dekonstruktion essentialistischer Identität verpflichtet wies Nancy Fraser in ihrer Debatte mit Axel Honneth darauf hin, dass Anerkennung nur auf der Basis materieller und politischer Gleichheit möglich sei (Fraser/Honneth 2003). *Social equality* ist für sie die Grundvoraussetzung dafür, dass die Wahrnehmung, Würdigung und Anerkennung von Differenzen sinnvoll ist, ohne dass hieraus erneute Hierarchien und Ausbeutungsverhältnisse entstehen. Auch sie tritt für eine genaue Sichtung der herrschaftsrelevanten Differenzen und die Anerkennung von Unterschieden ein. Nancy Fraser hat mit ihrem radikaldemokratischen Konzept die Grundlinien abgesteckt, wie die reflektierte Kombination von Differenz- und Gleichheitsbetrachtungen unter einer herrschaftskritischen Perspektive geleistet werden kann. Menschen mit ihren unterschiedlichen Herkunftsgeschichten und Lebensbedingungen, Ressourcen, Schwächen und Fähigkeiten können Gesellschaft mitgestalten, wenn sie die Chance zur Partizipation erhalten. Die skizzierten Kampagnen der CCC illustrieren Ansätze zur Entwicklung respektvoller und dialogischer Solidarität. Die CCC stellt sich der schwierigen Aufgabe, gemeinsame Kampagnen auf der Basis gründlicher Recherchen und dem langwierigen Aufbau

von Vertrauensverhältnissen zu verwirklichen. Die in die Kampagne eingebundenen ArbeitnehmerInnen werden nicht mehr zu Opfern stilisiert, die es zu retten gilt, sondern ihr SpezialistInnentum für die eigene Situation anerkannt. Die von Klinger, Fraser und anderen angemahnte soziale Frage ist also stellbar – in aller kritischen Schärfe gegenüber Ausbeutung und gewaltförmiger Herrschaft mit ihren unterschiedlichen Ebenen und unter Anerkennung differenter Verhältnisse und Erfahrungen. Im Dialog werden Verletzbarkeiten, die Interdependenzen von Ausbeutung, Privilegien und Handlungsoptionen entlang der Kategorien Klasse, Ethnizität und Geschlecht jenseits einfacher Antworten und Hauptwidersprüche erkennbar.

Anmerkungen

- 1 *Ethnizität* bezeichnet die Konstruktion einer Gruppe von Menschen aufgrund des Glaubens an eine gemeinsame Herkunft, Geschichte und Kultur. Der Begriff betont die Tatsache, dass die Unterscheidung in verschiedene Ethnien, inkl. der mit dieser Unterscheidung verbundenen Klassifikationen und Hierarchien, gesellschaftlich entstanden ist und aktualisiert wird. Damit wird versucht, die Annahme von kulturell oder biologisch unterscheidbaren *Rassen* zu verneinen und deutlich gemacht, dass es sich um Akte der Ethnisierung, also Prozesse der sozialen Zuweisung handelt, in denen mit Hilfe von Vorurteilen, Trennungen und administrativen Maßnahmen (wie Aufenthaltsbestimmungen und die Staatsbürgerschaft) eine Wir-Gruppe und unterscheidbare Gruppen der *Anderen* erst entstehen und sich verfestigen.
- 2 Zum Konzept der *Verletzbarkeit* vgl. Castro Varela 2004 und Dow 1992.
- 3 Die Debatte um Intersektionalität kann ich in diesem Aufsatz nicht ausführen; zur Adaption des *intersectionality*-Ansatzes vgl. Knapp 2005 und Roß 2008.
- 4 Die Großschreibung verdeutlicht, dass es sich um einen analytischen Begriff handelt: *Weiß* bezeichnet eine Privilegierung aufgrund von Hautfarbe, Ethnizität oder Staatsangehörigkeit (vgl. Hügel u.a. 1998). Zur analytischen Bestimmung der Kategorie Geschlecht vgl. Dölling 1999.
- 5 Klinger verwendet den Begriff der *Rasse*. Dieser ist nicht identisch mit *Ethnizität* (vgl. Fußnote 1). Beide bezeichnen soziale Konstruktionen auf der Basis von äußeren Merkmalen sowie unterstellten biologischen und /oder kulturellen Eigenheiten. Die Debatte um die Begriffe ist keineswegs abgeschlossen, wie aktuell unter anderem Becker-Schmidts Verwendung von vier Kategorien: class, gender, ethnicity and race zeigt (Becker-Schmidt 2007).
- 6 Die Großschreibung verdeutlicht, dass es sich um einen analytischen Begriff handelt: *Farbig* bezieht sich auf alle Personen, die aufgrund von Hautfarbe, Ethnizität oder Staatsangehörigkeit diskriminiert oder ausgegrenzt werden (vgl. Hügel u.a. 1998).
- 7 Zur Prekarisierung vgl. auch Schroth und Mazari in diesem Band.

- 8 Diese Schreibweise verdeutlicht, dass es sich um analytische Begriffe handelt, die sich auf die ökonomische und politische Ungleichheit zwischen dem Norden /Westen als hegemonialen und dem Süden /Osten als marginalisierten geopolitischen Räumen bezieht (vgl. Marchand/Sisson Runyan 2000, Sassen 2000).
- 9 Ich danke Bettina Musiolek für ihren Vortrag bei der Tagung *gendering work – working gender* des Graduiertenkollegs und GendA 2005. Die in diesem Abschnitt verwendeten Prozentzahlen stammen aus ihren Studien in der Textilindustrie Asiens und Osteuropas, die sie unter anderem in der Clean Clothes Campaign durchgeführt hat (Musiolek 2005).
- 10 Dabei geht es mir nicht um eine umfassende Würdigung der Clean Clothes Campaign, sondern um die Veranschaulichung, dass komplexes politisches Agieren auf der Basis von Respekt und Kontinuität zu nennenswerten Erfolgen führen kann. Grundsatzdebatten, z.B. über die Ablehnung der CCC von Boykotten, oder zum entwicklungspolitischen Grundsatzstreit, ob es sinnvoll ist, multinationale Konzerne zu reformieren, oder ob Kampagnen eher dem Aufbau von alternativem, fairem Handel gelten sollten, können hier nicht diskutiert werden.
- 11 Europaweit handelt es sich um ca. 300 Organisationen, unter anderen evangelische, katholische und ökumenische Gruppen (z.B. die Arbeitsgemeinschaft der evangelischen Jugend, der Bund der deutschen katholischen Jugend, die Christliche Initiative Romero), das DGB Bildungswerk, IG Metall, ver.di, das Südwind Institut und Terre de Femmes.
- 12 Zur Frage nach guter Arbeit vgl. Lepperhoff/Scheele 2008.

Literatur

- Acker, Joan, 1999: Class, Race and Gender. Problems in Feminist Rethinking. In: Marx Ferec, Myra/Lorber, Judith/Hess, Beth. B. (Hg.): *Revisioning Gender*. London/New Delhi, 44-69.
- Arango, Luz Gabriela, 2002: Geschlecht, Globalisierung und Entwicklung. In: *Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt*. Heft 85/86, 84-107.
- Arbeitsverhaltenskodex, 1998: Arbeitsverhaltenskodex für die Bekleidungsindustrie einschließlich Sportbekleidung der Kampagne für saubere Kleidung. <http://www.saubere-kleidung.de/2-000-wir.html> (Download 19.10.2007).
- Ascoly, Nina/Musiolek, Bettina, 2005: Understanding the Garment Industry's Informal Economy. In: Lepperhoff, Julia/Satilmis, Ayla/Scheele, Alexandra (Hg.): *Made in Europe. Geschlechterpolitische Beiträge zur Qualität von Arbeit*. Münster, 190-206.
- Becker-Schmidt, Regina, 2007: >Class<, >gender<, >ethnicity<, >race<: Logiken der Differenzsetzung, Verschränkungen von Ungleichheitslagen und gesellschaftliche Strukturierung. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.): *Achsen der Ungleichheit*. Frankfurt/New York, 56-83.
- Bourdieu, Pierre, 1991: Sozialer Raum und „Klassen“. Zwei Vorlesungen. Frankfurt/Main.

- Bundestag, Deutscher (Hg.), 2002: Schlussbericht der Enquete-Kommission: Globalisierung der Weltwirtschaft. Opladen.
- Castro Varela, Maria do Mar/Dhawan, Nikita, 2004: Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention. In: Roß, Bettina (Hg.): *Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft*. Wiesbaden, 205-226.
- Davis, Angela, 1982: *Women, Race and Class*. London.
- Dölling, Irene, 1999: „Geschlecht“ – eine analytische Kategorie mit Perspektive in den Sozialwissenschaften? In: *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung*. 3. Jg. Heft 1, 17-26.
- Dow, Kirstin, 1992: Exploring Differences in our common Futures: the Meaning of Vulnerability to Global Environmental Change. In: *Geoforum*. Heft 3, 417-436.
- Duval, Chantal (Hg.), 2005: *Workers Voices. The Situation of Women in the Eastern European and Turkish Garment Industries*. Meißen.
- Fraser, Nancy, 1994: *Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht*. Frankfurt/Main.
- Fraser, Nancy/Honneth, Axel, 2003: *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt/Main.
- Gutman, Amy, 1980: *Liberal Equality*. Cambridge.
- hooks, bell, 1981: *Ain't I a Woman? Black Women and Feminism*. Boston.
- Hügel, Ika/Lange, Chris/Ayim, May/Bubeck, Ilona/Aktas, Gülsen/Schultz, Dagmar (Hg.), 1999: *Entfernte Verbindungen. Rassismus Antisemitismus Klassenunterdrückung*. 2. Auflage (Original 1993). Berlin.
- Klinger, Cornelia, 2003: Ungleichheit in den sozialen Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht. In: Knapp, Gudrun Axeli/Wetterer, Angelika (Hg.): *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*. Münster, 14-48.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun Axeli/Sauer, Birgit (Hg.), 2007: *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt/New York.
- Knapp, Gudrun Axeli, 2005: >Intersectionality< – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von >Race, Class, Gender<. In: *Feministische Studien*. 23. Jg. Heft Mai 2005/1, 68-81.
- Lenz, Ilse, 1996: Grenzziehungen und Öffnungen. Zum Verhältnis von Geschlecht und Ethnizität zu Zeiten der Globalisierung. In: Lenz, Ilse/Germer, Andrea/Hasenjürgen, Brigitte (Hg.): *Wechselnde Blicke. Frauenforschung in internationaler Perspektive*. Opladen, 200-228.
- Lepperhoff, Julia/Scheele, Alexandra, 2008: „More and better Jobs“? Chancen und Grenzen von politischen Konzepten zur Qualität der Arbeit aus Geschlechterperspektive. In: Brabandt, Heike/Roß, Bettina/Zwingel, Susanne (Hg.): *Mehrheit am Rand? Geschlechterverhältnisse, globale Ungleichheit und transnationale Handlungsansätze*. Wiesbaden. Im Erscheinen.
- Lewis, Reina/Mills, Sara (Hg.), 2003: *Feminist Postcolonial Theory. A Reader*. New York.
- Marchand, Marianne H./Sisson Runyan, Anne, 2000: *Gender and Global Restructuring. Sighting, Sites and Resistance*. London.

- Müller, Torsten/Platzer, Hans-Wolfgang/Rüb, Stefan (Hg.), 2004: Globale Arbeitsbeziehungen in globalen Konzernen? Zur Transnationalisierung betrieblicher und gewerkschaftlicher Politik. Wiesbaden.
- Musiolek, Bettina (Hg.), 1997: Ich bin chic, und Du mußt schuften. Frauenarbeit für den globalen Modemarkt. Frankfurt/Main.
- 2005: Frauenarbeit in der globalen Modebranche. Alte und neue Machtgefälle und Konstruktionen – eine Intervention aus Sicht aktionsorientierter Forschung. Unveröffentlichter Vortrag. Marburg.
- Nussbaum, Martha C. 1999: Der aristotelische Sozialdemokratismus. In: Pauer-Studer, Herlinde (Hg.): Gerechtigkeit oder Das gute Leben. Frankfurt/Main, 24-85.
- 2001: Women and Human Development. The Capabilities Approach. Cambridge.
- Parnreiter, Christof/Novy, Andreas/Fischer, Karin (Hg.), 1999: Globalisierung und Peripherie. Umstrukturierung in Lateinamerika, Afrika und Asien. Frankfurt/Main.
- Rosenberg, Lea, 2008: Martha Nussbaums Konzeption des Guten Lebens. Wiesbaden. Im Erscheinen.
- Roß, Bettina, 2006: Ist Gerechtigkeit teilbar? Gedanken zu Demokratietheorie und interkultureller Solidarität. In: Rüdiger, Axel/Seng, Eva Maria (Hg.), 2006: Dimensionen der Politik: Aufklärung – Utopie – Demokratie. Berlin, 467-485.
- 2008: Intersektionale Perspektiven auf Internationale Arbeitsteilung. In: femina politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft. Heft 1/2008. Im Erscheinen.
- Ruppert, Uta, 2001: Frauen und Geschlechterpolitik. In: Hauchler, Ingomar/Messner, Dirk/Nuscheler, Frank (Hg.): Globale Trends 2002. Bonn. 3. Auflage, 112-131.
- Sassen, Saskia, 2000: Women's Burden. Counter-Geographies of Globalization and the Feminization of Survival. In: Journal of International Affairs. Jg. 53 Heft 2, 503-524.
- Spivak, Gayatri Chakravarty, 1990: The Postcolonial Critique: Interviews, Strategies, Dialogues. New York.
- Young, Brigitte, 1998: Genderregime und Staat in der globalen Netzwerkökonomie. In: Prokla. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft. 28. Jg. Heft 2/Juni 1998, 175-198.
- Young, Iris Marion, 2000: Inclusion and Democracy. Oxford.
- Wichterich, Christa, 1998: Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichheit. Reinbek.

Hinweise zu den Autorinnen und Autoren sowie den Mitgliedern des Gender-Kollegs

Bereswill, Mechthild ist Professorin für Soziologie am Fachbereich Sozialwesen der Universität Kassel. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind: Soziale Kontrolle; Devianz, Marginalisierung und Geschlecht; Feminismus und Geschlechterpolitiken sowie qualitative Methodologien. Zu ihren aktuellen Veröffentlichungen zählen u.a. „Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit“ (herausgegeben gemeinsam mit Michael Meuser und Sylka Scholz). Münster 2007; „Undurchsichtige Verhältnisse. Marginalisierung und Geschlecht im Kontext der Männlichkeitsforschung“. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/New York 2007, 84-99. Kontakt: bereswill@uni-kassel.de

Braun, Karl ist Professor für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg und Mitglied des Gender-Kollegs. Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind neben Gender-Theorie und Sexualitätsgeschichte allgemeine Kulturgeschichte, spanische Kulturanthropologie, Europäisierung sowie das Verhältnis zwischen Deutschland und Tschechien.

Correll, Lena ist HBS-Stipendiatin im Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Zuvor war sie bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung“, ebenfalls an der Philipps-Universität Marburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Geschlechterforschung, Qualitative Forschung und Arbeitsforschung. Kontakt: correll@staff.uni-marburg.de

Dölling, Irene hat die Professur für Frauenforschung/Soziologie der Geschlechterverhältnisse an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam inne. Ihre Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind: Sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen von Geschlechterverhältnissen, Geschlechterarrangements in Ostdeutschland sowie der Zusammenhang von (postfordistischen) Transformationsprozessen und Geschlechterverhältnissen. Zu ihren aktuellen Publikationen gehören u.a.: „Komplexe Zusammenhänge und die Praxis von Akteur/inn/en in den Blick nehmen. Anmerkungen zum Bericht ‘Zur Lage in Ostdeutschland‘“ (zus. mit Susanne Völker). In: Berliner Debatte. Initial. 18. Jg., Heft 4/5 2007, 105-120 sowie „Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung“ (Hg. Zusammen mit Ulla Bock und

Beate Kraus). Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung. Göttingen 2007.

Ehms, Patrick promoviert zu dem Thema „Väter und Erziehungszeiten“ als HBS-Stipendiat im Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Wirtschafts- und Sozialordnung der Bundesrepublik Deutschland, Arbeitsmarkttheorie und -politik sowie Geschlechterforschung. 2002 erschien von ihm das Buch: „Warum (k)eine Grundsicherung? Grundannahmen und Grenzen aktueller Grundsicherungsmodelle“ in der Schriftenreihe der Marburger Forschungsgruppe Politische Ökonomie. Schrift Nr. 10. Marburg. Vor der Stipendiatzeit war er wissenschaftlicher Mitarbeiter beim DFG-Projekt „Überprüfung des Inventars zur Erfassung der Lebensqualität bei Kindern und Jugendlichen (ILK)“, ebenfalls an der Philipps-Universität Marburg. Kontakt: ehms@staff.uni-marburg.de

Funder, Maria ist Professorin für Soziologie (mit dem Schwerpunkt: Soziologie der Wirtschaft und der Arbeit) an der Philipps-Universität Marburg. Sie ist Mitglied des Marburger Genderkollegs. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Wirtschaftssoziologie, Arbeits- und Industriosociologie, Organisationssoziologie, Frauen- und Geschlechterforschung sowie der Industriellen Beziehungen. Ausgewählte Veröffentlichungen sind: „Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Forschung im Dialog“ (gemeinsam hrsg. mit Brigitte Aulenbacher, Heike Jacobsen und Susanne Völker). Wiesbaden 2007 sowie „Geschlechteregalität – mehr Schein als Sein. Geschlecht, Arbeit und Interessenvertretung in der Informations- und Telekommunikationsindustrie“ (gemeinsam mit Steffen Dörhöfer und Christian Rauch). Berlin 2006. Kontakt: funder@staff.uni-marburg.de

Janczyk, Stefanie ist HBS-Stipendiatin im Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Zuvor war sie bis 2005 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt „GendA – Netzwerk feministische Arbeitsforschung“, ebenfalls an der Philipps-Universität Marburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Arbeitspolitik, Arbeitsforschung und Geschlechterpolitik. Aktuelle Veröffentlichungen hat sie insbesondere zur Frauen- und Familienpolitik der Großen Koalition publiziert.

Kißler, Leo ist Professor für Soziologie an der Philipps-Universität Marburg und Mitglied des Gender-Kollegs. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören: Politische Soziologie, Industrielle Beziehungen, Konfliktforschung sowie öffentliche Verwaltung. 2007 erschien sein aktuelles Buch „Politische Soziologie. Grundlagen einer Demokratiewissenschaft“. Konstanz.

Kurz-Scherf, Ingrid ist Universitätsprofessorin für Politische Wissenschaft mit dem Schwerpunkt „Politik und Geschlecht“ am Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg und Mitglied des Gender-Kollegs. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterpolitik und politischer Feminismus, Arbeits- und Sozialpolitik, Politische Ökonomie der Demokratie sowie Gewerkschaften.

Kuster, Brigitta lebt und arbeitet in Zürich und Berlin als Kulturproduzentin/Künstlerin/Filmmacherin/Autorin. Ihre Arbeit fokussiert Themen wie die Repräsentation von Arbeit, Gender und sexueller Identität, Migration, Transnationalität und (Post) Kolonialismus. Kontakt: brigittakuster@snafu.de

Mazari, Simone ist HBS-Stipendiatin im Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Sie hat Politologie in Frankfurt am Main und Madrid studiert. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Arbeits- und Geschlechterforschung sowie in sozialwissenschaftlichen Methoden. Sie promoviert zu „Erwerbshandeln von Kulturselbstständigen“. Kontakt: mazari@em.uni-frankfurt.de

Merkel, Ina ist Professorin für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft an der Philipps-Universität Marburg und Mitglied im Gender-Kolleg. Sie hat ihre Forschungsschwerpunkte in der DDR-Kulturgeschichte, Medien und Geschlecht. Zu den jüngsten Publikationen gehören die Aufsätze: „From Stigma to Cult: Changing Meanings in East German Consumer Culture“. In: Frank Trentmann (Ed.), 2006: The Making of the Consumer. Knowledge, Power and Identity in the Modern World. Oxford/New York, 249-270; „Gegenleben. Emanzipationsvorstellungen im DEFA-Film“. In: Bettina Mathes (Hg.), 2007: Die imaginierte Nation. Identität, Körper und Geschlecht in DEFA-Filmen. Berlin, 192-215.

Richter, Ulrike A. war von September 2004 bis November 2007 HBS-Stipendiatin und Mitglied des Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Ihre Dissertation „Fakten Schaffen. Ethnographische Erkundungen zu Ir/Rationalität und Macht in einem Unternehmen“ ist an der Schnittstelle zwischen kulturwissenschaftlicher und soziologischer Organisationsforschung angesiedelt. Neben dieser Schwerpunktsetzung sind ihre Arbeitsfelder die Frauen- und Geschlechterforschung sowie empirische Methoden. Kontakt: richteru@staff.uni-marburg.de

Roß, Bettina arbeitet als Wissenschaftskoordinatorin der Göttinger Graduiertenschule Gesellschaftswissenschaften (GGG) an der Georg-August-Universität Göttingen. Zuvor war sie als wissenschaftliche Koordinatorin des Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“ der Hans-Böckler-Stiftung in Marburg tätig. Sie hat zu „Politischen Utopien von Frauen“ promoviert, publiziert zu politischer Theorie/Geschlechterforschung und forscht zu Ethnisierung und Gender in der internationalen Arbeitsteilung. Eine aktuelle Veröffentlichung ist „Mehrheit am Rand? Geschlechterverhältnisse, globale Ungleichheit und transnationale Handlungsansätze“ (Hg. mit Heike Brabandt und Susanne Zwingel). Wiesbaden. Im Erscheinen. Kontakt: bross@gwdg.de

Rudolph, Clarissa hat die Projektleitung „Die Umsetzung des SGB II aus gleichstellungspolitischer Sicht“ bei GendA – Forschungs- und Kooperationsstelle Arbeit, Demokratie, Geschlecht am Institut für Politikwissenschaft der Philipps-Universität Marburg

inne und ist Mitglied des Gender-Kollegs. Ihre Schwerpunkte sind Arbeitsmarktpolitik, Frauen- und Gleichstellungspolitik sowie feministische Arbeitsforschung. Eine ihrer aktuellen Publikationen ist „Hartz IV – Zwischenbilanz und Perspektiven“ (Hg. mit Renate Niekant). Münster 2007.

Scholz, Sylka ist Soziologin und Kulturwissenschaftlerin. Derzeit ist sie Gastdozentin am Sozialwissenschaftlichen Institut an der Stiftung Universität Hildesheim. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland und Osteuropa; theoretische und empirische Männlichkeitskonstruktionen; Medien und Politik sowie qualitative Methoden. 2007 erschien ihr Buch: „Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit“ (Hg. mit Mechthild Bereswill und Michael Meuser). Münster. Kontakt: sylka.scholz@gmx.de

Schroth, Heidi promoviert derzeit im Marburger Gender Kolleg zur gewerkschaftlichen Mitgliedergewinnung im Zwei-Länder-Vergleich. Zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in dem Forschungsprojekt „Gebäudereinigung im Spannungsfeld zwischen kommunalen Diensten und Privatisierung“ an der Goethe-Universität Frankfurt. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind: Soziologie der Arbeit und der Industriellen Beziehungen sowie Geschlechterforschung.

Sülzle, Almut promoviert im Graduiertenkolleg „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“ mit einer Ethnographie zu Fußballfans. Zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im „Netzwerk Frauen.Innovation.Technik“ an der Fachhochschule Furtwangen. Ihre Schwerpunkte sind: Männlichkeitsforschung; Methodologie und Ethik qualitativer Sozialforschung; Mädchen in Jugendkulturen sowie Technik und Kultur. 2005 war sie Herausgeberin von „gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht“ (gemeinsam mit Antje Hagel und Nicole Selmer). Frankfurt/Main.

Wagels, Karen promoviert in den Kulturwissenschaften zum Thema „Geschlecht als Arte/Fakt“ im Rahmen des Graduiertenkollegs „Geschlechterverhältnisse im Spannungsfeld von Arbeit, Politik und Kultur“. Forschungs- und Lehraktivitäten beziehen sich auf Geschlechterdifferenz, feministische Körperkonzeptionen und poststrukturalistische Theoriebildung. Eine aktuelle Publikation ist u.a.: „Sub/Versionen von Geschlecht – zum politischen Einsatz einer Fotoausstellung“ In: Ernst, Thomas/Gozalbez Cantó, Patricia/Richter, Sebastian/Sennewald, Nadja/Tieke, Julia (Hg.), 2008: SUBversionen – zum Verhältnis von Politik und Ästhetik in der Gegenwart. Bielefeld.

Zimowska, Agnieszka studierte Soziologie und Ethnologie an der Universität Göttingen. Sie promoviert mit Unterstützung der Hans-Böckler-Stiftung und publiziert zur Situation migrantischer Prostituierter. Ihre Forschungsschwerpunkte finden sich im Bereich der Gouvernementality Studies sowie der Migrations- und Biographieforschung.